tl. Bibliothek
egensburg

Ad bibliothecam
Ratisbonensem. 1828.

III. 47.

Hist. 2208.

SBR069027108277

Fritzere Name

Sitten=

und

Charaktergemählde

aus der teutschen Geschichte

zur Unterhaltung und Belehrung

für die Jugend

von

Samuel Baur.

Decan und Pfarrer in Albeck

und Göttingen bei Ulm.

Nürnberg

bei A. G. Schneider u: Weigel. 1811.

Interessante

Sitten- und Charaktergemählde

aus der

deutschen Geschichte.

Vorbericht.

Die Absicht dieser Bogen ist: Kenntniß und Liebe des Vaterlandes unter allerley Lesern, besonders unter der erwachsenen Jugend, gemeiner zu machen, als sie gewöhnlich zu seyn pflegen. In dieser Hinsicht dürften diese Gemählde und Erzählungen vielleicht empfehlungswerther seyn, als so manches andere kleine und große Buch, das alljährlich zu Nutz und Frommen für allerley Leser in die Welt geschickt wird, und we-

weder Geist noch Herz nährt. Neues konnt' und wollt' ich freylich auch nicht sagen, aber es schien mir nicht überflüssig, dasjenige nach meinem Plane in einer gefallenden Einkleidung zu wiederholen, was für uns sein besonderes Interesse so lange nicht verlieren kann, als wir — Deutsche sind!

Göttingen, bey Ulm,
am 24ten Merz 1811.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Gemählde von Deutschland wie es vor zwey tausend Jahren war.

Seite

1. Kenntniß des Vaterlandes ist nützlich und angenehm. Natürliche Beschaffenheit des alten Deutschlands. Rauhes Klima desselben. Waldungen. Thiere, Pflanzen und Gewächse, Mineralien - - 1

2. Rohheit der ältesten Bewohner Deutschlands. Ursprung der Namen Germanien und Deutschland. Gränzen des Landes. Häusliches Leben der Einwohner. Volksversammlungen. Fürsten. Unterschied der Stände - - - - 11

3. Freyheitsliebe der Deutschen. Liebe zum Krieg. Waffen. Feierliche Aufnahme in die Zahl der Krieger. Art Krieg zu führen - - - 24

4. Religion der Deutschen. Verschiedene Götter. Geheiligte Wälder. Druiden. Opfer. Weissagende Frauen. Art der Beerdigung. Begriffe vom ewigen Leben - - - - 40

5. Herumschweifende Lebensart der ältesten Bewohner Deutschlands. Hütten und Wohnplätze. Kleidung. Speisen und Getränke. Unmäßigkeit im Genuß der letztern. Trägheit. Feldbau und Handlung - - - - - 55

Seite

6. Häusliche Tugend. Ehetreue und Keuschheit. Bestrafung des Ehebruchs. Treue und Redlichkeit. Gastfreyheit. Gesellschaftliche Freuden und Lustbarkeiten. Spiele - - - - 68

7. Uebersicht der verschiedenen deutschen Völkerschaften - - - - - 78

II. Die ältesten Kriegsthaten und Kämpfe der Deutschen.

1. Der Cimbrische Krieg. Marius rettet den mächtigen Römerstaat und vernichtet große feindliche Heere - - - - - - 94

2. Der Suevenkönig Ariovist und der römische Feldherr Cäsar im Kampfe gegen einander. Niederlage des erstern - - - - - 104

3. Cäsars neue Unternehmungen gegen die Deutschen. Er geht über den Rhein, und lernt Deutschland genau kennen - - - - 120

4. Der Zustand von Deutschland unter dem Kaiser Augustus. Feldzüge und Eroberungen des Drusus 132

5. Die Feldzüge des Tiberius in Deutschland. Große Macht des markomannischen Königs Marbod. Bedrückungen der Deutschen unter dem römischen Statthalter Varus - - - - 141

6. Deutschlands Retter von der römischen Herrschaft, der große Herrmann. Schröckliche Niederlage der Feinde - - - - - 149

7. Feldzüge des Germanicus in Deutschland. Uneinigkeiten der Deutschen. Herrmann setzt sich seinen Unternehmungen entgegen - - - 160

Seite

8. Der letzte Kampf zwischen Herrmann und Germanicus - - - - - - 178
9. Krieg zwischen König Marbod und Herrmann. Tod des letztern - - - - - - 184

III. Die Deutschen zerstören das mächtige Reich der Römer.

1. Vortheile, welche für Deutschland aus der Verbindung mit den Römern entspringen. Ursachen des Verfalls des römischen Reichs - 191
2. Der batavische und der markomannische Krieg 203
3. Zunehmender Verfall des römischen Reichs. Neue Völker treten auf: Gothen, Alemannen, Franken und Sachsen - - - - - 218
4. Kultur und Sittengemählde. Verbreitung des Christenthums unter dem Kaiser Constantin dem Großen - - - - - 229
5. Die Deutschen werden von Constantin dem Großen und Julian besiegt - - - - - 235
6. Umfang des römischen Reichs zur Zeit seines Verfalls. Die Völkerwanderung - - - - 247
7. Die Hunnen. Aufenthalt. Lebensart und frühere Schicksale derselben - - - - 253
8. Die Gothen richten in Thracien große Verwüstungen an, und machen sich den Römern furchtbar 260
9. Theilung des römischen Reichs. Unternehmungen des gothischen Königs Alarich gegen dasselbe - 271
10. Einfälle und Eroberungen verschiedener deutscher Nationen in mehreren Ländern der Römer. Alarich kommt nach Italien und erobert Rom - 279

Seite

11. Unternehmungen der Gothen unter ihrem Könige Adolph. Ursprung des burgundischen Reichs. Die Sachsen setzen sich in Britannien fest - - 295
12. Eroberungen des Attila, Königs der Hunnen - 304
13. Die Vandalen gründen ein Reich in Afrika und erobern Rom unter ihrem Könige Genserich - 318
14. Zerstörung des abendländischen Reichs der Römer durch Odoaker. Die Regierung des ostgothischen Königs Theodorich - - - - 324
15. Die Bewohner Deutschlands zur Zeit der Völkerwanderung und nach derselben, als: Friesen, Sachsen, Franken, Alemannen, Schwaben, Thüringer, Bayern und Slaven. Lebensart und Sitten der letztern - - - - 334
16. Kulturgemählde von Deutschland nach der Völkerwanderung - - - - - 343
17. Von der Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen. Schicksale der Religion bis auf Constantin - - - - - 360
18. Veränderte Gestalt des Christenthums seit den Zeiten Constantins des Großen - - 372
19. Von den Festen und kirchlichen Einrichtungen der Christen zur Zeit der Völkerwanderung. 379
20. Die Sprache der Deutschen im fünften Jahrhundert - - - - - 385
21. Schriftliche Gesetze. Richteramt. Beschreibungen der Ordalien oder Gottesurtheile - - 391
22. Veränderungen in der Staatsverfassung. Allodien. Lehne. Schädliche Folgen der letztern 404

I.

Gemählde von Deutschland wie es vor zwey tausend Jahren war.

I.

Kenntniß des Vaterlandes ist nützlich und angenehm. Natürliche Beschaffenheit des alten Deutschlandes. Rauhes Klima desselben. Waldungen, Thiere, Pflanzen und Gewächse, Mineralien.

Es gehört unter die edelsten Vorzüge des Menschen, daß er seine Aufmerksamkeit nicht blos auf das richtet, was ihn zunächst umgiebt. Er hört gerne von dem reden und erzählen, was sich ferne von ihm zuträgt, was in andern Gegenden der Erde geschieht, wie die Menschen daselbst leben, sich nähren, und womit sie sich beschäftigen. Diese Wißbegierde, wenn sie auf würdige Gegenstände gelenkt wird, ist eine reiche Quelle der Erkenntniß und des Vergnügens. Die Thaten und Begegnisse anderer Menschen zeigen uns oft, wie wir es anzufangen haben, um ein

bestimmtes Ziel zu erreichen, und welche Abwege wir dabey vermeiden müssen. Und wen sollt' es nicht freuen, zu wissen und zu erfahren, was ehemals, was schon vor vielen Jahrhunderten auf der Erde vorgieng, und welche Umwandlungen sie erfuhr, bis sie das wurde, was sie jetzt ist? Sollten wir nicht die Hauptrevolutionen kennen zu lernen verlangen, die auf ihr sich ereigneten? Und wem sollt' es nicht angenehm seyn, mit jenen großen Männern der Vorwelt Bekanntschaft zu machen, die sich nicht allein um ihre Zeitgenossen, sondern auch um die Nachwelt ausgezeichnete Verdienste erwarben? Das Herz wird für das Edle und Gute erwärmt, und zur Nacheiferung erweckt, wenn es mit Aufmerksamkeit die schönen Vorbilder wahrer Verdienste betrachtet. — Jüngling, verweile nachdenkend bey dem Bilde ausgezeichneter Männer, und tritt auf die Bahn, auf der sie so ruhmvoll einher giengen!

Verdient alles, was in der Welt Großes und Merkwürdiges geschah, unsere Aufmerksamkeit, so verdienen es vor allem die Thaten unserer Vorfahren. Du bist ein deutscher Jüngling, und du hast nicht Ursache, dich deiner Abkunft zu schämen. Das Land, in dem du gebohren wurdest, hat viele große Männer erzeugt, es sind merkwürdige Thaten in ihm verrichtet worden, und deutsches Verdienst wird man ehren, so lange überhaupt noch Verdienste geehrt werden. Den Deutschen verdankt man

die

die unschätzbare Erfindung der Buchdruckerkunst, so wie die Entdeckung des Schießpulvers. Deutsche waren es, welche zuerst aus Lumpen Papier verfertigen lehrten; eine wegen der Wohlfeilheit des Materials unschätzbare Erfindung. Machen uns auch Niederländer und Italiäner, die Erfindung der Oelmahlerey und des Kupferstechens streitig, so ist doch die größere Wahrscheinlichkeit auf unserer Seite. Ueberhaupt haben unsere Voreltern, wie sehr sie auch von den galanteren Franzosen und von den listigeren Italiänern wegen ihrer Plumpheit verachtet wurden, doch von jeher den unpartheyischen Richtern im Auslande das Zeugniß abgenöthigt, daß sie die kunstreichste, erfinderischeste und ausdaurendste Nation sey. Die Deutschen stifteten das mächtigste und blühendste Handlungsbündniß, das ihnen über drittehalb hundert Jahre das baare Geld des größten Theils von Europa lieferte. Und ob sie gleich die christliche Religion später annahmen als viele andere Völker, so waren sie dennoch die ersten, welche das alte wahre Christenthum mit möglichster Annäherung an dessen erste reine Grundsätze, fünfzehn hundert Jahre nach seinem Anfange wieder herstellten, und aufhörten, dem römischen Bischof mit blindem Gehorsam zu huldigen. Es ist auch unter den jetzt herrschenden europäischen Reichen keines, das so lange Zeit hindurch das Schicksal unseres Welttheils entschieden hat, als die Deutschen. Nur in weni-

gen kleinen Perioden verhielten wir uns, seit dem Verfall des römischen Reiches bis auf unsere Zeiten, leidend; und auch dann, wenn uns andere mächtige Nationen ins Gedränge gebracht hatten, beruhete die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen denselben auf uns. Die Natur hat unser Vaterland zum Mittelpunkt unseres Welttheils gemacht, und ihm große Kräfte gegeben, um aus diesem Mittelpunkte andern Völkern Gesetze vorzuschreiben. Behaupten wir uns jetzt gleich nicht mehr auf dieser hohen Stufe, und mußte Deutschland gleich in den neuesten Zeiten große Opfer bringen, so stehen wir Deutschen doch in keinem wesentlichen Stücke irgend einem unserer Nachbaren nach.

Schande wäre es dir, deutscher Jüngling, wenn du von dem allen wenig oder nichts wüßtest; Schande, wenn du mit dem unbekannt wärest, was Deutsche thaten, erfanden, und wie sie es anfiengen, um ihr Land der Barbarey zu entziehen, in der es noch damals sich befand, als schon in manchen andern Gegenden der Erde Künste und Wissenschaften blühten, und die Menschen in wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaften lebten.

Die gesittetsten Völker der alten Welt, Griechen und Römer, kannten Jahrhunderte lang das in Barbarey dahin gegebene Deutschland nicht einmal dem Namen nach. Für die Griechen insbesondere, die ersten ausgebildeten Menschen unsers Welttheils,

war

war unser Vaterland ein unentdecktes Land, und lächerliche Mährchen waren das einzige, was sie von demselben zu sagen wußten. Die Römer waren das erste Volk unter den Alten, durch die wir Nachrichten von unserm Vaterland empfiengen, und es sind kaum zwey tausend Jahre verflossen, seitdem die Deutschen anfiengen, sich aus dem rohen Zustande der Natur empor zu arbeiten. Ihr Land war damals so rauh und kalt, und nicht einmal so bewohnbar wie das heutige Sibirien. Ungeheure Wälder, in denen reissende Thiere hauseten, überzogen die Oberfläche desselben, und verhüllten den Boden in einen tiefen Schatten, der den wohlthätigen Strahlen der Sonne den Durchgang verwehrte. Ein grofer undurchdringlicher Wald, der sich am Bodensee anfieng und bis nach Ungarn erstreckte, nahm beyweitem den größten Theil des damaligen Deutschlands ein. Dieser ungeheure Wald hatte neun Tagreisen oder ungefähr sechzig Stunden in der Breite, und sechzig Tagreisen, oder drei hundert und achtzig Stunden in der Länge. Der Schwarzwald, der Spessart, der Thüringer- und Böhmerwald, die vielen Holzungen in Baiern, der Wienerwald, die schlesischen Waldungen u. a. m. sind noch starke Spuren von demselben.

Wo große Waldungen sind, da ist natürlich auch viel Schatten. Der Schatten hindert, daß der Erdboden von der Sonne durchwärmt und ausgetrocknet wer-

werde; er bleibt also feuchter. Zugleich ziehen Wälder die Wolken an sich, und in den dichten Bäumen verwahrt sich die Feuchtigkeit. Daher sammeln sich in dicken Wäldern leicht stehende Wasser, es werden Sümpfe daraus, und wo die sich in größerer Zahl finden, muß durch die feuchten Ausdünstungen die Luft kälter werden. So wie aber Wälder ausgerottet werden, bekommt Luft und Sonne freieren Zugang zu dem Boden, trocknet und erwärmt, die Sümpfe verschwinden, und die Luft wird wärmer. Daher die rauhe und unfreundliche Gestalt, die unser Vaterland vor zwey tausend Jahren hatte. Besonders war der Grund durch die eingesogenen Feuchtigkeiten weit kälter; daher keine Pflanze hier gedieh, die wärmeren Boden verlangte. Acht ganzer Monate waren Flüsse und Seen mit einer dichten Eiskruste überzogen. Die ganze Natur lag binnen dieser Zeit in einer leblosen Erstarrung. Kein Gräschen keimte, kein Blatt grünte an den mit Eiszacken behangenen Bäumen. Nur wenig Monate hindurch erwärmte die Sonne den Boden in dem Grade, daß die darinn fortkommenden Pflanzen und Bäume reifen und Früchte tragen konnten. Aber auch während dieses kurzen Sommers wurde die Luft durch die aus den Morästen, Seen und Flüssen aufsteigenden Dünste so rauh, trübe und ungesund gemacht, daß nur ein Eingebohrner des Landes ihn angenehm oder auch nur leidlich finden konnte.

Nur höchst selten wechselte das unangenehme Gemische von starrenden Wäldern und tiefen Sümpfen mit einer sonnigen Anhöhe ab, die dem ermüdeten Auge einige Ruhe vergönnte.

Ein Land von so rauher, so unfreundlicher Beschaffenheit kann die Bewohner glücklicherer Gegenden unmöglich herbeylocken, und es müssen Jahrhunderte verstreichen, ehe einzelne Horden und Stämme von Menschen, theils von andern verdrängt, theils von Neugierde angetrieben, in demselben sich niederzulassen wagen.

Die großen Wälder, welche ganz Deutschland überzogen, wimmelten von allerley Arten wilder und reissender Thiere. Auerochsen so unbändig und stark, daß man sie in Kämpfen mit Bären und Löwen siegen sah, traf man damals häufig an den Ufern des Rheins und in ganz Deutschland; eben so Elendthiere, die nun durch Europens Anbau nach Sibirien hinauf verscheucht worden sind. Die Auerochsen fieng man in Gruben, tödtete sie dann, und es war dem deutschen Jünglinge Kriegsübung und Ruhm, die Hörner von Auerochsen zu gewinnen. Bären und Wölfe waren in solcher Menge vorhanden, daß die Jagd derselben die Deutschen hinlänglich beschäftigen konnte. Der einzige und liebste Reichthum der Deutschen waren zahlreiche Heerden. Rinder, Schaafe, Schweine und Ziegen traf man bey jedem Hausvater an, bey wenigen auch noch Gänse und

Hun-

Hunde. Kein Thier aber schätzten die Deutschen höher als das Pferd. Zwar zeichneten sich die deutschen Pferde weder durch besondere Schönheit und Größe, noch durch ihre Geschwindigkeit aus: allein da sie den Deutschen sowohl im Kriege als bey ihrer Nahrung sehr gute Dienste thaten, so hielten sie dennoch sehr große Dinge auf sie. Pferdefleisch war ihnen ein Leckerbissen, und erst im achten Jahrhundert wurden sie durch einen päbstlichen Befehl vom Genusse desselben entwöhnt. Einige Pferde, die ganz weiß seyn mußten, und niemals zur Arbeit gebraucht seyn durften, wurden in den heiligen Wäldern, die den Deutschen statt der Tempel dienten, auf öffentliche Kosten ernährt und sorgsam gepflegt, zu gewissen Zeiten vor einen heilig geachteten Wagen gespannt, und von dem Fürsten oder Oberpriester des Volks gefahren, der aus ihrem Wiehern die Zukunft wahrsagen zu können meinte. Ausserdem gab es in den Waldungen auch eine Menge wilder Pferde, die als herrenlos angesehen wurden, und von jedem, der Lust dazu hatte, eingefangen und zum Privateigenthum gemacht werden konnten.

An Vögeln von allerlei Art war nirgend ein Mangel, und unter ihnen gab es auch solche, die selbst der leckere Gaumen der Römer nicht verschmähte. Falken, die wir jetzt aus Island und andern nördlichen Ländern beschreiben, gab es damals häufig bey uns. Alle Arten von starken Raubvögeln wur-

wurden von den gemeinen Leuten zum Behufe der Jagd unterhalten. Im Harzwalde sollen Vögel gewesen seyn, deren Federn auch in der Dunkelheit geglänzt haben, so daß sie den Reisenden des Nachts anstatt des Lichtes gedient. Unter den Fischen Deutschlands waren besonders die Störe und Rheinsalmen berühmt.

So wild, als die Thiere des damaligen Deutschlandes, waren auch die Pflanzen und Gewächse, die der rauhe und ungebaute Boden hervorbrachte. Nichts erblickte man häufiger als Eichen, ingleichen Fichten und Tannen, jene in den nördlichern, und diese in den südlichern Gegenden. An Bäumen, die edlere Obstarten hervorbringen, fehlte es noch gänzlich; die Stelle unsers jetzigen schönern Obstes, vertraten Holzäpfel und Holzbirnen; nur am Rhein gab es eine Art von Kirschen, die eine aus Schwarz, Roth und Grün zusammengesetzte Farbe hatten. Auch an Gartengewächsen war Deutschland arm, und unter den wildwachsenden Kräutern und Pflanzen gab es vornemlich Pastinaken, wilden Spargel, der sehr reichlich wuchs, und Rettige von ganz ungewöhnlicher Größe. Selbst den Ackerbau trieben unsere ältesten Vorfahren nicht mit sonderlichem Fleiße. Hier und da bauten sie Hülsenfrüchte (Bohnen), besonders auch etwas Gerste und Hafer, aus den erstern bereiteten sie Brey, Klösse, und andere Lieblingsgerichte des deutschen Gaumens: aus der Gerste

sie braueten sie Bier, welches so stark und berauschend war, daß die Römer es den Gerstenwein nannten.

An edlen Metallen und Mineralien besaß das alte Deutschland, so gut wie das jetzige, einen grosen Reichthum, die Deutschen schätzten ihn aber eben so wenig wie die Amerikaner, die erst durch die habsüchtigen Spanier auf den Werth des Goldes und Silbers aufmerksam gemacht wurden, und wahrscheinlich war es jenen blos um das zu ihren Waffen und Werkzeugen nöthige Eisen zu thun. Mehr Vortheil brachte ihnen der Handel mit Bernstein, den die Deutschen, von dem altdeutschen Worte Glis oder Glitt, glänzen, Glas nannten, so wie die Inseln an der Ostsee, auf denen er gefunden wurde, die Glasinseln hießen. Indeß lag ihnen der Bernstein ungleich weniger am Herzen als ihre Salzquellen, die oft zu blutigen Händeln unter ihnen Veranlassung gaben, weil man glaubte, daß die Götter sich gerne an dergleichen Orten aufhielten. Doch war ihr Salz nicht weiß, sondern schwarz: denn sie bereiteten es auf die sonderbare Weise, daß sie Salzwasser auf glühende Kohlen von Eichenholz oder Haselnußstauden gossen, durch welche Begiessung die Kohlen selbst zu Salz wurden.

2.

Rohheit der ältesten Bewohner Deutschlands. Ursprung der Namen Germanien und Deutschland. Gränzen des Landes. Häusliches Leben der Einwohner. Volksversammlungen. Fürsten. Unterschied der Stände.

Die älteste Bevölkerungsgeschichte ist überall in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wie Völker wurden? Wer die ersten Stammväter eines Volks, die ersten Bewohner eines Landes gewesen? Wie sie dahin gekommen und woher? Für alle diese Fragen findet sich in jenen finstern Zeiten fast überall keine Aufklärung. Von den Altvätern unsers Geschlechts war es nicht zu erwarten, daß sie durch schriftliche Aufsätze irgend ein Denkmal ihrer Verfassungen, ihrer Thaten und ihrer Veränderungen für die Nachkommen stiften sollten. Rohe, zu wenig gebildete, mit Schrift und Kunst und allen Produkten des Geistes noch unbekannte Deutsche hatten hiezu so wenig Geschick als Lust. Bei der viel späteren Aufklärung unseres Volks würden wir in der vaterländischen Geschichte noch unendlich weiter zurückgeblieben seyn, wenn nicht einiges doch durch Ausländer ersetzt worden wäre. Vornämlich hat uns Tacitus in seinem Buche von deutschen Sitten einen Schatz deutscher Alterthümer aufbewahrt. Er ist unser Führer im Fortgange dieser Erzählung.

Die

Die Stämme und Horden, die zuerst das alte Deutschland bevölkerten, kamen aus den Gegenden unsers Erdtheils, welche in unsern Zeiten von den Tatern und andern dergleichen rohen Nationen bewohnt werden. Man thut ihnen also gewiß nicht unrecht, wenn man sich unter den ältesten Einwohnern Deutschlands solche Leute, wie die heutigen Tatern und Kalmüken, vorstellt; ja man erweist ihnen, da diese durch den Umgang mit den benachbarten Völkern schon zu einiger Bildung Gelegenheit gehabt haben, vielleicht noch zu viel Ehre. Die Deutschen dieser Zeit waren noch eigentliche Wilde, so wie sie Franzosen und Engländer in Nordamerika antrafen; ein ganz sinnliches und unstetes Menschengeschlecht; das, ohne viele Bedürfnisse, sich blos um das Gegenwärtige bekümmerte, und übrigens kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, kannte. Bären, Wölfe und andere grimmige Thiere, die ihnen den Besitz des neuen Landes streitig zu machen suchten, nöthigten sie, Jäger abzugeben. Frühzeitig aber hatten sie sich schon Heerden von zahmem Vieh angeschaft, die sie nährten und kleideten, und folglich ihren ganzen Reichthum ausmachten. Mit diesen zogen sie aus einer Gegend in die andere, und diese Wanderungen hörten nicht eher auf, als bis die vermehrtere Volksmenge ihnen andere Grenzen setzte. Manchmal auf freundschaftliche Art, am öftesten aber nach einem

ent-

entscheidenden Handgemenge, wurde jener Fluß oder jener Berg zur Gränze bestimmt. Lange zogen diese Horden und Stämme, in dem weitläuftigen Deutschlande herum, ohne sich eher um einander zu bekümmern, als bis sie das Ohngefähr zusammen brachte. Alsdann verstanden sie sich entweder gutwillig zu einer Vereinigung, oder die schwächere Horde wurde von der stärkern dazu genöthigt. Kleinere Völkerschaften wuchsen also nicht allein durch fleißige Fortpflanzung ihres Geschlechtes, sondern auch durch Verbindung mit andern. Freilich mußte aber manches Jahrhundert verstreichen, ehe dergleichen Verbindungen furchtbar werden konnten.

Fast alle Völker haben eine Ehre darinn gesucht, ihre Herkunft zu erhöhen und zu veredeln. Da sie nicht glauben konnten, so ganz wie Schwämme aus der Erde hervorgewachsen zu seyn, so schmeichelten sie sich, von irgend einem großen Helden abzustammen, oder von einem Gott. Bey den Deutschen wurden der Gott Tuist, und sein Sohn Mannus für Volksstifter erkannt und verehrt.

Der Name Germanien, womit die Römer unser Vaterland bezeichneten, ist offenbar deutschen Ursprungs. Noch jetzt haben wir in unserer Sprache das Wort Wehr (von dem wohl auch das englische War und das französische guerre abstammt), so wie auch die zusammengesetzten Worte: wehrhaft,

wehr-

wehrlos, Nothwehr, Gegenwehr. Aus Wehr und Mann mag der Name German entstanden seyn, und bedeutet daher seinem Ursprunge nach so viel als Kriegsmann. Der Name der Deutschen, der eigentliche Volksname, ist erst seit einem Jahrtausend bekannt. Man leitet das Stammwort Deut von dem alten Thiod (d. i. Volk) her, und glaubt, Deutische bedeuteten so viel als Verwandte oder Landsleute. Lange war dieser Name nur den Völkern eigen, die am Niederrhein, oder vielleicht auch in Niedersachsen wohnten, und man verstand unter der deutschen Sprache vorzüglich die niedersächsische, und ihre Tochter, die fränkische

Das alte Germanien hatte ganz andere Gränzen als das heutige Deutschland. Die Römer verstanden nemlich unter dem Namen Germanien alles Land, was nach Mitternacht von der Nord- und Ostsee, nach Morgen von der Weichsel, nach Abend vom Rhein, nach Mittag von der Donau begrenzt ward. Sie zogen also unter diese Benennung auch Schweden, Dänemark und Norwegen, so wie eine große Strecke der Donauländer, schlossen hingegen davon alles aus, was ihnen diesseits des Rheins lag. Alle die Horden und Völkerstämme, welche in dem großen Germanien wohnten und umherzogen, bestanden aus kernhaften, nervigten und starken Leuten. Die Deutschen waren von Körper die größten Menschen, welche die Römer kannten, und sie erschra-

schracken anfangs nicht wenig über die Riesengestalten. Nebst der Größe fielen den Römern das lockige goldfarbene Haar, die blauen Augen und die weisse Farbe an den Deutschen auf. Ihr schönes goldfarbenes Haar mußte häufig nach Rom wandern, um die Köpfe der Damen sowohl als der Herren zu schmücken. Auffallend war's, daß die Gesichtsfarbe der Männer noch ungleich weisser war als die der Weiber. Allein wenn man bedenkt, daß bey den Deutschen die Weiber gewöhnlich die Aufsicht über den Feldbau und überhaupt alle ökonomische Arbeiten zu besorgen hatten, und also ungleich mehr der Sonnenhitze ausgesetzt waren, als die Männer, die, wenn sie nicht gerade im Kriege waren, zwey Drittheile ihres Lebens verschliefen, und mehrentheils blos des Nachts auf die Jagd giengen, um das zum Unterhalt der Familie erforderliche Wildpret zu erlegen; so begreift man leicht, warum es in Ansehung der Gesichtsfarbe bey unsern Vorfahren sich gerade umgekehrt wie bey uns verhielt, wo das männliche Geschlecht sich gewöhnlich durch eine braunere Gesichtsfarbe vom weiblichen unterscheidet. Doch waren eine regelmäßige Gesichtsbildung, weiße Haare, blaue Augen und blonde Haare nicht die einzigen Schönheiten, wodurch sich die Deutschen vor andern Nationen auszeichneten. Ihr riesenhafter Körper war auch nach dem schönsten Ebenmaaße gebaut, muskulös und fleischig;

aber nicht sonderlich fett, wovon vielleicht der Grund mit in den öftern Leibesübungen lag, wozu der deutsche Knabe von seiner zartesten Kindheit auf gewöhnt wurde, so wie es unläugbar ist, daß die Ursache von der ungewöhnlichen Größe und Stärke unserer Vorfahren größtentheils in dem kalten Klima, unter dem sie lebten, in ihren einfachen aber nahrhaften Lebensmitteln, aus den spaten Wollusttrieben und endlich in der daraus herfließenden Gewohnheit sich so spat als möglich zu verheurathen, zu suchen ist.

Die verschiedenen Horden und Völkerschaften, welche Deutschland bewohnten, stunden in keiner Verbindung mit einander. Sie zogen wie andere Hirtenvölker mit Wagen herum, die ihnen zugleich zum Obdach dienten. Bauten sie ja eine Hütte, so war sie nur auf eine kurze Dauer eingerichtet. Als die vermehrten Menschenmengen sich aber zu drängen anfiengen; als der Ackerbau diesem oder jenem Stücke Land einen fortdauernden Werth beylegte, da baute man sich festere Hütten, da legte man sein kleines Haus in der Mitte seines Eigenthums an. Aus den Hütten einer Familie bildete sich allmählich ein Dorf. So schlecht die Hütten waren, so wurden die Wände derselben doch mit einer glänzenden Erde, mit Ocker, überstrichen. Gegen die Kälte des Winters schützte eine Höhle, oder eine in die Erde gebaute Hütte, welche durch Mist ver-

ram-

rammelt war. Die Bewohner dieser Hütten verzehrten ihr frisches Wildpret, ihr wildes Obst, ihren Brey von Habermehl und ihren Käse mit einem Appetit, um welchen sie die schwelgerischen Römer beneideten. Sie tranken ihr Bier im Uebermaaß; kann man es aber, so wie die Römer, wunderbar finden, daß Leute, die sich gleich früh in kaltem Wasser badeten, und sodann den ganzen Tag in den Wäldern herumschweiften, recht viel aßen und tranken? Mit vollem Magen warfen sie sich auf eine Bärenhaut, wo sie ein erquickender Schlaf nicht lange warten ließ. Beide Geschlechter lebten stets bey einander, und die Kinder hatten das Gepräge von der vollen Kraft ihrer Eltern. Die Enkel blieben beym Heerde des Großvaters, und die junge zahlreiche Familie wuchs in ihrer Unsäuberlichkeit und Nacktheit zu den Riesenfiguren auf, deren blosser Anblick die stolzen, und blos den Deutschen bezwinglichen, Römer in Schrecken setzte. Jede Mutter säugte ihre Kinder mit eigener Brust, und vertrauete sie nicht den Mägden und Ammen an. Keine verzärtelte Erziehung machte einen Unterschied zwischen dem Herrn und dem Knecht. Beide wuchsen unter Einer Hand, und auf Einem Boden auf, bis das Alter trennte, und die Tugend die Trennung bestättigte.

Jeder Hausvater hatte über sein Weib, seine Kinder und seine Leibeigenen uneingeschränkt zu ge-

bieten; er war in seinem Hause König, Priester und Richter. Ereignete sich ein Fall, der das Wohl der ganzen Völkerschaft betraf, so hatte, der Natur der Sache nach, jeder Hausvater das Recht, den allgemeinen Berathschlagungen beyzuwohnen. Verlangte kein unvermutheter Vorfall eine Ausnahme, so versammelte man sich nur an gewissen Tagen, und zwar am liebsten zur Zeit des ersten Viertels oder des Vollmondes. Man hielt diese Zeit für vorzüglich geschickt zu Geschäften. Die Deutschen zählten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; hiernach bestimmten sie ihre Fristen vor Gericht, ihre Verabredungen; Nacht gieng bey ihnen dem Tage voran. Nur höchst selten war es der Fall, daß diese allen Zwang so sehr verabscheuenden Leute sich alle zur bestimmten Zeit einstellten, und meistens verstrichen zwey bis drey Tage, ehe etwas ausgemacht werden konnte. Schien ihnen die Versammlung zahlreich genug, so setzten sie sich in Waffenrüstung nieder. Jeder wählte sich den Platz nach seinem Belieben. Nur der Priester der Völkerschaft durfte Stille gebieten, und Unordnungen ahnden. Einer oder mehrere der Vornehmsten trugen den Gegenstand der Berathschlagung der Versammlung vor. An Befehl und Gehorsam war hier gar nicht zu denken. Alter, Adel, Kriegsruhm, Beredsamkeit — kurz das Ansehen des Mannes, der zu seinem Volke redete, nur das allein war im Stande, ihm

Ge-

Gehör zu verschaffen. Misfiel sein Vorschlag, so verwarfen sie ihn durch ein allgemeines Murren; gefiel er aber, so klirrten sie mit ihren Spießen. Des Beyfalls glorreichste Art war, mit Waffen zu loben.

In solchen Versammlungen entschied man über Krieg und Frieden, und über andere Angelegenheiten, die das Wohl der ganzen Völkerschaft betrafen; auch wurden in denselben die Todesstrafen zuerkannt. Die Strafen richteten sich nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer hiengen sie an Bäume; Feigherzige und die sich nach Weiberart betrugen, erstickten sie in Sümpfen, und warfen Strauchholz über sie. Diese Verschiedenheit deutete dahin, Verbrechen müsse man bey ihrer Bestrafung gleichsam zur Schau ausstellen, Schandthaten aber vor aller Augen verbergen. Auch für geringere Fehler gab es verhältnißmäßige Strafen, z. B. an Pferden und Hornvieh. Einen Theil erhielt der König oder die Gemeinde, einen andern der Beleidigte oder dessen Verwandschaft.

Meistens waren diese Zusammenkünfte mit einem Schmause verbunden. Bey einem feierlichen Gelage pflegte man sich über die Aussöhnung mit den Feinden, über die Stiftung neuer Verbindungen, über die Wahl der Anführer oder Oberhäupter zu besprechen. Man hielt das aufgeheiterte Gemüthe zu Berathschlagungen am meisten gestimmt,

zu großen Thaten am stärksten begeistert. Ohne List und Zurückhaltung sagte dann jeder, was ihm sein Herz eingab. So konnte man sicher darauf rechnen, die eigentliche Meinung eines jeden erfahren zu haben; aber erst am folgenden Tage wurde die Sache einer reifern Ueberlegung unterworfen, und dann erst entschieden. Uebrigens geschahen alle Volksberathschlagungen unter freiem Himmel. Der Ort war umzäunt, und kein Gutsbesitzer durfte ohne Ehehaften oder Noth von den größern Volksversammlungen wegbleiben; bey den kleinern aber erschienen blos die Vornehmsten des Volks. Malie war der eigentliche Name einer solchen Versammlung; wenn aber Krieg darinn beschlossen wurde, so hieß sie Herrmanney.

In den ältesten Zeiten, da jeder Hausvater in seiner Familie Regent und Richter war, hatte kein deutsches Volk ein gemeinschaftliches Oberhaupt; in der Folge aber fand man für gut, von diesen alten Gewohnheiten abzugehen und sich Führer zu wählen. Dieß geschah indessen blos zur Zeit eines bevorstehenden Krieges; sah man aber in der Folge ein, daß dieser Anführer, ausser den Verdiensten, auf welche man bey dessen Wahl Rücksicht genommen hatte, auch noch Klugheit und andere Einsichten besaß, so übertrug man ihm auch zu Friedenszeiten die Schlichtung bürgerlicher Streitigkeiten. Seine Macht war aber äusserst beschränkt, und er

herrsch-

herrschte mehr durch überlegenen Verstand und Tugend als durch Zwang. Die Priester ausgenommen stund es niemand zu, zu strafen, zu binden, nicht einmal einen Schlag zu geben. Und die Priester thaten es nicht wie zur Strafe, sondern auf Befehl der Gottheit. Die Fürsten und Könige lebten blos vom Ertrag ihrer Güter, und man wußte durchaus nichts von Steuern und Abgaben. Jeder zog auf seine Rechnung zu Felde, und sein Antheil an Raub war sein Unterhalt. Zuweilen geschah es wohl, daß man den Fürsten freiwillige Geschenke mit Vieh und Früchten machte. Von der Erblichkeit der höchsten Gewalt und der Staatsbedienung hatte man noch gar keinen Begriff. Jeder freie Mann gab seine Stimme zur Wahl eines Fürsten oder Feldherrn.

Schon in Deutschlands ältern Zeiten kannte man den Unterschied der Stände. Die Nation bestand aus dem Adel, aus freien Leuten, Freigelassenen und Knechten. Allem Ansehen nach machten diejenigen, welche durch große Kriegsthaten sich um das Vaterland besonders verdient gemacht hatten, den ersten deutschen Adel aus. Dieser Adel war ein Zeichen der Dankbarkeit des Volks gegen Männer, die sich großen Kriegsruhm erworben oder andere preiswürdige Thaten verrichtet hatten. Die Söhne solcher Väter, schlossen sich an die Fürsten an, und bildeten sein Gefolge. Unter ihnen herrschte der größte Wetteifer, und da dieses Gefolge als

der Kern des Kriegsheeres betrachtet wurde, so suchten es die Fürsten auf alle Art zu vermehren. Beständig von einem zahlreichen Haufen auserlesener Begleiter umgeben zu seyn, war der sicherste Beweis von Macht und Ansehen. Im Frieden diente er zur Zierde, im Kriege diente er zur Leibwache. Ein zahlreiches und tapferes Gefolge gewährte einem Fürsten nicht nur bey seiner eigenen Völkerschaft, sondern auch bey den Nachbaren Ruhm und Ehre. Man bestrebte sich durch Gesandschaften und Geschenke seinen Beistand zu erlangen, und öfters stellte schon die Nachricht von seinem Anzuge den Frieden wieder her. Schande war es dem Fürsten, wenn ihn einer aus seinem Gefolge an Tapferkeit übertraf, aber den Fürsten zu überleben oder ohne ihn das Schlachtfeld zu verlassen, das entehrte zeitlebens. Jedes Mitglied des Gefolges hielt es nicht nur für die heiligste Pflicht, seinen Führer zu vertheidigen und zu beschützen, sondern selbst die eigenen tapfern Thaten dem Ruhm desselben aufzuopfern. Der Fürst focht für den Sieg, das Gefolg für den Fürsten. Wer sich im Dienste des Fürsten auszeichnete, bekam ein kriegerisches Pfand, oder eine berühmte Rüstung zum Geschenk, womit irgend eine große That verrichtet worden war. In spatern Zeiten, da die Landgüter einen Werth erhielten, waren gewiße Bezirke von Feldern der Lohn ausgezeichneter Verdienste, die aber ein freier

Mann zu bauen sich schämte, und also seinem Knechte überließ.

Die Volksklassen bey den Deutschen waren die Freigebohrnen, die auch die Wehren hiessen. Ihre Rechte waren groß. Sie befanden sich nebst dem Adel in dem Alleinbesitz des Landeigenthums, und konnten nach Belieben darüber schalten und walten. Wer sich dazu rechnen wollte, mußte von einer freien Mutter empfangen, getragen und gebohren seyn; d. i. seine Mutter mußte während ihrer ganzen Schwangerschaft keinen Augenblick aufgehört haben frei zu seyn. An diese schlossen sich die Lazzi oder Freigelassenen an, deren Gerechtsame schon eingeschränkter waren. Indeß war ihr Schicksal ungleich besser, als das der vierten Volksklasse, welche die Knechte oder Leibeigenen ausmachten. Doch waren diese nicht alle von einerlei Art. Einigen lag blos die Besorgung des Feldbaues und aller ökonomischen Arbeiten ob, und das waren mehr Pächter als Leibeigene. Sie erhielten von ihren Herren nicht nur das Land, das sie bauen sollten, sondern auch Wohnung, Vieh und alles, was zum Feldbau gehört, wofür sie ihm etwas bestimmtes an Vieh, Früchten und Kleidungsstücken alljährlich abgeben mußten. Im übrigen aber waren sie in ihren Häusern ganz ihre eigenen Herren. Diese hiessen Kolaten, im Gegensatz die Gasindi (Gesinde, Buben), welche die Hausdienste ihrer Herren ver-

sehen mußten, und im eigentlichen Sinn des Worts Leibeigene waren. Ihr Loos war weit trauriger als das der erstern Gattung von Knechten. Denn da sie immer unter den Augen ihres Herrn waren, so waren sie nicht nur täglich Mißhandlungen ausgesetzt, sondern konnten auch von diesem, wie jeder Gegenstand des Eigenthums, nach Belieben veräussert, ja ohne daß sich jemand darum bekümmerte, todt geschlagen werden. Ja bey einigen Völkerschaften wurden diese Sklaven sogar mit den Leichnamen ihres Herrn verbrannt.

3.

Freiheitsliebe der Deutschen. Liebe zum Krieg. Waffen. Feierliche Aufnahme in die Zahl der Krieger. Art Krieg zu führen.

Ein Hauptzug in der Sinnesart der alten Deutschen war ihre Liebe zur Freiheit und Ungebundenheit. Der freigebohrne Deutsche haßte nichts mehr als Sklavenzwang und Unterdrückung. Er hatte im Grunde nichts zu vertheidigen als seine Freiheit; ihm um so lieber, da sie sein einziges Gut war. Eine solche Freiheitsliebe, wenn sie in den gehörigen Schranken bleibt, ist gewiß der edelste Zug in dem Charakter eines Volks; allein überspannt und übel verstanden hemmt sie den Fortgang feinerer Sit-

ten, der Industrie und der Aufklärung. So kann aber die Freiheitsliebe, die zu den edelsten Thaten entflammt, auch eine Quelle der Verwilderung werden, und war es lang bey den alten Deutschen. Was irgend ihre wilde Freiheit einzuschränken schien — geordnete Einrichtungen, jeden anständigen Zwang einer eingezogenen und mildern Lebensart, haßten sie. Nur ganz frei zu seyn, verachteten unsere Altväter alle Bequemlichkeiten des Lebens, und wünschten sogar keine Verbesserung.

Aus der Freiheitsliebe der Deutschen, die der Knabe mit der Muttermilch einsog, entsprang ihre lebhafte Neigung zum Krieg und Waffen. Der Krieg war beynahe das einzige Band, das die deutschen Horden zusammenhielt, und er machte die Hauptbeschäftigung der Deutschen aus.

Es könnte sonderbar scheinen, wie Leute, die von Natur einen so großen Hang zur Trägheit hatten, und oft Tage lang auf ihrer Bärenhaut lagen, dennoch so viel Lust zum Kriege hatten, und sich freiwillig allen Beschwerden desselben unterzogen. Allein diese Neigung läßt sich nicht aus den Leidenschaften erklären, welche die Quelle alles unseres Glücks und Unglücks sind. Unter solchen Menschen, die im Stande der rohen Natur leben, ist es nicht ganz selten, daß einer den andern todt schlägt, weil er ihm eine Frucht der Erde streitig macht, zu deren Genuß beyde gleich stark vom Hunger getrieben

wer-

werden. Vom Jachzorne dahingerissen entflammt einer den andern zur Rachgier, und die ganze Horde wird unruhig. Man hält es für schimpflich, sich ungestraft beleidigen zu lassen. Ganze Gesellschaften verhalten sich, wie einzelne Menschen, und werden von den nemlichen Leidenschaften zur Thätigkeit angetrieben. Eine Familie, eine Horde, die zur Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse auf etwas Anspruch macht, welches zugleich die Begierde einer andern Horde reitzt, kommt mit dieser auf die nemliche Art in Handgemenge, wie zween einzelne Menschen. Und die Natur selbst hatte den Deutschen mit allen zum blutigen Kampfe, erforderlichen Eigenschaften freigebig genug ausgerüstet. Sein ungeheurer Körperbau, sein muthiger, durch keine Gefahr und Mühseeligkeiten abzuschreckender Geist, machte ihn selbst den zahlreichsten Heeren gelernter Krieger zum furchtbaren Feinde.

Das schätzbarste Kleinod des Deutschen, ihm lieber als selbst das Leben, waren seine Waffen. Sie waren seine treuesten Begleiter bey Lust und Gefahr, und niemals trennte er sich von ihnen. Es ward aber für eine Entweihung derselben gehalten, wenn sie ein Knabe vor der gewöhnlichen Wehrhaftmachung getragen hätte. Denn ob dieser gleich schon frühe mit dem Gebrauch derselben bekannt gemacht, und, nachdem man ihn nackend zwischen vorgehaltenen entblößten Schwerdtern herum

tra-

tragen ließ, an ihren Anblick gewöhnt wurde, ja obgleich seine ganze frühere Jugend eine einzige ununterbrochene Waffenübung genannt werden konnte, so durfte er es doch nicht ohne strenge Ahndung wagen, vor der gesetzten Zeit in diesem Ehrenschmucke des Mannes vor dem Volke zu erscheinen. Erst wenn er ein gewisses Alter erreicht hatte, wurde er auf eine feierliche Art in die rühmliche Zunft der Krieger aufgenommen. In der Landesgemeinde gab entweder der Fürst, oder der Vater, oder sonst irgend ein naher Anverwandter dem jungen Helden einen Spieß oder einen Schild zum Zeichen seiner Aufnahme. Zuvor war der Jüngling ein Glied seiner Familie; nun war er aber ein Glied des Staats, und durfte für die Freiheit seiner Familie und seines Vaterlandes fechten. Er brannte sodann vor Begierde, sich durch beyspiellose Tapferkeit unter seinen Landsleuten auszuzeichnen, und vermochte diesem innern Drange nach großen Thaten so wenig zu widerstehen, daß er, wenn seine eigene eben im Frieden lebende Nation ihm keine Gelegenheit gab, ihn zu stillen, sich nicht selten zu fremden in Krieg verwickelten Nationen begab, um sich dort Ruhm und Ehre zu erfechten.

Seit der Zeit, daß der Deutsche auf eine so feierliche Art vor dem versammelten Volke die Erlaubniß erhalten hatte, Waffen zu tragen, legte er sie nie wieder ab. Zu Hause und auf dem Felde führte

ein

ein jeder seine Waffen bey sich; mit ihnen gieng er zu Tische, zu öffentlichen Gastmählern, in die Versammlung des Volks, vor Gericht; mit ihnen legte er sich schlafen, und sie wurden ihm sogar ins Grab mitgegeben, damit er auch in der ewigen Wohnung der deutschen Helden, in der Wallhalla, derselben nicht beraubt seyn möchte. Daher wurden Lanze und Mann in der deutschen Sprache gleich bedeutende Wörter, und der heiligste Schwur der Deutschen war bey ihren Waffen.

Der Geist der Freiheit ist bey allen Völkern mit dem Hang zur Unterdrückung ihrer Nachbaren verbunden. So sehr die Deutschen der Zinsbarkeit feind waren, so sehr suchten sie sich ihre Nachbaren zinsbar zu machen. Wenn sie über ein fremdes Volk siegten, so legten sie ihm unerschwingliche Abgaben auf. Ihre Kriege hatten überhaupt weit mehr die Plünderung benachbarter, reicherer Länder, als die Vertheidigung ihres Vaterlandes zum Endzweck. Niemand fand sich geneigt, friedliche Einfälle in ein Land zu thun, das mit Wäldern überzogen, von Morästen durchschnitten war, und das dem Sieger keine Beute versprach. Desto lockender waren für die Deutschen selbst die wärmern und freundlichern Gegenden, die an ihr rauhes unkultivirtes Land stießen. Sie näherten sich auf ihren Zügen den grosen Strömen, die ihr Land gegen Süden und Westen einschlossen. Dort kamen sie an die Donau, hier an den

Rhein.

Rhein. Die herrlichen Landschaften, die ihr schärferes Auge am jenseitigen Ufer erblickte, reitzten sie zum Uebergang; große Tiefe und Breite des Flusses und Mangel an Fahrzeugen geboten ihnen aber diesseits zu bleiben. Jetzt stellte sich jedoch der rauhe Winter ein, der den majestätisch-reissenden Strom mit einer natürlichen Brücke belegte. Nun wagten es die muthigen Deutschen erst in kleinern, und bald in größern Haufen hinüber zu glitschen. Dieß thaten sie gewöhnlich jeden Winter. So wurden sie mit den Einwohnern Galliens und mit den Völkern jenseits der Donau bekannter. Der Boden, den die Natur mit größern Vorzügen und Annehmlichkeiten begünstigt, und den die fleißige Hand seiner Bewohner, zur fruchtbaren und schönen Landschaft umgeschaffen hatte, machte auf die an ein rauhes Klima gewöhnten Deutschen einen so lebhaften Eindruck, daß sie ihn willig mit dem Vaterländischen vertauschten. Allein man hatte wenig Gefallen an den fremden Gästen, die ohne viele Umstände sich alles zueigneten, was ihnen gefiel. Um ihrer los zu werden, machte man ihnen lieber Geschenke, wie sie in unsern Tagen die afrikanischen Seeräuber bekommen. Die Deutschen liesen sich davor bezahlen, daß sie nicht die römischen Provinzen plünderten. Nie opferte man zu Rom und in den Provinzen den Göttern so viel, als wenn der Rhein und die Donau zufroren, und das Reich, welches seine

Ein-

Einwohner die ganze Welt nannten, den Einfällen der Deutschen ausgesetzt war.

Wenn ein deutscher Fürst Lust bezeugte, in einem benachbarten Gebiete zu streifen und Raub zu machen, so meldete er es öffentlich bey der Landesgemeinde. Diejenigen, denen der Mann und die Streiferey gefiel, traten zu ihm, gaben ihm ihr Wort, und wurden von den übrigen beklatscht. Welche ihr Wort nicht hielten, wurden für Verräther gehalten, und verloren allen Glauben. Die Gewohnheit und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit über benachbarte Nationen trieb ihre Liebe zum Krieg so weit, daß sie es für niederträchtig hielten, das mit ihrem Schweise zu erwerben, was sie mit ihrem Blute erwerben konnten. Alles was ausser ihrem Bezirke war, durften sie ohne Schande rauben. Sie hatten hierinn mit den Spartanern beynahe einen Grundsatz, nemlich die Jugend durch das Rauben aufgeweckt zu machen, und den Müßiggang zu verhindern. Die Feigen und die Ueberläufer pflegten sie mit dem Tod zu bestrafen, so wenig sie sonst diese Strafe kannten. Kurz überall war der Krieg bey ihnen die Hauptsache.

Die Rüstung und ganze Bewafnung der Deutschen war gewöhnlich sehr einfach. Von Schwerdtern und großen Lanzen machten sie wenig Gebrauch. Sie führten Spieße, oder wie sie es nannten, Friemen, mit einem schmalen und kurzen, aber so schar-

fen

fen und so gut zu handhabenden Eisen, daß sie mit demselben Gewehr, wie es die Umstände verlangten, in der Nähe und in der Ferne fochten. Da es bey ihren Kriegen grösstentheils auf persönliche Tapferkeit und Stärke ankam, so that ihnen gewöhnlich eine Streitaxt die nützlichsten Dienste. Sie verfertigten dieselbe aus einer schweren Steinart, welche noch heut zu Tage den Landleuten unter dem Namen der Donnerkeule bekannt ist. Vorne war sie spitzig und hinten breit, wie etwa unsere Hämmer, und hatte in der Mitte ein Loch, mittelst dessen sie an den hölzernen ebenfalls schweren Stiel befestigt wurde. Ein groſses zweyschneidiges, vorne abgestutztes Schwerdt war mittelst eines ledernen Gürtels um den Leib geschnallt; öfter noch wurde es, an einer Kette von Eisen oder Erz über die Schultern hängend getragen. Es hieng, wenigstens lange Zeit, an der rechten Seite, und war grösstentheils so schwer, daß es selbst die riesenmäßigen Deutschen mit beyden Händen zu führen pflegten. Der Reuter ließ sich an Schild und Spieß genügen; der Fußgänger warf auch Wurfgeschoß, ein jeder mehr als eins, und weil er entweder unbekleidet, oder durch einen kurzen Kriegsrock wenig gehindert war, in weite Ferne. Den Kriegsrock, eine Art von Uniform, hiengen sie vorne mit Haften, oder in deren Ermanglung mit Dornen zusammen. Der Schild war zuweilen aus dünnen Brettern, zu

weilen aber aus Baumrinden oder aus einem Geflecht von Gerten verfertigt und gewöhnlich mit Leder überzogen. Da er sehr lang und schmal war, so gewährte er nur wenig Sicherheit, und wurde den Streitern in dicken Wäldern öfters gefährlich. Brustharnische, aus lauter eisernen Ringen und Ketten gemacht, und Helme oder Sturmhauben waren nur selten zu sehen, und es befand sich unter hunderten vielleicht kaum ein einziger, der sich derselben bediente. Die übrigen hatten ausser dem Schilde nichts zur Bedeckung, als die Haut einer wilden Bestie, aus deren Vorderläuften sie unter dem Halse eine Art Schleife machten, und wovon ihnen der ausgehöhlte Kopf mit noch ansitzenden Hörnern statt des Helms diente. Freilich gewährte dieser Kriegsmantel weder Sicherheit für die Säbelhiebe und Pfeile der Feinde, noch sonderlichen Schutz für Wind und Wetter; allein, da er dem Mann ein sehr fürchterliches Ansehen gab; so that er zuweilen größere Dienste, als ein eiserner Panzer und Harnisch.

Waffenpracht kannten unsere Vorfahren nicht; nur allein die Schilde machten sie mit den ausgesuchtesten Farben feldweise. Vermuthlich war diese Auszeichnung ein Schmuck des Adels und des Verdienstes.

Die alten Deutschen hatten schon den wichtigen Grundsatz, daß die größte Stärke der Kriegsmacht auf dem Fußvolke beruhe. Was wir aber heut zu

Tage

Tage Kriegskunst nennen, das war ihnen überhaupt unbekannt; doch gab es einige einzelne Nationen unter ihnen, denen man nicht alle Kenntniß der taktischen Regeln absprechen kann. Indeß scheint doch die ganze Taktik der Deutschen überhaupt blos darauf eingeschränkt gewesen zu seyn, daß sie sich von ihren Feinden nicht leicht im offenen Felde finden ließen. Sie hielten sich dafür lieber zwischen Morästen, Gebirgen und in Waldungen auf, und überfielen dann den Feind, welcher sich entweder von ihnen an einen solchen Ort hatte locken lassen, oder zufällig in ihre Hände fiel, mit einer solchen Wuth, daß der Sieg errungen war, ehe der bestürzte Feind noch eine zweckmäßige Entschließung fassen konnte.

Die Pferde der Deutschen, die sich ausserdem weder durch ihren Bau noch durch Geschwindigkeit auszeichneten, waren auch nicht sonderlich dressirt. Man gewöhnte sie blos, geradezu, oder auf einen Zuck rechts zu gehen, und so genau zu schließen, daß kein Reuter zurück blieb. Ein Theil der ausgesuchtesten jungen Leute mußte in Verbindung mit der Reuterey fechten, und die Schnelligkeit der Fußgänger paßte vortreflich zum Reutergefechte. Zuweilen focht die Reuterey selbst bald zu Pferd und bald zu Fuß, und sie wurde von einer gleichen Anzahl Fußvolk unterstützt, das ihr im Gefechte zu

Hülfe kam, ihren Rückzug deckte, und ihr überhaupt die wichtigsten Dienste leistete.

Die Schlachtordnung bestand aus einer dichten, ununterbrochenen Linie; sie ward mit Wagen und Karren umgeben, und zuweilen von oben mit einem Schilddache bedeckt. Gewöhnlich hatte die Schlachtordnung eine keilförmige Gestalt. Ein ordentliches, regelmäßiges Anrücken konnte bey so rohen und muthigen Kriegern unmöglich statt finden. Von seinem Platze zurückzuweichen, um desto lebhafter wieder vordringen zu können, wurde nicht als Furchtsamkeit, sondern als Klugheit angerechnet. Die Leichname der Ihrigen trugen sie, auch wenn es unglücklich gieng, davon. Keine ehrlosere Handlung gab es in den Augen der Deutschen, als wenn ein Krieger seinen Schild wegwarf. Er durfte, wenn er sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatte, weder dem Gottesdienste, noch einer Volksversammlung mehr beywohnen, und mancher suchte in diesem Fall der Schmach und Verachtung durch einen gewaltsamen Tod zu entgehen. Daher war die Behauptung, daß einer sein Schild im Treffen verloren habe, eine Beleidigung, die nur durch einen Zweykampf auf Leben und Tod abgewaschen werden konnte.

Von Verschanzungen der Lager verstanden die deutschen Völker eben so wenig als von der Belagerungskunst. Sie suchten blos die römischen Städte durch Ueberrumpelung in ihre Hände zu bekommen

oder

oder mit Gewalt durch die Thore in dieselben einzu dringen, welches ihnen auch, wegen ihres ungestümmen Zudringens, dann und wann gelang: doch waren sie nicht nur sehr geschickt, in der größten Geschwindigkeit von ihren Schilden ein Sturmdach zu bilden, sondern sie erbauten auch in der Folge hölzerne Thürme, die auf Rädern standen und voller Soldaten steckten, wovon die im untersten Raume befindlichen, während die Obersten die Stadt durch Hineinwerfung großer Steine, Aeser und Brennmaterialien ängstigten, die untersten Theile der Stadtmauern so zu untergraben suchten, daß die oberste von selbst einstürzen mußte. Auch bedienten sie sich noch späterhin der römischen Mauerbrecher, die sie Katzen nannten. Wurden sie aber selbst belagert, so suchten sie den Feind durch siedendes Wasser, brennendes Pech u. d. m. abzuhalten.

Bey der Wahl eines Anführers im Kriege galt keine Rücksicht auf Familie oder edle Geburt, sondern Tapferkeit allein gab den Ausschlag. Nur in dem Falle, wenn mehrere tapfere Männer im Vorschlag waren, wählte man gewöhnlich denjenigen, dessen Familie die meisten und tapfersten Helden geliefert hatte. Der Anführer besaß nichts weniger als eine grenzenlose, ungezügelte Gewalt. Er stand blos in größerm Ansehen als die übrigen, und kommandirte mehr durch Beyspiel als durch Befehle. Zeigte er sich handvest, erkennbar unter allem Volk

an der Spitze der Fechtenden, dann ward er bewun-
dert und gepriesen, und die ganze Schaar wettei-
ferte ihm zu folgen. Er durfte aber keinen von de-
nen, die er anführte, strafen, in Fesseln legen, oder
zum Tode verurtheilen. Dieß war allein ein Vor-
recht der Priester. Man dachte sich die Gottheit bey
dem Heere anwesend, und man bildete sich dieß um
desto lebhafter ein, da die Gegenwart derselben
durch die aus den heiligen Wäldern entlehnten Ab-
bildungen und Symbole der Götter anschaulich ge-
macht wurde. Gleichsam von denselben bevollmäch-
tigt durfte der Volkspriester einen Verweis geben,
in Verhaft nehmen und Schläge austheilen. Nur
von den Göttern ließ sich also der alte Deutsche
die Einschränkung seiner Freyheit gefallen. Er,
den die Gegenwart seiner Gottheiten und das Bey-
spiel seiner Anführer begeisterte, fühlte sich noch
durch andere Mittel zur Tapferkeit aufgemuntert.
Gewisse Volkssänger, Barden genannt, wußten
das Feuer seines Muth's durch eine gewiße Kriegs-
musik noch mehr anzufachen. Ihr Gesang, welcher
der Beschaffenheit des Treffens gemäß, bald stärker,
bald schwächer tönte, und den sie durch die vor den
Mund gehaltenen Schilde schröcklicher wiederhallen
ließen, mahlte jetzt die Schlacht mit allen ihren
furchtbaren Scenen, flößte jetzt dem Krieger Muth
und Begeisterung ein, und durchdrang die Brust
des Feindes mit einem kalten Schauer. Der An-

griff

griff selbst, dem eine kleine feierliche Ermahnung des Anführers zur Tapferkeit vorhergieng, geschah, wie bey allen undisciplinirten und unkultivirten Völkern, mit einer grenzenlosen Wuth, und er hatte etwas so schreckliches, daß ein ganz unerschütterlicher Muth dazu gehörte, um ihn standhaft auszuhalten. Das deutsche Heer glich in dem Augenblicke des Angriffs völlig einem Waldstrom, der sich mit betäubendem Geräusch von einem nahen Felsen herabstürzt, und dessen wüthende Wellen alles, was sich ihnen widersetzt, mit sich fortzureissen drohen. Nur ein Feind, der daran gewöhnt war, konnte ihn ohne Zagen aushalten. Die Römer, die mächtigen Besieger aller Nationen, ließen sich nur ungerne gegen die Deutschen zum Kampfe anführen, lieber war es ihnen, wenn sie Deutsche als Soldaten in ihre Dienste nehmen konnten, und sie vertrauten ihnen sogar die Anführung ihrer eigenen Heere. Die römischen Kaiser hörten es gerne von sich rühmen, daß sie Deutsche besiegt hätten; sie hielten in Rom Triumpfaufzüge, daß Deutschland besiegt sey, und Deutschland war und blieb unbezwungen. Eben die Münzen, worauf Deutschland als überwunden vorgestellt wurde, mußte man den nemlichen Deutschen auszahlen, um sich von ihnen Ruhe und Frieden zu erkaufen. Auch wagten sich die Römer nur einigemal über den Rhein; nachher blieben sie gerne jenseits, befestigten die Ufer des Rheins und der

Donau, legten mehrere Burgen an, aus denen zum Theil Städte geworden sind (Kölln, Maynz, Speier, Worms), und hielten dort ihre stärksten und tapfersten Kriegsheere, um den Deutschen den Uebergang in das römische Gebiet zu wehren.

Jeder deutsche Krieger zog, von seiner ganzen Familie begleitet, zu Felde. Die nahen Verwandten wurden niemals getrennt, sondern der Sohn focht neben dem Vater und der Landsmann an der Seite seines Landsmanns. Da jede Familie einen eigenen kleinen Haufen, mehrere Familien einer und derselben Nation aber einen größern bildeten, so stritt jeder Deutsche unter den Augen seiner Verwandten und Landsleute, und glaubte daher doppelt Ursache zu haben, sich durch beyspiellose Tapferkeit der Ehre ein Deutscher zu seyn, würdig zu machen. Selbst die Weiber zogen, von ihren Kindern begleitet, mit zu Felde, und stellten sich auch in den hizzigsten Treffen so nahe an ihre Männer, daß sie ihnen zurufen, und ihnen Muth zusprechen konnten. Die Fechtenden hörten das Heulen der Weiber und das Schreyen der Kinder; die, so ihnen am liebsten waren, gaben Zeugen ihrer Tapferkeit ab. Zu Müttern und Gattinnen trugen sie ihre Wunden hin, und diese erzitterten dabey gar nicht, wenn sie sie zählten und untersuchten; ihre Sorge war nur, sie auszusaugen und zu verbinden. Mitten im Kampfe reichten sie den Streitern Speise und andere Stär-

kungs-

kungsmittel dar, munterten sie auf, und drückten in Mienen, Worten und Bewegungen das Elend der bevorstehenden Gefangenschaft aus. Oft stellte ihr flehentliches Bitten und die lebhafte Schilderung des drohenden Unglücks die Ordnung und den Muth einer wankenden Schaar wieder her. Der Gedanke, seine Weiber in den Händen der Feinde zu sehen, war den alten Deutschen unerträglich. Daher war Sieg oder Tod die Losung, wenn es ins Treffen gieng; Sieg und Freyheit der Glückwunsch, den sie von Weibern und Kindern mit auf den Weg bekamen und welcher selbst im Getümmel ihre Seele beschäftigte. Nie sahe man daher den Deutschen fliehen, ausser im Fall der größten Uebermacht. Aber auch dann mußte der Flucht erst ein solches Blutbad vorangegangen seyn, daß der Sieger wenig Ursache hatte sich seines Sieges zu freuen.

Wenn der Kampf ein Ende hatte, sammelte der Oberbefehlshaber seine Leute um sich her, und hielt eine zweckdienliche Anrede an sie. Wer sich in der Schlacht brav gehalten hatte, wurde bey dieser Gelegenheit öffentlich gelobt, und den übrigen zum Muster der Nachahmung vorgestellt. Wer sich dagegen zaghaft gezeigt, oder gar ohne Noth die Flucht ergriffen hatte, bekam nicht nur die bittersten Vorwürfe wegen seines schändlichen Betragens, sondern wurde wohl auch nach Beschaffenheit der Umstände als ein unnützes Glied des Staates ans-

gestossen, und in den ersten besten Morast versenkt.

Nach erfochtenem Siege zog man im Triumph ins Lager, oder, falls die gewonnene Schlacht dem ganzen Krieg ein Ende gemacht hatte, in die Heimath. Hier wurde jeder von den Seinigen bald wärmer bald kälter empfangen, je nachdem beym Einzuge der Hals seines Pferdes mit mehr oder weniger Beute und Köpfen erschlagener Feinde behangen und geschmückt war. Hatte man aber den Krieg um Eroberungen willen angefangen, so mußten die Ueberwundenen den Siegern ein Büschel Gras mit noch daran hangender Erde darreichen: eine symbolische Handlung, wodurch man wahrscheinlich zu erkennen geben wollte, daß man von nun an auf den mütterlichen Boden ganz Verzicht thue.

4.

Religion der Deutschen. Verschiedene Götter. Geheiligte Wälder. Druiden. Opfer. Weissagende Frauen. Art der Beerdigung. Begriffe vom ewigen Leben.

So verschieden die Menschen in Ansehung der Bildung ihres Geistes und ihrer Aufklärung sind, so haben sie doch alle gewisse religiöse Gefühle und Empfindungen. Der Gedanke an eine höhere Macht

liegt

liegt dem Menschen so nahe, und wird durch so viele Erscheinungen in der Natur geweckt, daß auch der Wilde darauf hingeleitet wird. Alle Nationen der Erde hatten von jeher ihre Götter, die sie anbeteten, denen sie Opfer brachten, und deren Wohlwollen sie sich durch mancherley Mittel zu erwerben suchten. Freilich richteten sich ihre Vorstellungen von dem höchsten Wesen immer nach dem Grade der Aufklärung, den sie erreicht hatten. So lange die Völker noch in ihrem kindischen Alter sind, so können sie zwar einen einzigen Nationalgott verehren, aber nie den einzigen wahren Gott erkennen. Hierzu wird ein Grad von Aufklärung und ein Maaß von Kenntnißen erfordert, dessen Wilde und Barbaren eben so wenig fähig sind, wie die Kinder.

Jedes Volk des Alterthums bildete sich sein eigenes Religionssystem, welches seinem Charakter und dem Grad seiner Kultur entsprechend war. Auch unsere alten deutschen Vorfahrer hatten ihre eigenthümliche Gottesverehrung, und sie zeichnete sich durch mehr Simplicität aus, als die Gottesverehrung der südlicheren Völker. Sie hatten nicht natürlichen Witz und Phantasie genug, um so abentheuerliche Religionsromanen zu machen, als die Egypter, Griechen, Römer und andere Stammvölker; aber desto mehr gesunden Menschenverstand. Indessen lagen auch bey ihrer Gottesverehrung gewisse

wisse allgemeinere Züge zum Grunde, die man überall wahrnimmt.

Das Große und Erhabene, das Ausserordentliche und Unbegreifliche, das Kraftvolle und Wohlthätige macht auf den sinnlichen Menschen einen tiefen Eindruck, und erzeugt in seiner Seele die Begriffe von einem göttlichen Wesen. Dieser ursprüngliche Begrif litt nach und nach unzählige Anwendungen. Alles ward allmählich für göttlich gehalten, was den Charakter von Hoheit und Vortreflichkeit an sich trug. Tausend Wirkungen, die man sich ohne eine göttliche Kraft nicht zu erklären wußte, wurden zuletzt selbst zu göttlichen Wesen umgeschaffen. Feierliche Erscheinungen in der Natur, wohlthätige Elemente, edle Thaten und hohe Tugenden sah der Mensch als unmittelbare Wirkungen der Götter an. Ja die Wirkungen einer höheren Kraft wurden selbst zu göttlichen Wesen umgeschaffen. Dazu trugen besonders die Dichter das ihrige bey, indem sie gewisse Eigenschaften personificirten, unter allerlei Bildern anschaulich machten, und noch mit einem Schwall fabelhafter Erzählungen überkleideten.

Die Götter der alten Welt sehen einander in gewissen Grundzügen immer gleich. Die nemliche Kraft, die nemliche Eigenschaft, die nemliche Tugend wurde nur unter verschiedenen Namen verehrt. Rohe und kriegerische Völker, die im Kampfe,

wie in ihrem Elemente zu leben glaubten, ehrten Tapferkeit über alles. Nichts schien ihr Geschlecht mehr zu verherrlichen, als wenn sie den Gott des Krieges selber zum Stifter ihres Volks machten. Die Tapferkeit hieß bey den Römern Mars, und bey den Deutschen Tuist, und beyde rühmten sich ihrer Abkunft von diesen Göttern. Jene himmlische Kraft, die sich im Bliz und Donner so majestätisch offenbaret, wurde bald so, bald anders genannt: bey den Römern Jupiter und bey den Deutschen Thor, der Donnerer, von welchen unser Donnerstag den Namen hat. Alle Völker kannten die Göttinn der Liebe, nur unter verschiedenen Namen. Die römische Venus war die deutsche Freia, von welcher unser Freitag seinen Namen führt, und woher noch das Wort freien für heurathen. War indessen irgend eine Art von abgöttischer Verehrung verzeihlich, so war es die Verehrung der Sonne. Ihr prachtvoller Hervortritt in majestätischem Glanze mußte einen tiefen Eindruck auf rohe und sinnliche Menschen machen, und konnte leicht in ihnen den Gedanken an eine Gottheit erzeugen. Eben so der Mond mit seinem freundlichen Lichte mitten unter nächtlichen Schatten. Ohne die Erleuchtung einer schon weiter gebildeten Vernunft, war es sehr leicht, an der sichtbaren Herrlichkeit dieser Werke hängen zu bleiben. Daher weihten alle Völker des Alterthums diesen leuchtenden Körpern ihre Anbetung.

Auf-

Auſſer dieſen Gottheiten verehrten die Deutſchen, mit dem ganzen Norden, den Odin oder Wodan, einen berühmten Helden aus Scythien oder Aſien, den ſieghaften Bezwinger des Nordens. Die beſondern Nationen Deutſchlands hatten auch noch ihre beſonderen Gottheiten.

Der Gottesdienſt der alten Deutſchen war im Ganzen ſehr einfach, und unter dem dicken Dunkel der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, zeigen ſich hin und wieder dennoch deutliche Spuren einer richtigeren Beurtheilung und geſunderen Menſchenvernunft. Sie dichteten nicht, wie Griechen und Römer, kindiſche, lächerliche, laſterhafte und ſchändliche Thaten von ihren Göttern. Ihre Götter waren Muſter der Tapferkeit und der Großmuth, Wohlthäter ihres Volks. Sie dienten ihnen nicht in umſchließenden Tempelmauern, ſondern unter freiem Himmel. Ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen hielten ſie in Hainen und waldigten Gegenden; die in größten Ehren gehalten wurden. Das feierliche Dunkel und eine tiefe Stille dienten noch mehr dazu, den Gemüthern Ehrfurcht einzuflößen, und die frommen Regungen ihrer Andacht zu begünſtigen und zu beleben. In ſolchen geheiligten Wäldern durfte es niemand wagen, einen Baum zu fällen; die Götter, glaubten ſie, würden eine ſolche Miſſethat auf der Stelle ſtrafen. Dieſe Ehrfurcht für die Wälder behielten die Deutſchen auch noch

als sie Christen geworden waren, und die Wallfahrten hiessen ohne Zweifel so viel, als Fahrten in den Wald.

So wie die Götter nicht in Tempel und Mauern eingeschlossen werden könnten, glaubten unsere Vorfahren, so könnten sie auch nicht durch eine menschliche Figur abgebildet werden. Da ihr Gottesdienst durchaus sehr einfach und ungekünstelt war, so bedurften sie keine Schaaren von Priestern, und ein einziger alter, ehrwürdiger Mann war im Stande, den Gottesdienst seines Volkes zu besorgen. Die Priester machten kein eigenes Geschlecht aus, sondern wurden aus den vornehmsten Familien der Nation gewählt. Sie waren im Volke, was der Hausvater in der Familie war: Freund, Rathgeber, Richter und Vollstrecker der von ihm oder vom Volke gesprochenen Urtheile. Auch hatten sie die Pflichten der Aerzte. Die vornehmsten unter ihnen waren die Druiden. Sie wohnten in Hainen, und hatten ihre eigenthümliche Tracht, die in einem weiten weißen Rocke und einem rothen Bunde oder Gürtel bestund. Ueber ihr Kinn kam nie ein Scheermesser, und ihre ganze Sittenlehre bestand blos in dem Satze: ehre die Götter, meide das Böse und sey tapfer.

Ein wesentlicher Theil des Gottesdienstes der Deutschen waren die Opfer. Insgemein wurden zwar Thiere dazu genommen, die rein und ohne Ma-

kel seyn mußten; zuweilen brachte man aber den Göttern auch Menschen zum Opfer. Ungewiß ist es, ob blos gefangene Feinde und Missethäter, oder auch unschuldige Personen dazu gebraucht wurden. Auch opferte man nie eher Menschen, bis man die zu büssende Missethat für zu groß hielt, als daß sie durch das Fleisch der gewöhnlichen Opferthiere getilgt werden könnte. In der Folge aber, wo die Menschenopfer überhaupt immer seltener wurden, bediente man sich derselben blos bey Landplagen und großen Unglücksfällen. Die Opferaltäre stunden in dem Innersten oder Allerheiligsten der Haine, wohin ausser dem Opferpriester und demjenigen, der das Opfer zum Geschenk brachte, niemand kommen durfte. Ja einige Haine stunden in einem so großen Geruche der Heiligkeit, daß die Opfernden sie nicht anders als gefesselt betreten, und sich nicht einmal wieder aufrichten durften, wenn sie zufällig darinn fielen; im letzten Fall mußten sie sich hinaus wälzen lassen. Die Opfer geschahen meistens bey Nacht und Lichtern, welches die Handlung noch mysteriöser und schauerlicher machte. Das Opferthier wurde immer erst in der nahen Quelle, denn diese war ein Haupterforderniß eines solchen Hains, sorgfältig gebadet und dann, wie der Opferpriester selbst, mit Eichenlaub bekränzt. Der Priester nahm es im Allerheiligsten von den Opfernden in Empfang und führte es zum Altar, der gewöhnlich niedrig und

aus

aus großen auf einander geschichteten Steinplatten errichtet war. Dann ergrief er ein mit Wein und Wasser, öfter aber noch mit Meth angefülltes Horn, trank und ließ auch die Opfernden daraus trinken; das übrige aber goß er theils dem Opferthiere zwischen die Hörner, theils besprengte er den Altar damit. Nun wurde das Opferthier mit gegen Morgen gekehrtem Gesichte geschlachtet; vorher aber rupfte ihm der Priester ein Büschel Haare vom Kopfe und warf es in die lodernde Flamme des Altars. Die Eingeweide und auch etwas vom Fleisch des Opferthiers wurde in Teig eingehüllt auf dem Altare verbrannt. Das übrige aber war ein Accidenz für die Priester, die es auf die Gesundheit der Opfernden verzehrten. War es aber ein weissagendes Opfer, so wurden die Eingeweide vor ihrer Verbrennung vom Priester genau untersucht und aus dessen Beschaffenheit die vorliegende Frage von ihm beantwortet.

Einen sehr großen Werth setzten die alten Deutschen auf Weissagungen, und sie machten eine ihrer vornehmsten Religionshandlungen aus. Noch fern von geläuterten Begriffen einer vernünftigen Gotteslehre, unbekannt mit den feststehenden Gesetzen der Regierung Gottes und seiner weisen Vorsehung, suchten die Menschen ihre Gottheiten auf eine nähere und unmittelbare Weise in alle ihre Angelegenheiten einzuflechten und zu verwickeln. Ihre Götter

soll-

sollten auch ihre Rathgeber und Führer seyn. Bey jeder vorkommenden Gelegenheit sollten sie ihren Willen besonders offenbaren, auf jede Anfrage Bescheid und Antwort geben, und die menschliche Neugierde über alles befriedigen, was sie wissen wollte. Niemand wußte diesen abergläubischen Hang besser und vortheilhafter zu benutzen, als die Priester. Unter dem ehrwürdigen Namen, als Diener der Götter, verschaften sie sich Eingang und eine eigene Gewalt über die schwachen Gemüther, und einen mächtigen Einfluß in die Geschäfte der Nation. Priesterrecht war daher schon in den frühern Zeiten auch bey den Deutschen ein vorzügliches Recht, und der größte Theil der Strafgewalt war in den Händen der Priester. Das Hauptgeschäfte der wahrsagenden Priester war, den Willen der Gottheit und den ungewissen Ausgang einer Sache aus dem Vögelfluge, aus dem Fließen des Blutes oder den Eingeweiden der geopferten Thiere, oder Menschen, aus dem Geriesel der Bäche und dem Wirbeln der Ströme voraus zu sagen. Die älteste und gewöhnlichste Art aber, die Zukunft zu enthüllen, war die durch Beobachtung der heiligen Pferde, welche auf Kosten des Volks in ehrwürdigen Hainen unterhalten wurden. Wenn man den Willen der Götter erforschen wollte, so spannte sie der Priester an einen heiligen Wagen, folgte ihnen in tiefster Ehrfurcht nach, und merkte sorgfältig auf ihr Wiehern. Auch der Zweykampf

kampf wurde als ein Mittel angesehen, den Willen der Götter zu erforschen, besonders bey gefährlichen Kriegen. Ein Gefangener des Volks mit dem man im Krieg verwickelt war, mußte mit einem auserlesenen Krieger aus den Landsleuten, und zwar jeder in seiner vaterländischen Rüstung, einen Kampf eingehen, und der Sieg des einen oder des andern entschied für die Zukunft. Eine besondere Art von Götterloos beschreibt Tacitus mit den Worten: „Man nimmt eine Ruthe von einem Fruchtbaum, zerhaut sie in kleine Reiser, bezeichnet diese mit gewissen Charakteren, und wirft sie durch einander über ein weisses Gewand. Der Priester verrichtet ein Gebet, sieht auf zum Himmel, hebt jedes derselben dreimal in die Höhe, und macht nach den darauf befindlichen Merkmalen seine Auslegung.“ Eine Art von Wünschelruthe!

Für die vornehmsten Vertrauten der Gottheit hielten die Deutschen die Weiber, denen sie eine Art von Heiligkeit, und die Gabe der Weissagung beylegten. Sie hatten eigene weibliche Priester, die beym Volke in noch weit größerem Ansehen stunden, als die Druiden und Barden; man nannte sie Alrunen oder Halirunen, d. i. die Allwissenden. Bey den wichtigsten Angelegenheiten wurden sie, gleich einem Orakel, zu Rath gezogen, und die Ausprüche eines solchen Weibes hatten nicht selten auf einen Krieg den entscheidendsten Einfluß. Was sie

sagten, war so gut, als ob es die Götter selbst gesagt hätten, und wurde auch eben so blind befolgt. Man nahm sie mit in den Krieg, wo sie besonders aus dem Blute der von ihnen kunstmäßig abgeschlachteten Gefangenen den ungewissen Ausgang eines Treffens vorher sagten. Eine besondere Kleidung zeichnete sie von andern ihres Geschlechts aus. Sie giengen gewöhnlich barfuß, und ließen ihre Haare um den Kopf herum fliegen. Zu ihrem Kleide nahmen sie weisses Linnen, und gaben ihm ungefähr die Form und den Schnitt eines Nonnenhabits. Die Taille aber umfaßte ein mit Erz besetzter Gürtel. Die Menschenopfer wurden größtentheils von ihnen den Göttern gebracht. Sie bestiegen bey dieser Gelegenheit einen etwas erhabenen Ort und schlachteten die Gefangenen, denen sie den Nacken rückwärts über einen unförmlich großen kupfernen Kessel bogen, mit einer Gleichgültigkeit ab, als ob es Tauben gewesen wären, denen sie die Gurgel abschnitten.

In Begräbnissen suchten unsere Vorfahren keine Auszeichnung. Das Einzige beobachtete man, daß man zum Verbrennen der Leichname von berühmten Männern gewisse Arten von Holz gebrauchte; sonst warf man weder Decken noch Specereyen darauf. Alle Barbaren pflegen den Todten das mitzugeben, was ihnen am liebsten war, und was sie ihnen in der andern Welt, die sie sich wie die ihrige denken, nützlich

zu

zu seyn glauben. Daher gaben die Deutschen dem Todten seine Waffen mit; man verbrannte sein Pferd und seine Hunde, auch manchmal Knechte mit dem Leichnam des Herrn, um sich deren noch in der andern Welt zu bedienen. Die großen Gebeine, die man in den Grabhügeln findet, sind nichts anders, als dergleichen Pferdegebeine, die man aus Unwissenheit oft für Riesengebeine gehalten hat. Die nördlichen Küstenbewohner der Nord- und Ostsee vergruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die sie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten. Auch gab man den Todten manchmal Geld mit, damit sie in der andern Welt und auf der Reise dahin keinen Mangel leiden möchten. Weil dieses Geld in spätern Zeiten bey den Kohlen des Leichenbrandes mehrmals gefunden worden ist, so glaubten die Leute sonst, und hin und wieder einige wohl noch jetzt, daß da, wo Kohlen in der Erde angetroffen würden, auch Schätze vorhanden seyn müßten; ja der Aberglaube gieng so weit, daß man die Kohlen selbst für bezaubertes Gold und Silber hielt. In spateren Zeiten waren große Steine die Denkmale berühmter Männer, wovon man einige in unsern Tagen entdeckt haben will.

Der Deutsche war schon damals, seiner Rohheit ungeachtet, nicht gleichgültig oder gefühllos beym Tode derer, mit denen er in Verbindung gelebt hatte. Klagen und Thränen währten zwar nur kurze

Zeit, aber Schmerz und Traurigkeit desto länger. Nach ihren Begriffen ziemte den Weibern die Trauer, den Männern aber die Erinnerung.

Alle Völker hatten ihren Himmel. Der Glaube an Unsterblichkeit ist ein alter, fast allgemeiner Völkerglaube. Der Mensch wünscht das zu bleiben, was er gerne ist, und er verweilt nicht gerne bey der Vorstellung, daß er einmal aufhören werde zu seyn. Einem natürlichen Triebe zu folge wünscht er die Verlängerung seiner Dauer, und weil er sie wünscht, so hoft er sie auch. Bey dem unvermeidlichen Ende unseres jetzigen Lebens erwartet er eine glückliche Versetzung, irgend einen andern künftigen Aufenthalt, wie er seinen Trieben und Neigungen entspricht. Die Völker des heidnischen Alterthums dichteten ihren Himmel, wie er sich für ihre damalige Lebensart, zu ihren Neigungen und Leidenschaften, am besten schickte. So auch unsere deutschen Vorfahren. Sie glaubten nicht nur überhaupt eine Fortdauer der Seele, sondern auch einen doppelten Zustand derselben nach der Trennung vom Körper. Nach ihrer Meinung kam aber die Seele nicht sogleich an den Ort ihrer ewigen Bestimmung, sondern je nachdem sie den Leib eines tugendhaften oder lasterhaften Menschen bewohnt hatte, entweder in den Vorhimmel oder in die Vorhölle. Die letztere Niflheimur genannt, schildert die deutsche Mythologie als eine grause kalte Einöde, wo es

viel

viel Schlangen und Ungeziefer, aber — nichts zu essen gäbe, und die Hela ihre Residenz habe; der erstere, Walhalla oder Wohnung der Erschlagenen genannt, war ein Himmel, wie er sich für Krieger und rohe Menschen zu passen schien; wo sie sich mit Speck und starkem kräftigen Bier recht voll und satt zu essen und zu trinken hoften. Sie dachten sich ihn als ein ungeheures Schloß, das mitten in einem Walde läge, dessen Bäume lauter goldene Blätter und Früchte trügen. Das Dach desselben bestand aus lauter goldenen Schilden, und die Brücke dazu war — der Regenbogen. Odin empfing hier alle seine neuangekommenen Gäste zu Pferde und an der Spitze seiner Leibgarde, der Walkyrier, an dem Fuß der Brücke. Er ließ es ihnen so wenig an Zeitvertreib fehlen, als an Essen und Trinken. Jagden, Lustkämpfe, Gastmahle und Zechgelage hörten gar nicht auf. Jeder Tag war neuen Lustbarkeiten gewidmet. Ja da der Zutritt zur Walhalla nur den im Kriege gebliebenen Helden, (also durchaus keinem Frauenzimmer) verstattet war, und das weibliche Geschlecht bey den deutschen Nationen gleichwohl in vorzüglicher Achtung stund, so war Wodan sogar so artig, und gab seinen Gästen die reitzendsten Mädchen zur Bedienung. Diese verstanden ihren Dienst so gut, daß es kein Wunder war, wenn der Deutsche, schon um dieser artigen Bedienung willen, die Walhalla der Erde vorzog, und, um

recht

recht bald dahin zu kommen, mit Freuden ins Treffen gieng und dort selbst die augenscheinlichste Gefahr nicht scheute.

Das frohe Leben in Walhalla dauerte aber nicht ewig, denn der jüngste Tag machte demselben ein Ende. Wenn dieser einbricht, so reißt sich der jenseits des Regenbogens liegende große Hund und die den Erdboden umfassende midgardische Schlange von ihren Fesseln los und stürmen unter Beystand der Myspelsöhne, die ebenfalls ihre Fesseln sprengen, die Walhalla. Es kommt zur Schlacht, alles kommt darinn ums Leben, auch sogar Odin. Thor aber bekommt viele Fersenstiche, an welchen er in der Folge ebenfalls den Geist aufgeben muß. Der Regenbogen stürzt ein, und alles, was noch Leben und Athem hat, bricht theils den Hals, theils wird es erschlagen. Der Mond aber verkriecht sich aus Furcht vor dem Wolf Monagamar; so wie sich die Sonne ebenfalls aus Furcht vor ihrem Verfolger, dem Wolf Skole, verliert. Doch entsteht bald darauf ein neuer Mond und eine neue Sonne, die der gleichfalls umgeschaffenen Erde dieselben Dienste leisten, welche die alten der zerstörten erzeigten, so wie die Endschaft des Niflheimur und der Walhalla, einem neuen Himmel und einer neuen Hölle das Daseyn geben. Der erstere hieß Gimele und die letztere Nastrand, in beyde aber kamen die Deutschen ohne Unterschied des Geschlechts,

die

die Guten in den Gimele, die Bösen aber in den Nastrand.

So bestimmt die Edda, die älteste Mythologie der Deutschen, die Begriffe, welche unsere Vorfahren von der Unsterblichkeit der Seele, vom jüngsten Gericht, der Auferstehung, und dem Leben nach dem Tode hatten. Durchblickt man die fabelhafte Hülle, in welcher die Sache selbst verschlossen war, so ist nicht zu verkennen, daß bey der ganzen Dichtung Vorstellungen zum Grunde liegen, denen ihre Vernunftmäßigkeit nicht abgesprochen werden kann.

5.

Herumschweifende Lebensart der ältesten Bewohner Deutschlands. Hütten und Wohnplätze. Kleidung. Speisen und Getränke. Unmäßigkeit im Genuß der letztern. Trägheit. Feldbau und Handlung.

In den ältesten Zeiten, wo der Deutsche meistens von der Jagd und Viehzucht lebte, wo er aus einer Gegend in die andere zog, da packte er seine Weiber, Kinder und Geräthschaften auf Wagen, und diese Wagen machten zugleich seine Wohnung aus. Baute er allenfalls eine Hütte, so war diese nur ein Schutzort gegen die Witterung und

reis-

reissenden Thiere, und man verließ sie wieder, so bald Bedürfniße oder Wanderungstrieb die Familie veranlaßte, weiter zu ziehen. Erst spaterhin, als die Menschenzahl der deutschen Völkerschaften sich zu drängen begann, und eine Gegend nicht mehr nach bloßer Willkühr mit einer andern vertauscht werden konnte, mußte der das Umherschweifen liebende Deutsche auf festere Wohnsitze bedacht seyn. Er sah sich nun mit den Seinigen um einen Fleck Landes um, der ihm anstund, und natürlich schlug er sein Dach am liebsten da auf, wo ihn eine nahe Quelle, ein schattiger Hain, ein fruchtbarer Boden oder eine reitzende Aussicht einlud. Stund der kleinen Kolonie Gegend und Nachbarschaft nicht mehr an, so hielt es doch nicht schwer, sich von der Gegend zu trennen und einen neuen Wohnplatz aufzusuchen. Das weite ungebaute Land bot immer noch hinreichende Gelegenheit dar, daß eine Familie ihren Aufenthalt mit Vortheil verändern konnte, so wie sie an einem andern Orte mehr Bequemlichkeit oder bessere Nachbarn fand. Ueberhaupt war der Wohnort der Deutschen sehr verschieden, weil sie bald Jäger, bald Hirten, bald Ackerleute und bald Räuber waren. Sie schweiften bald herum, bald bauten sie sich auf einige Jahre wieder an, je nachdem es ihre Bequemlichkeit oder die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erforderte. Indessen machten die immer Herumschweifenden lange Zeit die größte

Zahl

Zahl aus, welches sich auch aus dem schlechten Zustande ihres Feldbaues schließen läßt.

Es vergiengen also mehrere Jahrhunderte, ehe die Deutschen sich gewöhnten, bestimmte Wohnsitze zu wählen und zeitlebens zu behalten. Da sie die Freiheit für das höchste und schätzbarste Kleinod hielten, und weder Pracht noch Schwelgerey kannten, so war ihnen das gemeinsame Zusammenleben nicht sehr anständig, und sie mochten nicht einmal in Dörfern, geschweige denn in Städten beysammen wohnen. Ja ihr Haß gegen die Städte, die sie als das Grab der Freyheit betrachteten, gieng so weit, daß sie um jede Aehnlichkeit zu vermeiden, ihre Wohnungen nie so nahe zusammen bauten, daß man sie zusammen hängend hätte nennen können. Die Hütte einer jeden deutschen Familie bildete eine für sich bestehende Art von Meierey. Meistens war die Wohnung nahe bey einer Quelle oder einem Fluße errichtet, und ringsumher mit so viel eingezäuntem Feld umgeben, als der Besitzer derselben für seine Hausgenossen und sein Vieh für nöthig erachtet hatte. Weder Steine noch Ziegel waren an einer solchen Wohnung sichtbar, sondern blos unverarbeitete Holzstämme, ohne auf äusseres Ansehen oder Bequemlichkeit Rücksicht zu nehmen. Vier Holzstämme wurden in die Erde eingerammelt, und durch Querbalken verbunden, so daß nur einige Löcher zu Fenstern, und ausser diesen und dem gewöhnlichen einzigen Eingange noch ein Rauchloch offen blieb.

Das

Das Dach bestund aus einem Geflechte von Zweigen oder Stroh, öfter aber auch aus Schilfrohr. Der Heerd, der dem Boden gleich war, galt für den vorzüglichsten Theil desselben. Um ihn lagerte sich der Hausvater mit seiner Familie, und das darauf lodernde Feuer diente ihnen nicht nur zur Erwärmung, sondern vertrat auch bey Tag und bey Nacht die Stelle des Lichts.

So wenig die Baumaterialien zu den Häusern der alten Deutschen kostbar waren, so suchten sie dennoch einige Theile derselben, mit einer glänzenden Erde dergestalt zu überstreichen, daß sie fast wie gemahlt aussahen. Auch pflegten sie Höhlen zu graben, und hoch mit Mist zu bedecken, zur Zuflucht im Winter und zur sicherern Aufbewahrung der Feldfrüchte. Denn in solchen Höhlen war des Winters Frost weniger strenge, und fiel ein Feind ein, so plünderte er, was er fand, das Verborgene und Vergrabene entwischte ihm, oder wenigstens ward er schon dadurch genarrt, daß er suchen mußte.

In den Hütten der Deutschen war überhaupt wenig zu finden, was die Raubluft hätte nähren können. Es gab hier weder viele Geräthschaften, noch eine kostbare Garderobe. Der ganze Anzug war höchst einfach, und bestand nur aus wenigen Stücken. Lange mögen sich die ältesten Bewohner Deutschlands blos in die Häute von Bären, Wölfen und andern Thieren eingehüllt haben, und auf diese Art

von

von Bedeckung setzten diejenigen, die im Innern des Landes wohnten, und die durch den Umgang mit den Römern oder Galliern mit den Gegenständen der Ueppigkeit nicht bekannt gemacht worden waren, Einen vorzüglichen Werth. Indeß blieb auch bey dieser Kleidung die Mode nicht ganz ungeschäftig. Bald wählte man die Häute und Felle mit besonderer Sorgfalt; bald besetzte man sie mit kleinen Stücken von Zobel- und Hermelinfellen; bald wußte man ihnen durch Farben ein schöneres Ansehen zu geben. Die allgemeine Nationaltracht der Deutschen war ein Rock, oder besser ein Mantel, der aus der Haut eines Thiers bestand, auf der Brust mit einem Hefte oder in Ermanglung dessen blos mit einem Dorn zugesteckt wurde, und blos den hintern Theil des Körpers nebst den Schultern bedeckte. Die Reichsten trugen ordentliche Kleider von Zeugen, die aber nicht weit waren, sondern hart an den Leib anschlossen, und den Umriß der Glieder zeigten. Die weibliche Kleidung hatte mit der männlichen völlig einerlei Zuschnitt, doch hüllten sich manche Weiber in leinene Gewänder mit Purpurstreifen, die keine Ermel hatten, und die Arme, Schultern, und den nächsten Theil der Brust unbedeckt ließen. Diese Leinwand ward im Lande selbst, und zwar in Höhlen unter der Erde verfertiget.

Schon frühzeitig findet man eine Art Schuhe bey den Deutschen, die aus Bast, Holz, oder Thierhäu-

häuten gemacht wurden. Auch trugen die deutschen Damen schon Armspangen und Halsketten, jedoch mehr zu Ehren der benachbarten Völker, die sie damit beschenkten, als aus weiblicher Eitelkeit. Von Kopfaufsätzen wußten sie nichts, sondern ihre schönen langen und blonden Haare dienten ihnen zugleich zum Kopfputz und zur Bedeckung. Der größte Haufen, und mit ihnen die Männer, ließ sein auf dem Wirbel gescheiteltes Haar zu beiden Seiten in natürlichen Locken herabfallen. Weiber und Männer thaten sich auf einen schönen und langen Haarwuchs nicht wenig zu gute, und es war nicht ungewöhnlich, daß man bey seinen Haaren schwur, wie die Mahomedaner beym Barte des Propheten Mahomet. Am höchsten wurden blonde Haare geachtet. Wer sie hatte, verwandte die größte Sorgfalt auf den Putz und die Erhaltung derselben; wem sie mangelten, bediente sich einer aus Asche und Ziegentalg verfertigten Seife, welche die wunderbare Eigenschaft haben sollte, dunkle Haare nach und nach in blonde zu verwandeln. Diese Pomade fand selbst in Rom viel Beyfall und Absatz, und wurde für die Deutschen ein einträglicher Handelsartikel. Ja, die römischen Damen, die entweder schlecht mit Haaren versehen waren, oder bey denen die Verwandlung derselben nicht recht von statten gehen wollte, ließen ganze Quantitäten blonder Haare aus Deutschland kommen. Es wurden aus ihnen Haartouren ver-

ser-

fertigt, in denen die römischen Schönen sich besonders wohlgefielen.

Von köstlichen Mahlzeiten und künstlicher Zubereitung der Speisen wußten unsere Vorfahren in den damaligen Zeiten nichts. Sie betrachteten das Essen nicht als eine auf die Stillung eines sinnlichen Vergnügens abzweckende Handlung, sondern sie hielten es blos für eine Befriedigung der ungestümmen Natur, und waren daher keine Kostverächter. Wildes Obst, ein Brey von Hafermehl, Milch, Käse, und ein Stück Wildpret waren alle Traktamente, die der Deutsche kannte. Damit begnügte sich der Vornehme wie der Geringe, und alle waren dabey frohe. und glücklicher, als ihre an Glanz und Gemächlichkeit gewöhnten Nachbarn. Im Nothfall begnügten sie sich auch wohl mit einem Gerichte roher Wurzeln und Kräuter, die ihnen die Natur, wie die meisten übrigen Produkte, ohne ihr Zuthun darbot. Zwar hatten sie auch eine Art Brod; allein es war gar nicht das, was wir darunter verstehen, sondern vielmehr eine Art an gelindem Feuer geröfteter Kuchen, und nichts weniger als allgemein. Doch kann man nicht mit Gewißheit sagen, daß die Deutschen rohes Fleisch gegessen haben. Wenigstens verstunden sie sich zu des Tacitus Zeiten (in der zweyten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts) schon sehr gut auf die Kunst, in Töpfen zu kochen, und an Spiesen zu braten.

Eine bestimmte Tischzeit hatten die Deutschen nicht. Sie aßen wenn sie hungerten und wenn sie etwas hatten, das ihren Appetit reitzte. Der deutsche Magen bedurfte ein ansehnliches Quantum von Lebensmitteln, um sich befriedigt zu fühlen. Diese große Eßlust war zum Theil eine Wirkung des steten Umherschweifens in Wäldern und auf der Jagd. Sonderbar war's, daß die Familie nie zusammen an einem Tische speißte. Jedes einzelne Glied hatte sein eigenes Tischchen, und saß während des Essens gewöhnlich auf einer Thierhaut, oder auch wohl auf einer kleinen Erhöhung von Binsen oder Moos, über welche diese Haut, gleichsam als Stuhlüberzug, gebreitet war. Die Hände vertraten die Stelle der Messer und Gabeln. Hatten sie Gäste, so erhielten diese nicht nur doppelte Portionen, sondern auch Knaben zu ihrer Bedienung.

In keinem Stücke überschritten die Deutschen öfter die Gränzen der Mäßigkeit als im Trinken. Sie waren mäßige Esser, aber unersättliche Trinker, und konnten im Nothfalle weit eher den Hunger, als den Durst ertragen. Tag und Nacht in Einem fort zu trinken war bey ihnen keine Schande. Bey ihren Trinkgelagen hielten sie sogar die wichtigsten Berathschlagungen, weil sie glaubten, das Gemüth sey sonst nie zum Denken und zu großen Entschlüssen besser aufgelegt. Aber diese Trunkliebe haben die Deutschen fast mit allen Wilden und Halbwil-

wilden gemein. Sie suchen sich dadurch zu erhitzen und bey der gedankenlosen Langenweile, welche ihnen die leichte Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewährt, in den Zustand der Vergessenheit zu setzen, den sie für Seeligkeit halten müssen. Ausserdem gereicht den Deutschen auch das zu einiger Entschuldigung, daß ihre kalte Luft mehr erwärmendes Getränk erforderte, als das warme Klima von Italien, dessen Bewohnern jene Sitte ausschweifender scheinen mußte, als sie natürlicher Weise war. Der Instinkt treibt den saftvollen Niederländer an, sein Geblüt durch erhitzende Getränke in Bewegung zu setzen, und die nöthige Ausdünstung dadurch zu befördern, da der hagere Südländer dieses Hülfsmittel nicht bedarf.

Die gewöhnlichsten Getränke der Deutschen waren starkes Bier und Meth. Das erste wurde aus Gerste und Waitzen bereitet, das Zweyte aber bestand aus einer Mischung von wildem Honig und Wasser. Den Wein verabscheuten sie als ein Mittel der Verzärtelung. Ihre Trinkgeschirre trugen ganz das Gepräge des Charakters der Nation. Sie bestanden größtentheils aus Auerochsenhörnern und Rennthierfüßen, die zuweilen mit Silber beschlagen waren. Bey feierlichen Zech- und Gastgelagen trank man auch wohl aus Schädeln der Feinde, die im Zweykampf oder im Treffen erschlagen worden waren. Je größer die Auerochsenhörner wa-

ren, die ein Deutscher bey einem Gastmahl und Zechgelage herum gehen ließ, desto mehr hatte er Ehre davon. Man schloß aus der Größe der Hörner auf die Stärke des Thiers, dem sie vormals gehörten, und hatte die größte Achtung und Ehrerbietung vor einem Mann, der Muth und Entschlossenheit genug gehabt hatte, den Kampf mit einem so muthigen Thiere zu wagen. Doch stieg diese Achtung für den Wirth noch um ein großes, wenn er statt den Auerochsenhörnern, Hirnschädelbecher als Trinkgefäße vorsetzen konnte. Denn da man blos die Schädel von feindlichen Heerführern der Ehre werth hielt, sie zu diesem Gebrauch zu widmen, und diesen immer größere Tapferkeit zutraute, als den gemeinen Kämpfern, so mußte man freilich von der Tapferkeit eines Mannes, der sogar feindliche Anführer besiegt hatte, die vortheilhafteste Meinung bekommen.

Da der freie Deutsche allem Zwange feind war, so währte es lange, bis er sich an eine regelmäßige und anhaltende Arbeit gewöhnte. Krieg und Jagd machten sein Geschäfte aus, und ausserdem legte er sich auf seine Bärenhaut und schlief, wenn er nichts besseres zu thun wußte. Dieß darf uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß es eigentlich nur die Noth ist, die den Menschen zur Arbeit treibt. Er ist von Natur träge, und arbeitet blos in der Hofnung, müßig gehen zu können, und sucht seine Bedürf-

dürfnisse auf die leichteste Art zu befriedigen. Die ihm angebohrne Habsucht zieht seine Phantasie ins Spiel, und diese häuft ohne sein Wissen nach und nach seine Bedürfnisse und seine Arbeit. Bietet ihm die Natur nicht wilde Früchte genug dar, um seinen Hunger stillen zu können, so wird er das grausamste und listigste Raubthier. Die mannigfaltigen Geschäfte der Jägerey vervielfachen nach und nach seine Begriffe, und erwecken die in ihm schlafende Vernunft. Er sammelt sich die Begriffe zur Viehzucht, und wird ein Hirt, um die Thiere gemächlicher verzehren und tödten zu können. Er verzehrt einige Futterkräuter seines Viehes, und in der Hofnung seine Bedürfnisse leichter stillen zu können, und einen reicheren Vorrath zu haben, zieht er sich die Begriffe zum Pflanzen, und endlich zum ordentlichen Feldbau ab. So ist die Trägheit die Mutter des Fleisses, und so verführt die phantasiereiche Habsucht den Menschen ohne sein Wissen zur Geselligkeit, zu seinem Glücke.

Der Deutsche stund damals zwischen den beyden Stufen zum geselligen Leben, zwischen der Viehzucht und dem Ackerbau. Auf die letztere hatte er kaum einen Fuß gesetzt. Seine Thätigkeit war noch nicht entwickelt, und er arbeitete erst dann, wenn ihn die Noth dazu trieb. Ihm gefiel nur das, was mit rascher und stürmischer Gewalt auszurichten war: balgen, raufen, ringen und kämpfen. Arbeiten,

im eigentlichen und gewöhnlichen Sinne, das mochte er nicht, und alle Verrichtungen, die eine mühselige Geduld und Ausdauer erfoderten, waren ihm zuwider. Er mochte nicht durch Schweiß erlangen, was sich durch Blut erlangen läßt. Bei einer solchen Denkart war freilich für den Ackerbau, der so viel unermüdete Arbeitsamkeit fodert, wenig zu hoffen. Man konnte dem Deutschen zu dieser Zeit nicht begreiflich machen, daß es besser sey, das Land zu bauen, und die Zeit der Erndte abzuwarten, als mit Feinden sich herum zu schlagen, und in Wunden sein Verdienst zu gründen. Lieber gieng er ganz müßig, wenn er nicht seiner Neigung gemäß wirken konnte; Feld und Hausgeschäfte waren durchaus nicht nach seinem Geschmacke. Darum war es sehr natürlich, daß er auch in seiner Familie das Recht des Stärkern geltend machte, und einen Theil der Arbeit für seinen Unterhalt auf den Schwächern wälzte. Die Stärksten und Kriegerischesten unter ihnen thaten nichts, sondern belasteten die Weiber, die Alten und die Schwächsten überhaupt mit den Geschäften der Hauswirthschaft und des Feldbaues. Es verstrich aber noch manches Jahrhundert, ehe die großen Waldungen im innern Deutschlande in Getraidefelder umgeschaffen wurden. Gewöhnlich gehörte die Länderey der ganzen Völkerschaft. Sie wurde, nach Verhältniß des Standes und der Größe der Familie, jährlich unter die Mitglieder derselben

den vertheilt, und es blieb noch Land genug zur Brache übrig. Ueberhaupt befand sich der Landbau der damaligen Deutschen auf der untersten Stufe. Nur höchst selten traf man daher Gärten und Wiesen an. Ja der Herbst war den alten Deutschen dem Namen und den Früchten nach unbekannt.

So sah es im innern Deutschlande aus. Etwas mehr Kultur fand man bey den Bewohnern der Gegenden, die zunächst an den Rhein grenzten. Sie lernten früher als ihre entfernteren Brüder die Sitten und Gebräuche der Römer und Gallier kennen, und kamen mit ihnen in einige Handlungsverbindungen. Indessen mußte die Handlung bey einem so rohen Volke doch sehr unbedeutend seyn. Es hatte wenig wegzugeben, und brauchte wenig. Die natürlichen Erzeugnisse des Landes gaben nur eine kleine Anzahl Artikel zum Handel her, Vieh, Thierhäute und Pelze, Menschenhaar, womit die eiteln Damen in Rom ihre Köpfe putzten, und Bernstein, mit dem die Deutschen gar nichts zu machen wußten, und daher sich wunderten, daß die Römer ihn so theuer bezahlten. Die Webereyen waren ganz in weiblichen Händen, und es ist wohl zu glauben, daß die guten Weiber kaum so viel herausspinnen und herausweben konnten, als für ihre Haushaltung erforderlich war. Auch waren die Arbeiten gewiß nicht von der feinsten Art. Was die Deutschen von

den Römern eintauschten, waren vornehmlich Waffen und Kleidungsstücke.

6.

Häusliche Tugend. Ehetreue und Keuschheit. Bestrafung des Ehebruches. Treue und Redlichkeit. Gastfreyheit. Gesellschaftliche Freuden und Lustbarkeiten. Spiele.

Kaum sollte man denken, daß bey dem übermächtigen Hange der Deutschen zu feindlichen und gewaltigen Thaten, die liebreichern und sanfteren Neigungen der Geselligkeit noch Platz gewinnen konnten. Und dennoch war der rohe deutsche Mann gegen die Seinigen nichts weniger als unempfindlich. Als Kinder Eines Staates theilten sie ihr Schicksal mit einander. Im Tode sogar verließen sie die nicht, welche ihnen angehörten. Auch in unglücklichen Treffen trachteten sie doch die Leichname ihrer Erschlagenen mit sich fortzuschleppen. Die verwandtschaftlichen Rechte waren bey ihnen heilig geachtet. Feind oder Freund eines Vaters oder Verwandten ward es auch vom Sohne oder Erben. Einem Instinkte zufolge theilten sich die Kinder, als die natürlichen Erben, in die Verlassenschaft der Eltern.

Gegen seine Gattinn war der Deutsche ein zärtlicher Ehemann, um deren willen auch die Kriegsge-

gefangenschaft ihm so unausstehlich war. Die Fremden bewunderten daher an den Sitten der Deutschen nichts mehr, als ihre Ehetreue und Keuschheit. Die am längsten keusch blieben, wurden von den ihrigen am meisten gerühmt. Dadurch glaubten unsere Vorfahren ihren Wuchs zu befördern, ihre Kräften und ihre Nerven zu stärken. Sie hielten es für die größte Schande, sich vor dem zwanzigsten Jahre mit einer Weibsperson zu begehen; obgleich sie ihre Reitze so wenig verbargen, daß sich beide Geschlechter vermischt mit einander in den Flüssen badeten.

Nirgend entdeckt man mehr Uebereinstimmendes mit den geläuterten Vorschriften der Vernunft, als in dem Ehebegriffe der Deutschen. Sie stellten sich die Ehe ganz so vor, wie die reine Vernunft es lehrt, als den innigsten Freundschaftskontrakt, der auf zärtliche Neigungen gegründet, und in der vertrautesten Gemeinschaft aller ihrer Schicksale und Angelegenheiten fortgesetzt werden müsse. Vom ersten Beginn der ehelichen Verbindung an wählte man mancherley Anspielungen und bildliche Darstellungen, jenen Gedanken der Einbildungskraft der Gattinn recht lebhaft einzuprägen. Die junge Frau sollte nicht glauben, daß nur wollüstige Vergnügungen ihre einzige Bestimmung wären. Sie sollte es wissen, daß beydes, Verdienst und Misgeschick, auch sie angehe. Auch die hochzeitlichen Geschenke wur-

den

den zu dieser Absicht bedeutend gemacht. Die Frau brachte dem Mann keine Mitgift zu, sondern er stattete sie selber aus. Eltern und Verwandte waren bey dem Liebesgewerbe, und gaben den Ehegeschenken ihren Beyfall. Diese waren nicht nach den Vergnügungen der Weiber und zum Putz der Braut aufgesucht, sondern sie bestunden in Vieh, angeschirrten Pferden, einem Schild und Spies, oder einem Schwerdt. Dieß war das Ehepfand für die junge Gattinn, und sie machte dem Bräutigam mit einiger Rüstung ein Geschenk. Dieß war das stärkste Band, das heiligste Ehegepränge. Die Braut wurde bey der Hochzeit ermahnt, sie sollte sich nicht über die strengen Tugendbegriffe hinaussetzen, oder sich einbilden, sie sey ausser aller Kriegsgefahr. Man sagte ihr, sie sey die Gefährtin der Arbeit und des Ungemachs, sie habe im Krieg und Frieden mit dem Manne gleiches Schicksal zu theilen. Dieß kündigten die zusammen gejochten Ochsen, das geschirrte Pferd, und die geschenkten Waffen an. So müsse sie leben, so sterben. Sie empfange hier Pfänder, die sie den Kindern in ihrem Werth und unverletzt übergeben und für ihre spaten Enkel hinterlassen müsse.

Ein besonderes Mittel, die Ehen recht ehrwürdig zu machen, und das Band der ehelichen Treue noch fester zu knüpfen, — wobey aber die Gleichheit der Geschlechter etwas scheint gelitten zu haben, weil

der

der Vortheil hier ganz auf der Seite des Mannes war — waren in einigen deutschen Staaten die Jungfernehen, als die einzig zugelassenen Ehen. Die Wittwe konnte nicht wieder heurathen, sondern alle Wünsche und Hofnungen des Weibes waren in einer ehlichen Verbindung begrenzt. Mit dem Tode ihres Mannes war ihr eheliches Leben auf immer geendigt. So sehr fand man auch den entferntesten Gedanken einer, etwa nach dem Absterben des Mannes einzugehenden, oder vielleicht gar schon bey dessen Leben erlauerten, neuen Verbindung der zärtlichen Zuneigung der Ehegatten gegen einander nachtheilig.

Ein sehr seltener Fall war es, daß man in dem großen Deutschlande von einem Ehebruche hörte. Die Weiber hatten Einen Mann wie Einen Leib und Eine Seele; keine andern Begierden oder Wünsche regten sich in ihnen. Und wehe der Unglücklichen, welche die eheliche Treue verletzte; sie wurde mit aller Strenge bestraft. Der Mann selbst schor der Ehebrecherinn in Gegenwart der Anverwandten die Haare, jagte sie zum Hause hinaus, und peitschte sie durch die ganze Gemeinde. Da war keine Nachsicht zu hoffen, und weder Gestalt noch Alter, noch Vermögen konnten einer so öffentlich beschimpften einen zweyten Mann verschaffen. Fälle der Art gehören aber unter die Seltenheiten, denn bey unsern Vorfahren thaten gute Sitten mehr Wirkung als an-

anderswo gute Gesetze. Sie hatten aber auch unendlich weniger Reitze zum Laster als andere kultivirte Nationen; es mangelte ihnen alles, wozu Reichthümer, Ueberfluß und übertriebener Luxus die Menschen verführen.

Die Erziehung, welche die Deutschen ihren Kindern gaben, war hart und den Absichten des Krieges gemäß. Die Mädchen wurden zu aller häuslichen und ökonomischen Arbeit der Mütter angehalten, der Knabe aber lernte dafür ein Pferd bändigen, Schwerdt und Wurfspieß gebrauchen, und überhaupt jede Leibesübung, die ihm als Mann unentbehrlich war. Zwischen dem Sohne des Herrn und des Sklaven gab es keinen Unterschied; beyde wuchsen bey ihrem Vieh mit einander auf. Der Boden war ihr gemeinschaftliches Lager. Edle, tapfere Thaten mußten erst bey reiferem Alter den freyen deutschen Bürger bezeichnen. Der Vater nahm seinen Sohn, um ihn abzuhärten, sehr frühzeitig mit auf die Jagd, und gab ihn nicht selten der Gefahr preis, von einem wilden Thiere beschädigt, oder gar getödtet zu werden, blos um ihn frühzeitig die Verachtung der Gefahren zu lehren und ihn dadurch zu einen wackern Krieger zu bilden, der dem Tod selbst mit unerschrockener Stirne und festem Blick ins Auge sehen könne. Ein wirkliches Mitglied der Gemeine ward er dann, wenn ihm in einer feierlichen Volksversammlung das Recht zuer-

kannt

kannt wurde, Waffen zu tragen. Er mußte aber erst für das Vaterland gefochten, und sich im Getümmel der Schlacht Lob und Ehre erworben haben, ehe er ans Heurathen denken durfte. Denn ausserdem, daß es bey den Deutschen für rühmlich gehalten wurde, recht lange ohne Frau zu leben, so dachten die damaligen Mädchen so sehr delikat, daß jeder junge Mann ihrer Nation, der nicht ein paar Wunden oder gar einen Hirnschädel eines erlegten Feindes als Beweise für seine Tapferkeit aufzuweisen hatte, sich gefaßt halten konnte, selbst bey der ärmsten unter denselben einen Korb zu erhalten. Hatte aber ein Jüngling ausser dem gehörigen Alter, auch ein paar solche unläugbare Beweise seiner Tapferkeit bey der Hand, so war er überall willkommen.

Einer der schönsten Züge in dem sittlichen Charakter der Deutschen war ihre strenge Treue, und bewährte Redlichkeit. Alles was ein Deutscher versprach hielt er auch unverbrüchlich; ein gethanes Versprechen nicht halten, ward mit allgemeiner Schande bestraft. Ueberhaupt wußten unsere Vorfahren nichts von List, Hinterlist, Wucher und Betrug. Alle Schleichwege hielten sie für schimpflich für einen beherzten Mann, und blos die Stärke und das Glück entschieden, wenn wegen des Mein und Dein Streit entstund. Der Tugend unserer Vorfahren danken wir es, daß deutsche Redlichkeit ein Sprich-

wort

wort geworden ist, und deutscher Mann eben so viel heißt, als ein Mann, auf den man fest vertrauen darf. Mache auch du, deutscher Jüngling, dem deutschen Namen Ehre, und bewahre das Gute, das deine Vorfahren dir überliefert haben!

Die Gastfreiheit konnte man nicht weiter treiben, als die Deutschen sie trieben. Irgend einem Menschen, er sey wer er wolle, das Obdach und eine freundliche Aufnahme versagen, war eine Schandthat. Jeder bewirthete den Gast so gut er konnte, und alles, was im Hause war, gehörte ihm wie eigen zu. Fand man in einem Hause den Herrn nicht daheim, so gieng man ohne Bedenken in das nächste, und wurde immer mit gleicher Gefälligkeit aufgenommen. Man machte durchaus keinen Unterschied zwischen Bekannten und Unbekannten. War der Vorrath aufgezehrt, so traten beyde, er, der bisher Wirth gewesen war, nun Führer und Gefährte, uneingeladen in eine andere Wohnung, wo sie gleich gastfreundlich aufgenommen wurden. Verlangte der Fremde beym Abschied etwas, so gab man es ihm ohne alles Bedenken; aber da man bey ihm die nemliche Guthherzigkeit voraussetzte, so sprach man ihn eben so leicht um ein Geschenk an, als man ihm eines gab. Die Deutschen hatten einen besondern Gefallen an Geschenken, allein sie ließen sich weder durch Gaben verbindlich machen, noch rechneten sie die ihrigen andern an.

An gesellschaftlichen Freuden und Lustbarkeiten hatten unsere Vorfahren viel Wohlgefallen, und sie feierten verschiedene Volksfeste, die mit religiösen Ceremonien begannen und mit Schmausereyen sich endigten. Die Vornehmsten waren, das Fest der Semnonen und der Hertha, und das Juelfest. Am erstern, das eigentlich zum Andenken des errichteten Suevenbundes gefeiert wurde, kamen alle Stämme dieses Volkes in einem alten Haine zusammen und opferten. Zum Zeichen, daß man die Macht und Obergewalt der Gottheit anerkenne, durfte man nur gefesselt hinein treten. Wer zufällig fiel, durfte nicht wieder aufstehen, sondern mußte sich aus dem Haine wälzen lassen. Das zweyte Fest war eine Art Auszug, der zur Ehre der Göttinn Hertha (vermuthlich Erde) angestellt wurde. In dem Hain einer im Ocean liegenden Insel (vermuthlich Rügen) stand ihr heiliger Wagen unter der Aufsicht eines Priesters, der die Tage der Ankunft der Göttinn wußte, und sie an demselben nebst dem Wagen in einem verborgenen See badete. Der Wagen war mit Kühen bespannt, und wurde für so heilig gehalten, daß ihn nur der Priester berühren durfte. Alle Fehden hatten an diesem Tag ein Ende. Die Waffen waren eingeschlossen, und allgemeiner Friede und Ruhe herrschten so lange, bis die Göttinn des Aufenthalts unter den Sterblichen müde war, und in den Hain zurückgebracht wurde. Die Skla-

ven

ven, welche beym Bade der Göttinn gebraucht worden waren, wurden ersäuft; vermuthlich damit sie nicht ausplaudern konnten, was sie gesehen hatten. Das Juelfest war das neue Jahr der Deutschen, und unter ihren Volksfesten das allgemeinste. Es fiel alljährlich auf den Tag, der auf die längste Nacht folgte, und hatte in Ansehung seiner Begehung viel Aehnlichkeit mit unserm Weihnachten. Man buck Kuchen, beschenkte einander mit allerley Kleinigkeiten, und trieb allerley Unfug und Aberglauben. Die Weiber opferten den Göttern, damit sie ihnen die Gunst ihrer Männer erhalten, und die Mädchen, damit sie ihnen zu Männern verhelfen möchten. Die Nacht in der die Juelfreuden ihren Anfang nahmen, hieß die Mutter- oder Habichtsnacht, weil man in dem Wahn stand, daß sie alle übrigen Nächte des verflossenen Jahrs verschluckt habe. Der Monat aber, in welchen dieses Fest fiel, wurde wegen des vielen Unfugs, der darinn getrieben wurde, der Spaß- oder Liebesmonat genannt.

An diesen festlichen Tagen überließ sich jedermann der ungebundensten Fröhlichkeit, und man folgte ohne Widerstreben dem Ungestümm der Leidenschaften. Viele hörten nicht eher auf zu trinken, bis Hand und Lippen ihnen den Dienst versagten. Das in großem Maaße getrunkene Bier erhitzte die Köpfe so, daß ein Wortwechsel oft in eine blutige Schlägerey übergieng.

Wenn die Männer beym frohen Mahle beysammen saßen, so gewährte ihnen ein kriegerisches Schauspiel das größte Vergnügen. Nackte Jünglinge, welche so etwas als ein Spiel betrachteten, sprangen zwischen Schwerdtern und auf sie gerichteten Spießen, so geschickt herum, daß sie jeder Wunde auswichen. Uebung brachte Kunst, Kunst Anstand hervor. Doch thaten sie es nicht des Gewinnes, oder Lohnes wegen, wenn man nicht den Beyfall der Zuschauer für eine Belohnung des kecken Muthwillens nehmen will. Die Langeweile verleitete sie öfters zu Glücksspielen. Besonders waren sie dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben, und behandelten es als eine sehr ernsthafte Sache. Wenn sie Vieh, Früchte, Waffen, Kleider und ihre liebste Haabe verloren hatten, so setzten sie beym letzten Wurf sogar ihre Freyheit aufs Spiel. Der Verlierende ward gutwillig der Knecht des Gewinnenden, und ließ sich, obgleich jünger und stärker, gutwillig von demselben binden und als einen Sklaven verkaufen. Leibeigene dieser Art verkaufte man an Ausländer, weil es der Nationaldenkungsart zuwider war, einen ehemaligen Freygebohrnen als seinen Knecht zu behandeln.

7.

Uebersicht der verschiedenen deutschen Völkerschaften.

Schon in jenen Zeiten, von welchen hier die Rede ist, machte Deutschland keinen allgemeinen, einzigen Staat aus. Die vielen kleinen Völkerschaften in welche sich die ganze Nation theilte, waren eben so viel besondere, unabhängige Staaten, von denen jeder seine eigene Regierungsverfassung, eigene Gesetze und Gebräuche hatte. Bey mancherley Eigenheiten fand sich aber doch auch viel ähnliches und übereinstimmendes bey ihnen. Nur dürfen wir uns unter den deutschen Völkerschaften der ältesten Zeit keine Völker im heutigen Verstand denken. Bey den alten Deutschen war jeder Kanton ein eigenes Volk, und der Bezirk, den fünf oder zehen solche Völker bewohnten, hatte einen sehr mäßigen Umfang. Da aber bey der geringen Volksmenge des damaligen Deutschlandes, die Gränzen der verschiedenen Völker noch nicht so eingeschränkt waren, wie in der Folge; da der Wanderungsgeist die Bewohner des deutschen Bodens noch einige Jahrhunderte beseelte, so ließ sich in den meisten Fällen das Gebiet der ältesten deutschen Völker nicht mit völliger Gewißheit bestimmen, und wir können meistens nur die Meere, Flüsse und Gebürge angeben, die ihre natürlichen Gränzen ausmachten.

Auf der Westseite am Rheinufer wohnten die Trevirer, deren Andenken die heutige Stadt Trier erhält. Ihre Nachbaren gegen Westen waren die Nervier, im heutigen Hennegau. Am Rhein sassen die Vangionen, in der Gegend von Worms; die Nemeter in der Gegend von Speier; die Triboccer um Strasburg herum; die Ubier im Köllnischen. Diese letztern waren Freunde der Römer, und von ihnen gleichsam zu Wächtern des Rheinufers bestellt, daher sie der beschämende Vorwurf traf, vom deutschen Vaterlande abtrünnig geworden zu seyn. Zu den ansehnlichsten Völkerschaften deutschen Ursprungs jenseits des Rheins gehörten die Belgen, die Bewohner des grösten Theils der Niederlande, die sich am Niederrhein auf der einen Seite bis an den Ocean, auf der andern bis an die Garonne erstreckten. Erst spat wurden sie mit den schwelgerischen Sitten der Römer bekannt, und die Nachbarschaft der Deutschen auf der andern Seite des Rheins erhielt ihre Tapferkeit in beständiger Uebung. Aber diese muthigen Leute, denen selbst der Rhein keine Gränzen setzen konnte, wanderten, getrieben von Begierde nach Beute und neuen Feinden, sogar nach Britannien, wo sie sich an den Küsten desselben niederliessen. Unter die tapfersten Volksstämme derselben rechnet man die Bataver, die einen Theil des heutigen Gelderns bewohnten.

Alle diese Völker waren zwar von deutscher Abkunft, kamen aber bald unter die Herrschaft der Römer. Diese führten Kolonien in diese Gegenden, legten Städte an, und verwahrten die Gränzen gegen die benachbarten Deutschen durch die sogenannte Pfahlhecke, eine Art von hölzernem Wall oder Damm, der sich von Regensburg, durch den Odenwald, bis Miltenberg am Mayn erstreckte. An seine Stelle kam nachher die sogenannte Teufelsmauer, die so ungeheuer war, daß der Pöbel sie dem Teufel zuschrieb.

Ein sehr angesehenes deutsches Volk, von vorzüglicher Tapferkeit und Klugheit, waren die Catten, in Hessen und vielleicht auch in einem Theil von Thüringen. Ihr Land war weniger mit grossen Sümpfen angefüllt als das übrige Deutschland; es gab vielmehr in demselben aneinander hangende Reihen von Bergen, die nur allmählig unterbrochen wurden. In ihren Sitten und in ihrer Verfassung hatten die Catten sehr viel Eigenthümliches. Bey andern deutschen Völkerschaften hatte nur selten einer oder der andere den Einfall, seine Haare und den Bart so lange wachsen zu lassen, bis er einen Feind erlegte; bey den Catten aber war diese Sitte ganz allgemein. Nicht eher als bis sie Blut oder Beute sahen, wagten sie es ihre Stirne zu enthüllen, und nur dann glaubten sie für ihre Geburt sich dankbar erwiesen zu haben, und des Vaterlandes und ihrer Eltern

würdig zu seyn. Träge und Feigherzige behielten also dieses schmutzige Ansehen ihr ganzes Leben hindurch. Noch ein anderes Ermunterungsmittel zur Freyheit bestund in einem eisernen Ringe, der als ein Zeichen der Knechtschaft, vermuthlich am Arme getragen wurde, und den der Krieger nicht eher ablegen durfte, als bis ihn der Tod eines Feindes dazu berechtigte. Nicht immer aber war ein tapferer Jüngling so glücklich, die Gelegenheit hiezu zu finden. Indessen zeichnete ihn dieser Anzug immer als einen der muthigsten aus; in ihm wurde er mit Ehren grau, und von Freunden und Feinden geachtet. Diese der Tapferkeit gleichsam geweihten Leute machten das Vordertreffen aus, welches einen schröklichen Anblick gab. Ganz ohne Eigenthum ernährte man sie da, wo sie hinkamen, und nichts als der Gedanke, sich durch tapfere Thaten hervorzuthun, konnte sie beschäftigen. Die Catten besassen nicht nur Tapferkeit, sondern sie führten den Krieg auch mit vorzüglicher Ordnung und Regelmäßigkeit. Sie befestigten ihr Lager, gehorchten ihrem Befehlshaber und beobachteten noch manches, was eine gute Einsicht in die Kriegskunst verrieth. Ihre grösste Stärke bestand im Fußvolke, der Reuterey bedienten sie sich blos zu schnellen Angriffen.

Zunächst an die Catten nach dem Rhein hin (in Westphalen) gränzten die Usipeter und Tenkterer. Die letztern waren eben so wegen ihrer Reuterey,

wie die Catten wegen ihres Fußvolks, berühmt. Neben den Tenkterern wohnten die Brukterer, an der Lippe, Ems und Roer, eine mächtige Nation, die aber das Unglück hatte, von ihren Nachbaren, den Chamavern und Angrivariern, verjagt und grossentheils aufgerieben zu werden, da denn die Ueberwinder ihre Wohnsitze einnahmen. Hinter ihnen sassen die Dulgibiner und Chasuarier, vielleicht im Tecklenburgischen und Osnabrückischen. Ein sehr ansehnliches und ausgebreitetes Volk waren die Friesen, vorne gegen den Ocean. In Rücksicht auf ihre Macht theilten sie sich in die größern und kleinern.

Auf der Nordseite reichten die Chauzen von Friesland bis in das Land der Catten hinein; ein zahlreiches, mächtiges und Gerechtigkeit liebendes Volk. Ihr niedriges, an der Küste gelegenes Land wurde täglich zweymal von der Fluth überschwemmt. Die Chauzen hatten daher ihre Hütten auf Dämme gebaut. So lange nun das Wasser den Boden bedeckte, so schienen sie zu schwimmen: war es aber wieder abgelaufen, so sahen sie denen ähnlich, die Schiffbruch gelitten hätten. Bey ihren Hütten fiengen sie alsdann die mit dem Meere zurückeilenden Fische in Netzen, die sie von Schilf und Seerohr verfertigten. Zum Getränke diente ihnen Regenwasser, das sie von ihren Häusern in Gruben auffiengen, und getrocknete Erde (vielleicht Torf) vertrat die Stelle des Holzes. Dieser Ungemächlich-

lichkeiten des Bodens ungeachtet gehörten die Chauzen unter die zahlreichsten Völker des damaligen Deutschlandes. Sie liebten Frieden und Ruhe; Streifereyen, die gewöhnliche Beschäftigung der meisten Deutschen, waren bey ihnen höchst selten. Inzwischen gab ihnen doch die Kriegsmacht, die sie stellen konnten, bey ihren Nachbaren ein furchtbares Ansehen.

Die weitläuftigen Wohnsitze der Cherusker waren theils am Harz, zwischen der Weser und der Elbe, theils auf der Westseite der Weser im Westphälischen. Zu verschiedenen Zeiten dehnte sich ihr Gebiet theils mehr, theils weniger aus. Sie sind das tapfere Volk, das, unter seinem Anführer Hermann oder Arminius, Deutschland vom römischen Joch befreite. In spateren Zeiten versanken sie in Unthätigkeit, und wurden bey ihrer allzugrossen Sicherheit von den Catten beynahe aufgerieben. Ihre Nachbaren wären die Foser, vermuthlich an der im Hildesheimischen fließenden Fuhse, und in dem nördlichen Winkel von Deutschland, in Schleswig und Jütland, und wahrscheinlich auch auf den dänischen Inseln, wohnten die Cimbern und Teutonen, zwey sonst große und berühmte Nationen, die ihre Waffen gegen Rom brauchten, nachher aber in einen kleinen unbedeutenden Staat zusammen schmolzen.

Ein großer deutscher Volksstamm, der mehrere besondere Nationen unter eigenen Namen in sich

Faßte, waren die Sueven. Sie zeichneten sich im Aeußerlichen dadurch aus, daß sie das Haar auf dem Scheitel zusammen gebunden trugen. Von diesem Haarzopf oder Schweif sollen sie, nach einiger Meinung, den Namen Sueven bekommen haben. Ihr eigentlicher Sitz war, der große hercynische Wald, den sie, als Jäger und Viehhirten, von einem Ende zum andern, von Pannonien und Rhätien bis an die Rheinufer durchzogen. Nur die Uebermacht der Römer drängte sie allmählich in bestimmtere Gränzen zusammen, und bewirkte, daß sie immer weiter nach Osten, und zuletzt bis über die Elbe rückten. Am längsten wohnten sie, auf der einen Seite zwischen der Elbe und der Saale, und auf der andern zwischen der Weichsel und der Donau. Sie waren in hundert Gauen getheilt, aus deren jedem alle Jahre tausend Mann zu Pferd und zu Fuß zum Kriege auszogen. Die übrigen bauten indessen das Feld, wodurch sie verhüteten, daß weder der Ackerbau noch die Uebung in den Waffen vernachläßigt wurde. Es durfte aber keiner einen Acker als sein Eigenthum ansehen, oder ihn länger als ein Jahr behalten; überhaupt lebten sie mehr von der Jagd und Viehzucht, als von dem mühsamen Anbau des Bodens. Die Jagd, mit der sie sich am meisten beschäftigten, gab ihrem Körper Stärke und Dauerhaftigkeit. Um sich vor Weichlichkeit und Ueppigkeit zu verwahren, verboten sie auch die Einfuhr

fuhr des Weins, dem sie eine verzärtelnde Kraft zuschrieben. Ja ihre Abneigung gegen alles Ausländische erstreckte sich so weit, daß sie so gar den schlechten und übelgebauten Pferden, die in ihrem Lande gezogen wurden, vor den Fremden den Vorzug gaben, wenn sie auch bessere Eigenschaften hatten. Indessen wußten sie dieselben zu ihren Absichten sehr gut zu gebrauchen. Durch tägliche Uebung gewöhnten sie dieselben, alle Beschwerlichkeiten zu ertragen. Sprangen sie ihrer Sitte nach herunter, um zu Fusse zu fechten, so ließen sie dieselben indessen stehen, und sie konnten sicher darauf rechnen, sie auf der Stelle wieder zu finden, wo sie abgestiegen waren. Den Gebrauch des Sattels hielten sie für schimpflich, und der größte Haufe von Reutern, die sich der Sättel bedienten, war ihnen nicht furchtbar. Einen besondern Ruhm suchten die Sueven darinn, daß das Land ausserhalb der Grenzen ihres Staates recht weit umher unbewohnt und öde war, dieß sollte beweisen, daß eine Menge anderer Völker ihrer Macht nicht habe widerstehen können. Auch ließ ihr unruhiger, zu Streifereyen geneigter Geist die Nachbaren so wenig de Frieden genießen, daß jedes minder mächtige Volk wünschen mußte, weit von ihnen entfernt zu seyn. Verschiedene Völkerstämme, die sich nicht mit ihnen vereinigen wollten, verdrängten si aus ihren Wohnsitzen, oder machten sie sich zinsbar. Hätte dieser suevische Kriegs-

bund

bund länger bestanden, so würde er, allem Ansehen nach, die andern kleinen Völkerschaften auch an sich gezogen haben, und Deutschland würde bald zu einem furchtbaren Ganzen vereinigt worden seyn, das den Untergang des römischen Reichs um einige Jahrhunderte früher bewirkt haben könnte. Aber die Römer schwächten diesen furchtbaren Bund so, daß er sich allmählig ganz auflößte.

Die älteste und vornehmste unter den suevischen Nationen waren die Semnonen, welche an der Oder, Havel und Spree wohnten. Ihre Nachbaren waren die Longobarden, ein weniger zahlreicher, aber sehr nahrhafter Schlag Leute. Sie hatten ihren Namen nicht von ihren langen Bärten, wie man irrig erzählte, sondern von der langen Börde, oder dem ausgedehnten fruchtbaren Distrikt, den sie an der Nordseite der Elbe, vom Lüneburgischen bis ins Magdeburgische bewohnten. An den Seeküsten, in Holstein und Mecklenburg, wohnten die Avionen, Angeln, Variner und Suardaner, welche mit einander die Mutter Erde, Hertha, verehrten. Auch diese Völker gehörten zum suevischen Völkerbunde.

Unter den Sueven welche an der Nordseite der Donau wohnten, waren die Hermunduren die bekanntesten. Ihre ältesten Wohnsitze scheinen sie zwischen der Elbe und Saale, im Anhaltischen gehabt zu haben; sie müssen aber bald weiter an die

Elbe

Elbe hinaufgerückt seyn, denn schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts findet man sie an der schlesischen Gränze, als Nachbaren der Lygier; doch ist vermuthlich ein Theil von ihnen an der Saale sitzen geblieben. Hier sollen sie auch Nachbaren der Catten gewesen seyn; gegen Süden mag sich ihr Gebiet bis an die Donau erstreckt haben. Sie traten schon frühe mit den Römern in nähere Verbindung, und diese hatten viel Verkehr mit ihnen. Es war ihnen erlaubt, mit ihren Waaren ins römische Gebiet, selbst nach Augsburg zu kommen, da hingegen die andern Deutschen keinen Handel, ausser am Ufer des Rheins, mit den Römern treiben durften. Zu Nachbaren hatten sie die Narisker, welche vermuthlich in der Oberpfalz und in der Grafschaft Leuchtenberg wohnten.

Angesehene, tapfere deutsche Völker waren die Markomannen und Quaden. Der erstere Name begreift überhaupt solche Völker, welche an den Gränzen wohnen. Zuweilen versteht man darunter auch die Bewohner niedriger und sumpfigter Gegenden oder Marschländer. Die deutschen Markomannen scheinen ihre ältesten Wohnsitze im Würtembergischen, in einem Theil der Pfalz, zwischen dem Neckar und dem Rhein, im Breisgau und in dem Theil von Schwaben zwischen den Quellen der Donau und der Stadt Gundelfingen an der Brenz gehabt zu haben. Als die Römer am Rhein immer furchtbarer wurden,

zogen sie sich weiter in Deutschland zurück und suchten sich in Pannonien (Niederungarn und Sklavonien) festzusetzen, wurden aber bald wieder vertrieben. Darauf giengen sie, nebst andern Völkern, nach Böhmen, vertrieben die Bojer, und behaupteten sich in diesem Lande, das gleichwohl von den letztern den Namen behielt. Bald nach Christi Geburt besetzten sie einen Theil von Dacien, zwischen den Flüssen Marosch und Körösch, den sie auch noch gegen das Ende des dritten Jahrhunderts im Besitz hatten. Sie waren den Römern sehr gefährlich, allein im fünften Jahrhundert verlor sich ihr Name aus der Geschichte. In genauem Verhältniß stunden mit ihnen die Quaden, ihre Nachbaren. Sie sassen an der Donau zwischen der Morawa und dem Gran, wo sie noch im vierten Jahrhundert mit den Römern blutige Kämpfe hatten. Im Anfang des fünften Jahrhunderts gieng ein Theil von ihnen, mit den Alanen und Vandalen über den Rhein nach Gallien und endlich nach Spanien.

Im Rücken der Markomannen und Quaden, bis in die Ostsee hinein, folgten zuerst die Marsigner, welche wahrscheinlich von den ehedem näher an den Rhein gränzenden Marsen abstammten. Sie waren eben so mächtig als die Markomannen und Quaden. In dieser Gegend befanden sich auch die Wohnsitze der Burier, Gothiner und Oser. Die erstern gehörten, sowohl der Tracht als der Spra-

che

che nach, zu den Sueven; die Gothiner redeten aber gallisch, und die Oser pannonisch. Beyde ließen sich von den Sarmatern und Quaden Tribut auflegen, und die Gothiner wurden auch deswegen nicht geachtet, weil sie Eisen gruben. Alle diese Völker bewohnten wenig ebenes Land, sondern meistens Wälder und Gebirge, und man kann sie sich meistens als Einwohner von Schlesien denken. Eine lange Reihe von Gebirgen (die Kette der schlesisch-böhmischen Gebirge) trennte sie noch von andern deutschen Völkern, und besonders von den Lygiern, welche verschiedene andere Völkerschaften unter sich begriffen, als die Arier, Helveconen, Manimer, Elysier und Naharwaler. Im Gebiete der letztern war ein besonderer Hayn der Verehrung zweyer Götter gewidmet, die man sich als Jünglinge und Brüder dachte. Die Arier, stolz auf ihre Ueberlegenheit über andere benachbarte Völker, verstärkten ihre angebohrne Wildheit noch durch künstliche Mittel. Sie bemahlten ihren Körper, führten schwarze Schilde, und schlugen sich gewöhnlich nur des Nachts.

In Polen, jenseits der Warta, lagen die Wohnsitze der Gothonen, die sich als Gothen in der Folge so berühmt machten, und frühzeitig einer etwas strengeren königlichen Gewalt als andere deutsche Völker unterworfen waren. Nachbaren und Verwandte der Gothoner waren die Rügier, die ihre Wohnsitze dicht an der Ostsee hatten, und wahrschein-

scheinlich auch das Fürstenthum Rügen besassen. Ein ansehnlicher Theil von ihnen wanderte nachher mit den Gothen aus, und errichtete an der Mora- wa einen Staat, der das Rügeland hieß. Die Lemovier sollen ihre Wohnsitze im Lauenburgischen gehabt haben. Auf der Ostsee selbst breiteten sich die Suionen, die Stammväter der Schweden, aus, die in kleinen Schiffen herum schweiften, und von Königen sich beherrschen liessen, die ihnen nicht einmal die Verwahrung ihrer Waffen gestatteten. So verminderte sich deutsches Freyheitsgefühl, je weiter die Völker von dem Mittelpunkte des eigentlichen Deutschlandes entfernt lagen. An der östlichen Küste der Ostsee wohnten die Aestger (Ostenländer), die in ihren Sitten und in ihrer Tracht mit den Sueven, in ihrer Sprache aber mit den Britanniern die meiste Aehnlichkeit hatten. Sie verehrten, unter dem Bilde eines Schweines, die Mutter der Götter, die sie, ihrer Meinung nach, mehr als alle Waffen in Sicherheit setzte. Nur selten hatten sie daher Gewehre von Eisen. Meistens bestand ihre ganze Vertheidigung in einem Stocke. Getraide und andere Früchte bauten sie geduldiger, als alle übrige Deutschen. Auch sammelten sie Bernstein, und trieben einen ansehnlichen Handel damit.

In Sarmatien, auf der Nordseite der karpathischen Gebirge, wohnten endlich noch Peuciner, Veneder und Fennen, deren Ursprung zweifelhaft ist.

ist. Die Peuciner, auch Bastarner genannt, hatten noch viele Aehnlichkeit mit den Deutschen; doch unterschieden sie sich von denselben durch Unthätigkeit und Unreinlichkeit, durch unordentliche Ehen, und noch durch manche andere, den Sarmaten abgeborgte, Sitten. Auch die Veneder, wahrscheinlich die Stammväter der Vandalen, hatten von den Sarmatern schon manches angenommen; doch waren sie den deutschen Völkern noch darinn ähnlich; daß sie, nicht wie die Sarmater in Wagen, oder auf Pferden herumzogen, sondern in Häusern lebten, Schilde führten, und gute Fußgänger abgaben. Die größte Wildheit und Dürftigkeit äusserte sich endlich bey den Fennen, die aller Waffen, Pferde und Häuser beraubt, sich von Kräutern nährten, in Felle kleideten und auf der bloßen Erde schliefen. Ein Pfeil, mit einer knöchernen Spitze, machte ihr einziges Gewehr aus. Vor wilden Thieren und vor der schlimmen Witterung schützte sie ein Baum. Kurz, die Fennen bildeten gleichsam die unterste Stuffe der deutschen Kultur dieses Zeitalters.

Aus dieser Uebersicht der verschiedenen Bewohner unsers Vaterlandes seht ihr, meine jungen Freunde, daß es schon in den ältesten Zeiten aus vielen kleinen, unabhängigen Staaten bestund, von denen jeder seine eigene Regierungsverfassung, eigene Gesetze und Gebräuche hatte. Inzwischen hatten sie alle in Sitten, Sprachen und Verfassung

vieles mit einander gemein. Zur gemeinsamen Vertheidigung waren verschiedene von diesen kleinen Staaten in eine gewisse Verbindung getreten. Die wichtigste und stärkste dieser Verbindungen war der Suevenbund, dessen Absicht wahrscheinlich dahin gieng, daß man sowohl den Völkern aus dem heutigen Ungarn, Schlesien und Polen, als auch den Römern eine genugsame Macht entgegen setzen, und zugleich sich vor andern deutschen Völkern sicher stellen, oder auch selbst Italien angreifen wollte. Alle diese verschiedenen deutschen Völkerschaften waren gleich stark von einer mächtigen Freyheitsliebe durchdrungen. Dieß war die Seele ihrer politischen Verfassung, ihres Kriegssystems, und die Triebfeder ihrer meisten Handlungen. Nicht nur die Bewohner der reitzenden Gegenden des Rheinufers, oder des fruchtbaren Gestades der Elbe, sondern auch die, welche in den Morästen an der Nordsee, in den armseeligsten Hütten wohnten, die Chauzen, liebten ihre Freyheit über alles. Diese aufs äusserste zu verfechten und der Dienstbarkeit vorzubauen, war ihr beständiges und dringendstes und zugleich das rühmlichste Geschäft. Alles, was sich darauf nicht bezog, war Nebensache und eines starken, wehrhaften Deutschen unwürdig.

So sah es in Deutschland vor zwey tausend Jahren aus. Alles zusammen genommen zeigt uns, daß die Deutschen ein sehr altes Volk seyn, und bereits

reits viele Jahrhunderte, auch wohl mehr als ein Jahrtausend durchlaufen haben mußten. Zwar stunden sie noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur, allein ihre Verfassung war doch schon zu regelmäßig, und ihre Grundsätze verriethen zu viele Weisheit, als daß sie sich in einem engen Zeitraume so weit hätten ausbilden können. Gegen die Römer oder Griechen gehalten, waren sie freilich noch sehr weit zurück, aber es war ein Hauptgrundsatz der Germanier, keine feineren Sitten und Lebensart anzunehmen, um ihre Stärke nicht zu verlieren. Sie hielten hartnäckig an die alten Gebräuche, bey denen sie ihre Unabhängigkeit so lange und glücklich behauptet hatten.

II.

Die ältesten Kriegsthaten und Kämpfe der Deutschen.

I.

Der Cimbrische Krieg. Marius rettet den mächtigen Römerstaat und vernichtet große feindliche Heere.

Das erste deutsche Volk, welches sich, ohngefähr hundert Jahre vor Christi Geburt, durch seine Waffen bekannt und furchtbar machte, waren die Cimbern, welche vermuthlich im heutigen Schleswig und Jütland wohnten. Ihre Gegner, denen sie durch ihr plötzliches Erscheinen Furcht und Schrecken einjagten, waren die Römer, damals die furchtbarste Nation der Erde. Sechshundert und vierzig Jahre hatte Rom gestanden, und sich in dieser Zeit die wichtigsten und reichsten Länder der Erde zinsbar gemacht. Von gränzenloser Eroberungssucht dahin gerissen, vergrösserte es alljährlich seine Herrschaft

nach

nach allen Weltgegenden. Italien, Spanien, Illyrien, und einen Theil von Gallien, kurz, die vorzüglichsten Länder unsers Erdtheils, hatte der tapfere Römer seiner Herrschaft unterworfen; er hatte seine Waffen auch über die kultivirtesten Landstriche der beyden übrigen Welttheile ausgedehnt, und alles beugte sich vor seinem Namen. Seine Eroberungen auch über das benachbarte Deutschland auszudehnen, hatte ihn bisher noch nie gelüstet, ob es gleich nur durch einen Strom und eine Bergkette vom römischen Gebiete getrennt war. Wie konnte aber auch ein so rauhes, und von der Natur so stiefmütterlich ausgestattetes Land das habsüchtige Rom reitzen, dessen gesammte Legionen und Flotten kaum vermochten, den reichen Süd- und Ost zu plündern? Der Römer fürwahr hätt' es nicht gesucht; der Deutsche suchte Rom.

Es läßt sich nicht mit Zuverläßigkeit angeben, was die Cimbern bewog, ihre nördliche Halbinsel zu verlassen, und freundlichere Wohnsitze in einer mildern Gegend aufzusuchen. Sie lebten, wie andere Barbaren, blos von Krieg und Beute, waren an keine festen Wohnsitze geheftet, folglich zum Aufbruche immer fertig. Vielleicht daß ein Vorschlag, den irgend ein Anführer deswegen that, ihre Raubbegierde reitzte, eine Auswanderung nach den südlichern Gegenden vorzunehmen; oder vielleicht zwang sie eine Ueberschwemmung, ihren Aufenthalt zu ver-

ändern. Genug, sie brachen grösstentheils zugleich mit ihren Nachbarn, den Teutonen, aus ihren bisherigen Wohnsitzen auf, durchzogen in abgesonderten Haufen Deutschland viele Jahre lang; giengen über den Rhein, um in Gallien und Spanien einzudringen, und nachdem sich mehrere Teutsche zu ihnen gesellt hatten; näherten sie sich den römischen Provinzen. Ihre Anzahl schätzte man auf dreymal hundert tausend Bewafnete: noch grösser war die Anzahl der Weiber und Kinder.

Rom gerieth in die grösste Bestürzung bey dem Anmarsche so ungeheurer feindlicher Heerschaaren, die sich durch Plündern und Verheeren einen Weg bahnten. Als sie in Illyrien eingefallen waren, stellte sich ihnen bey Noreja in Kärnthen der Konsul Papirius Carbo entgegen, und suchte ihr weiteres Vordringen zu verhindern. Es kam an einem nicht genau bestimmten Platze zur Schlacht, und Carbo ward mit großem Verlust aus dem Felde geschlagen. Die Cimbern drangen jetzt tiefer in Noricum und Illyrien ein. Sie glaubten, die Römer müßten sich glücklich schätzen, wenn sie den Dienst ihrer tapfern Arme durch ein Stück dieses schönen Landes erkaufen könnten. Sie eröfneten dieses dem Konsul Silanus, der ihnen mit einem Heere entgegen gestellt worden war. Der Konsul wies sie an den Senat. Zum großen Erstaunen der Römer langten nun cimbrische Gesandte bey ihnen an. „Das

Volk

Volk des Kriegsgottes, sprachen sie, möchte ihnen als Sold etwas Land ertheilen, und sich dafür nach Belieben ihrer Hände und Waffen bedienen." Dieses billige Ansuchen siegreicher Barbaren verweigerte der römische Senat, und sie beschlossen daher mit den Waffen zu suchen, was sie mit Bitten nicht vermocht hatten. Silanus, der sich ihrer Ausbreitung widersetzen wollte, wurde von ihnen geschlagen. Mit Mühe entkam er durch die Flucht, wurde aber beynahe ein Opfer des Hasses seiner Mitbürger. Der Legat des Konsuls, Markus Aurelius Scaurus, machte einen neuen Versuch, die Fortschritte der Barbaren zu hemmen, allein er wurde geschlagen und gefangen genommen. Vor den feindlichen Kriegsrath geführt, sprach er mit vielem Stolze: Rom könne nicht besiegt werden. Diese Rede brachte den jungen König der Cimbern Bojorix so sehr auf, daß er den Gefangenen auf der Stelle in Stücken zerhieb.

Nunmehr setzten die Cimbern ihren verheerenden Zug in Gallien fort, verbanden sich mit einigen helvetischen Völkerschaften, besiegten den Konsul Cnejus Manlius und den Prokonsul Quintus Servilius Cäpio, und eroberten Beyder Lager. Achtzig tausend römische Krieger und vierzig tausend Troßbuben verloren in diesem Kampfe ihr Leben. Cäpios Güter wurden auf Befehl des römischen Volkes eingezogen, und ihm selbst das Kommando abgenom-

men. Unmuth und Angst verleitete die Römer zu dieser ganz ungewöhnlichen Strenge.

Die einzige Hofnung der stolzen, so tief gekränkten Republik beruhete nun auf einem Manne, dessen bisherige Kriegsthaten erwarten ließen, daß er mit mehr Nachdruck dem weitern Vordringen der Feinde Einhalt thun werde. Dieß war der Konsul Cajus Marius, der sich von der niedrigsten Geburt durch seltenes militairisches Talent zu den höchsten Würden im Staate empor geschwungen hatte. In jeder Hinsicht war er der Mann, der so wilden Völkern Scheu, und einem so entmuthigten Heere als dem damaligen römischen, Vertrauen einflößen konnte. Sein herkulischer Knochenbau, sein wildes Gesicht, sein strenger Lebenswandel, seine unermüdete Thätigkeit und selbst die Derbheit seiner Sitten, durch keine Erziehung abgeschliffen, nahmen den rohen Soldaten bis zur Begeisterung für ihn ein. Marius sah wohl ein, daß er gleich seinen Kollegen verloren sey, wenn er einen offenen Angriff wage. Panischer Schrecken vor den gewaltigen Barbaren beherrschte sein Heer; der bloße Anblick ihrer Riesenkörper erfüllte Alle mit Entsetzen. Die Deutschen, stolz auf ihr bisheriges Glück und voll Verachtung gegen die Römer, die ihnen bisher als ohnmächtige Schwächlinge erschienen, und deren eigenthümliche Kraft sie noch nicht kannten, hätten unter diesen Umständen in jeder Feldschlacht einen un-

ungezweifelten Sieg davon getragen. Aber Marius benahm ihnen dazu alle Gelegenheit. In einem fest verschanzten Lager hörte er gleich geduldig erst den Hohn der Feinde, dann den Spott seiner eigenen Krieger, die, nach und nach an den Anblick der Deutschen gewöhnt, laut forderten, in die Schlacht geführt zu werden. Statt diesem Wunsch sogleich zu entsprechen, wandte Marius vielmehr die Zeit dazu an, seine Truppen abzuhärten, und an eine recht strenge Kriegszucht zu gewöhnen.

Des langen Aufenthalts müde, denn schon ins dritte Jahr dauerte dieses Zaudern, trennten sich endlich die deutschen Völker in drey Kolonnen, um durch die Alpen auf verschiedenen Wegen nach Italien, ihrer gemeinschaftlichen Wünsche Ziel, einzubrechen, ohne des feigen, in seinen Verschanzungen zurückbleibenden Feindes zu achten. Die Cimbern wandten sich nach Norikum, das heutige Baiern und Tyrol, um allda den Uebergang über die Alpen zu wagen. Die Teutonen und Ambroner zogen gerade an dem römischen Lager vorbey, und fragten, der Eroberung Roms gewiß, höhnend die Krieger, ob sie nichts an ihre Frauen zu bestellen hätten? Die Tiguriner blieben zurück, um die norischen Alpen zu beschützen. Marius schlich ihnen leise von hinten nach, von Rast zu Rast. Blieben sie stehen, so stand er auch, aber nicht frey wie sie, sondern in aller Geschwindigkeit bis um den Hals verschanzt. Endlich

stunden die beyden feindlichen Heere am Fuß der Alpengebirge einander gegenüber, und es kam bey Aix in Provence zum Treffen. Die Deutschen waren Meister vom Thal und dem Flusse, der es durchströmte. Den Römern gebrach es an Wasser; ob dieß der Feldherr vorsetzlich gethan, oder ob er den Fehler in einen Vortheil zu kehren gewußt habe, ist ungewiß, sicher aber war die durch Noth erhöhte Tapferkeit der Römer Ursache ihres Sieges. Als nemlich das Heer Wasser forderte, wies Marius in das Thal hin und sprach: „Dort habt ihr Wasser, wenn ihr Männer seyd!" Es ward demnach mit solcher Wuth gekämpft, daß der siegende Römer mehr Feindesblut, als Wasser aus jenem Strome trank. Indessen war dieser erste Sieg doch noch so zweifelhaft, daß die Soldaten, nachdem sie sich in ihr Lager zurückgezogen hatten, gar nicht wie sonst, lustig und guter Dinge waren, sondern sich ganz still verhielten, indeß die Teutonen in der Ferne die ganze Nacht ein schauerliches Kriegsgeheul hören ließen, welches ihren noch ganz und gar nicht gebeugten Muth deutlich zu erkennen gab.

Am andern Tag erfolgte sogleich wieder ein wüthender Angriff, aber auf einem Platze, der den Römern weit günstiger als den Deutschen war, und dieß sowohl, als die feinere Kriegskunst der Römer machte, daß die tapfern Deutschen nun

gänz-

gänzlich geschlagen wurden. Der Teutonen König Teutobochus, der kaum ein Roß zur Flucht mehr fand, ward in dem nächsten Walde von einem dahin verlegten Hinterhalte aufgefangen, und bot in Marius Triumphe ein glänzendes Schauspiel dar; denn sein Riesenkörper ragte über die Trophäen empor.

Als die Römer das Lager der Deutschen erstürmten, hatten sie noch einen harten Kampf mit den heldenmüthigen deutschen Weibern zu bestehen, die schon vorher während der Schlacht ihren Männern Muth eingeflößt hatten, jetzt aber in der letzten Verzweiflung die Römer selbst anfielen, ihnen in die Schwerdter griefen, die Schilde wegrissen, und nicht eher sich zu vertheidigen aufhörten, als bis Blut und Leben erschöpft war. Mütter sah man ihre Säuglinge tödten, und dann sich selbst erdrosseln. Mehr als hundert tausend Deutsche sollen in diesem mörderischen Kampfe das Leben eingebüßt haben, oder in Gefangenschaft gerathen seyn.

Die Freude Roms über diesen Sieg war gränzenlos, aber bald verbreiteten sich in der Hauptstadt der Welt neue furchtbare Gerüchte. Die Cimbern waren noch nicht bezwungen. Zum Erstaunen der Römer erstiegen sie mitten im Winter die Alpen, und setzten unaufhaltsam über die Etsch, deren reissende Fluthen sie durch einen gefällten hineingeworfenen Wald gangbar gemacht hatten. Der Kon-

sul

sul Luctatius Catulus, der sich ihnen mit einem Hee-re entgegen stellte, mußte ihrer Uebermacht weichen, und wären sie sogleich auf Rom losgegangen, so hätten sie es unfehlbar erobert. Aber das sanfte Klima von Venetien, die neuen angenehmen Speisen und die italienischen Weine hielten sie und ihre Kriegswuth auf, und gaben dem Marius Zeit, seinem Kollegen Catulus zu Hülfe zu eilen. Bald nach seiner Ankunft erschienen cimbrische Gesandte im römischen Lager, und erklärten, daß ihre Landsleute die Feindseeligkeiten einzustellen bereit wären, wenn man ihnen und ihren Brüdern einen Landsstrich einräumen wollte. Auf des Marius Frage, welche Brüder sie meinten? nannten sie die Teutonen. Da erhob die Versammlung ein Gelächter, und Marius antwortete ihnen: „für eure Brüder ist gesorgt; sie werden aus jenen Wohnungen, die ihnen angewiesen sind, ewig nicht wieder zurück kommen.“ Zugleich ließ er die vornehmsten Teutonen gefesselt herbey führen.

Der cimbrische König Bojorix ersuchte hierauf den Marius, Ort und Zeit zur Schlacht zu bestimmen. Marius versprach am dritten Tage auf der Ebene bey Verona sich ihm entgegen zu stellen. Das deutsche Fußvolk erschien zuerst auf dem Kampfplatze, und mit ihm erschienen funfzehn tausend Reuter in glänzender Rüstung. Ihren Helmen, auf welchen große Federbüsche stolz sich erhoben, gaben die Ge-

stal-

stalten grimmiger Thiere, ein schröckliches Ansehen. Sie trugen eiserne Harnische, und weiß schimmernde Schilde. Mit einem zweyschneidigen Spiesse fochten sie in der Ferne, mit großen und schweren Schwerdtern verwundeten sie in der Nähe. Marius wußte seine Stellung so gut zu nehmen, daß die Cimbern den Wind und Staub und die Sonne im Gesicht hatten. Dieß und die gewaltige Sonnenhitze, welche die Deutschen nicht gewohnt waren, verschafte den Römern den vollkommensten Sieg: die Cimbern wurden, nach dem heftigsten Widerstande, fast gänzlich aufgerieben. Gegen sechzig tausend sollen von ihnen, von den Römern aber nur drey hundert gefallen seyn. Auch bey diesem blutigen Kampfe thaten die cimbrischen Frauen von der Wagenburg herab den wüthendsten Widerstand. So glänzend wie die Schlacht, war auch ihr Tod. Denn als sie durch eine an Marius abgeschickte Gesandtschaft weder Freyheit noch Priesterdienst erhielten, fielen sie, nachdem sie ihre Kinder erwürgt hatten, entweder durch wechselseitige Wunden, oder sie erhenkten sich an Stricken, aus dem eigenen Haare geflochten, an den Deichseln der Lastwagen. Nicht ungerächt fiel auch der in der Schlacht rastlos kämpfende cimbrische König Bojorix. Der Tiguriner drittes Heer, das zur Unterstützung auf den norischen Alpen zurückgeblieben war, gieng nun, als es der Bundesgenossen Niederlage vernommen hatte,

aus

auseinander, und entkam also der Römer siegenden Schwerdtern.

So ward Italien gerettet, und die Herrschaft der Römer gesichert. Der Name der Cimbern verlor sich im südlichen Deutschland: im Norden erhielt er sich, in dem auf ihrer Halbinsel zurückgebliebenen Theil der Nation, bis zum Ende des vierten Jahrhunderts.

2.

Der Suevenkönig Arioviſt und der römiſche Feldherr Cäſar im Kampfe gegen einander. Niederlage des erſtern.

Es verflossen nunmehr über funfzig Jahre, bevor es einem römischen Feldherrn in den Sinn kam, mit den Deutschen einen Kampf zu wagen. So kriegs- und eroberungssüchtig die Römer waren, so war doch Deutschland ein allzuarmes Land, als daß es ihre Habsucht hätte reitzen können. Allein siebenzig Jahre vor Christi Geburt erhob sich in Rom ein großes Herrschergenie, das seinem Volke die Bahn zu den glänzenden Eroberungen in Deutschland eröfnete, bis ihnen ein deutscher Held Gränzen setzte. Dieser große Römer war Cajus Julius Cäsar. Mit einem Kopfe, der entweder große Plane ins Weite hinaus anzulegen, oder je-

den

den schnell vorüber eilenden Vorfall zu seinem Vortheile zu fassen wußte, verband er tiefe Einsichten in den Gang menschlicher Leidenschaften und in den Charakter seines Zeitalters, schnellen und richtigen Ueberblick der verworrensten Umstände, rasche Ausführung der einmal gefaßten Entschlüsse, und einen Muth, der vor nichts zurückbebte, der sich und alles aufs Spiel setzte. Die Veranlassung, mit den Deutschen sich auf dem Schlachtfelde zu messen, erhielt er als Statthalter von Gallien, welches aber damals von den Römern noch lange nicht völlig bezwungen war.

Oefters suchten die Gallier Schutz und Rettung bey ihren jenseits des Rheins gelegenen Nachbarn, sowohl gegen den Landesfeind, als gegen den Uebermuth ihrer eigenen Großen. Die in einen bürgerlichen Krieg mit den Aeduern verwickelten Sequaner zogen den Kürzern; beide waren gallische Völker, aber in ihrer Erbitterung riefen die Sequaner den König der Sueven Ariovist oder Ehrenvest gegen die Aeduer zu Hülfe, mit dem Versprechen, ihm dafür ein Drittheil ihres Landes abzutreten.

Ariovist gieng anfangs nur mit funfzehn tausend Mann über den Rhein, bald aber folgte ihm ein größerer Heerhaufe, so daß nach einigen Jahren über hundert und zwanzig tausend Mann deutscher Völker auf Galliens Boden standen. Die Aeduer wurden überwunden, aber die Sequaner hat-

ten

ten dadurch ihre Lage nicht gebessert, denn Ariovist behauptete nicht nur ein Drittheil ihres Landes, das ihm als Belohnung für die geleistete Hülfe zugesagt worden war, sondern verlangte, daß ihm noch ein Drittheil eingeräumt werden möchte, da vier und zwanzig tausend Haruder zu ihm gestossen wären, die er unterbringen müsse. Es war voraus zu sehen, daß auf diese Art zulezt ganz Gallien sich in den Händen der Deutschen befinden würde. Nunmehr wurden nicht allein die Gallier, sondern auch Cäsar auf Ariovists Unternehmungen immer aufmerksamer. Dem ehrgeitzigen Feldherrn der Römer war der Gedanke unerträglich, Galliens Herrschaft mit dem barbarischen Suevenkönig zu theilen. Die Aeduer und Sequaner fanden daher geneigtes Gehör bey ihm, da sie ihn baten, er möchte sie von dem uuerträglichen Joche der Deutschen befreien.

Ariovist war, man weiß nicht bey welcher Gelegenheit, unter Cäsars Konsulat, von den Römern als König und Freund anerkannt worden. Dieser glaubte daher denselben sich verpflichtet, und lud ihn, den Beschwerden der Gallier abzuhelfen, durch Abgeordnete zu sich. Aber stolz gab Ariovist zur Antwort: „Wenn er etwas bey Cäsar zu suchen hätte, so würde er zu ihm kommen, wenn also derselbe etwas von ihm verlange, so möchte er desgleichen thun.“ Auf diese Antwort schickte Cäsar eine zweyte Gesandtschaft an Ariovist, um ihm zu

sa-

sagen: „da er jene Wohlthat, die Cäsar und Roms Volk ihm erwiesen, als man ihn König und Freund benannt, so ganz vergesse, daß er selbst die Einladung zu einer friedlichen Zusammenkunft ausschlage, und alle Besprechung über gemeinschaftliche Gegenstände unnütz achte, so begehre man dann hiermit bestimmt von ihm: daß er keine Mannschaft mehr über den Rhein nach Gallien führe; den Aeduern ihre Geißeln wieder gebe; den Sequanern die Rückgabe der ihrigen gestatte; auch die Aeduer und ihre Bundesgenossen nie mehr bekriege oder sonst zu kränken suche. Nur wenn er dieß alles thue, werde Roms Bündniß und Freundschaft ihm verbleiben. Im Gegentheil werde Cäsar die Aeduer und die übrigen Freunde Roms gegen Beleidigungen zu schützen wissen."

Die Antwort, die Ariovist auch dießmal zurücksagen ließ, war eines Germaniers würdig. „Das Recht des Kriegers erlaube Siegern mit ihren Besiegten nach Willkühr zu schalten. Roms Volk pflege Ueberwundene nach eigenem Gutdünken, nicht nach der Vorschrift eines Dritten zu behandeln. Da er die Römer in der Ausübung ihres Rechts nicht hindere, so dürfe er auch in dem Seinigen von ihnen nicht gehindert werden. Die Aeduer hätten das Kriegsglück gegen ihn versucht, wären überwunden worden, und seitdem ihm zinsbar. Cäsar handle sehr ungerecht, wenn er ihm seine Einkünf-

te zu schmälern gedenke. Den Aeduern werd' er ihre Geißeln nicht wieder geben; toerde weder sie noch ihre Bundesgenossen bekriegen, wofern sie anders ihrem Versprechen nach den jährlichen Tribut entrichteten. Unterließen sie aber dieß, so werde auch Roms Freundschaft sie gegen ihn nicht schützen. Wollte Cäsar, wie er drohe, die Schmach der Aeduer rächen, so stehe dieß ganz bey ihm. Noch habe den Ariovist jeder Angreifer zu seinem eigenen Schaden angegriffen. Man werde dann zeitig genug erfahren, was die unbesiegten Germanier — ein tapferes Volk, das nun seit vierzehn Jahren unter kein Obdach gekommen sey! — vermöchten."

Mit dieser Botschaft trafen zugleich neue bedenkliche Nachrichten ein: daß nemlich die erst neulich über den Rhein gesetzten Harüden der Aeduer Land mit Feuer und Schwerdt verheerten, und daß überdieß eine zahlreiche, aus ihren hundert Gauen zusammengezogene Mannschaft der Sueven am Rhein stehe, die Gallien mit einem Einfall bedrohe.

Da Cäsar die Zusammenstossung dieser mächtigen Völker zu dem großen, von Ariovist befehligten Heere fürchtete, so eilte er denselben anzugreifen, ehe die Sueven über den Rhein setzten. Er sah aber bald, daß Ariovist kein Gegner sey, der zu zögern pflege. Denn kaum war Cäsar drey Tage lang auf dem Marsch, da erfuhr er: daß der germanische Heerführer sich ebenfalls schon im vollsten Anzuge be-

befinde. Ariovists Hauptabsicht war jetzt auf Vesontium, die Hauptstadt der Sequaner, gerichtet. Ein großer Vorrath von Kriegsbedürfnissen lag hier aufgehäuft, und die Stadt selbst war eine der festesten in ganz Gallien. Desto mehr eilte Cäsar, um früher allda anzulangen, und dieß gelang ihm wirklich. Alle Geißeln welche die Aeduer den Sequanern geliefert hatten, wurden hier angetroffen und befreit. Gelassener konnte nun Cäsar sein Heer mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten des Feldzugs versorgen. Allein indem er hier einige Tage rastete, und man ruhig bedachte, daß man mit deutschen Kriegern kämpfen müsse, verbreitete sich die größte Bestürzung im römischen Lager. Es kamen die furchtbarsten Gerüchte im Umlauf, und die Gallier erzählten den römischen Soldaten: „die Germanier wären ein fast riesenhaftes, unbeschreiblich tapferes, in Waffen hochgeübtes Volk. In allen Treffen mit den Galliern hätten sie obgesiegt; nicht einmal ihren Anblick, nicht einmal das Feuer ihrer Augen vermöge man auszuhalten.“

Es befanden sich bey Cäsars Heere viele vornehme junge Römer, die nicht wahrer Kriegseifer sondern nur die Begierde nach Ruhm und Würden angezogen hatte. Noch unerfahren in den Beschwerden des Kriegs, verzärtelt in ihrer üppigen Heimath, wünschten sie zwar die Lorbeern des Sieges, scheuten aber die Gefahr. Jetzt, da sich so grause

Ge-

rüchte von den furchtbaren Germaniern verbreiteten, ergriefen sie jeden nur möglichen Vorwand, um sich Urlaub zu erbitten, und wieder nach ihrem sichern Italien zurückzukehren. Andere blieben zwar aus Schaam bey dem Heere; aber ihr Beyspiel war nicht viel löblicher. Kaum vermochten sie den Ausbruch ihrer Furcht und ihre Thränen zurück zu halten. In ihren Zelten verborgen beklagten sie einsam ihr Loos, und durchs ganze Lager wurden — Testamente gemacht. Diese Furcht der Obern steckte bald auch die Geringern an. Die gemeinen Soldaten murrten, und selbst die alten in Zelten und Schlachten ergrauten Krieger konnten ihren Unmuth nicht verbergen. Zwar wollten sie nicht davor angesehen seyn, daß sie den Feind scheueten; aber sie schoben die Schuld ihres Unmuths auf die engen Päße und ungeheuren Wälder, durch welche sie, dem Rufe nach, Ariovisten entgegen ziehen müßten. Sie zweifelten, daß sie hier mit Lebensmitteln versehen werden könnten; sie besorgten, mehr mit der Natur als mit Menschen kämpfen zu müssen; und einige waren dreiste genug, dem Feldherrn selbst zu sagen: das Heer würde dem Befehl des Aufbruchs keine Folge leisten.

Als Cäsar diese ungünstige Stimmung bey seinem Heere gewahr wurde, säumte er nicht derselben mit allem Nachdruck entgegen zu arbeiten. Er hielt eine Rede an dasselbe, und bot seine ganze

Klug-

Klugheit und Beredsamkeit auf, um die Trennung seiner Mannschaft zu verhindern. „Noch sey, sagte er, der Kampf nicht einmal ganz gewiß. Ariovist habe vor Jahresfrist erst Roms Freundschaft aufs eifrigste gesucht. Warum sollte er sie jetzt muthwillig verscherzen? warum nicht auf Vorschläge achten, deren Billigkeit einleuchtend sey? Aber sey es auch, daß Tollkühnheit und Wahnsinn ihn zum Kriege verleiteten. Warum wollten sie ihn für so furchtbar, sich selbst für so unvermögend halten? Habe nicht Marius schon das weit stärkere Heer der Cimbern und Teutonen geschlagen? Möge doch Ariovist, als Besieger der Gallier, sich brüsten! Er habe ja diese Gallier erst, ermüdet von einem langwierigen innern Kriege, angegriffen, und auch dann nur durch eine Hinterlist besiegt! Denn, nachdem er eine geraume Frist in einem zwischen Sümpfen aufgeschlagenen Lager allen Angriff unmöglich gemacht, und dadurch die Gallier in den Irrwahn versetzt habe, daß er kein Treffen wagen wolle, sey er plötzlich hervorgebrochen, und in einem grossen Treffen ihr Sieger geworden. Eine Hinterlist, wodurch er zwar Barbaren, aber nicht Römer überwinden könne! Diejenigen, die ihre Furcht hinter Mangel an Lebensmitteln, oder Beschwerlichkeiten des Marsches versteckten, sollten wissen: daß für den ersten Punkt durch Lieferung von den Sequanern, Leukern und Lingonen längst gesorgt sey. Den Weg selbst zu

prü-

prüfen, solle ihnen in Kurzem frey stehen. Daß gegen habsüchtige oder unglückliche Feldherren das Heer sich ungehorsam bezeuge, sey freylich ein mehrmals vorkommender Fall. Doch sein Betragen sey stets untadelhaft gewesen, und sein günstiges Glück habe erst neulich im helvetischen Kriege sich bewährt. Noch sey er gesinnt gewesen, den Aufbruch des Lagers einige Zeit zu verschieben; doch nun setze er denselben für den nächsten Morgen an, um bald möglichst zu erfahren: ob ihnen Pflicht und Schaam mehr als eine träge Furcht gelte? Auch wenn das ganze Heer von ihm abfalle, so werde er mit der zehnten Legion, der er sich ganz vertraue, und die er zu seiner Leibkohorte mache, dem Feinde entgegen gehen."

Wie durch ein Wunder, wurden alle durch diese Rede ganz anderes Sinnes, und brannten nun vor Begierde, den Krieg fortzusetzen. Die zehnte Legion ließ Cäsarn besonderes für sein ehrendes Zutrauen danken, und die übrigen suchten ihn hierauf ebenfalls zu besänftigen, und sich zu entschuldigen.

Cäsar brach nun mit Tagesanbruch auf, und nach einem Marsch von sieben Tagen erfuhr er durch Kundschafter, daß Ariovist mit seinen Völkern nur noch etwa fünf Meilen von ihm entfernt sey. Auch der germanische Heerführer vernahm Cäsars Annäherung, und schickte Gesandte mit der Botschaft an ihn: nun sey er zu einer Unterredung bereitwillig,

und

und glaube sie ohne Gefahr wagen zu können. Cäsar schlug dieß Anerbieten nicht aus; und die Zusammenkunft wurde auf einem von einer weiten Ebene umgränzten Hügel zwischen beyden Heeren bestimmt. Eine gleiche Anzahl Reuterey sollte jeden Feldherrn begleiten. Da Cäsar nur gallische Reuterey hatte, der er nicht ganz traute, so mußte sie einstweilen ihre Roße der geliebten zehenten Legion leihen. Zwey hundert Schritte von dem zur Unterredung bestimmten Hügel ließ Cäsar seine Legion, Ariovist seine deutschen Schaaren zurück. Nur zehen Begleiter folgten den Feldherren nach; beyde blieben auf ihren Roßen. Cäsar begann das Gespräch. Er erinnerte den Ariovist: daß er vom Senate den Titel eines Königes, eines Freundes und andere wichtige Geschenke erhalten habe; Vorzüge, die nur Wenigen, und nur nach großen Verdiensten um Rom ertheilt wurden, und worauf Ariovist noch keinen gegründeten Anspruch zu machen vermocht hätte. Er belehrte ihn: welch' ein enges Bündniß seit langer Zeit zwischen Rom und den Aeduern bestehe. Es sey aber stets Sitte der Römer, den Wohlstand und die Macht ihrer Bundesgenossen nicht zu mindern, sondern zu mehren. Wie könnten sie jetzt daher dulden, daß jener gleichsam verjährte Vorzug den Aeduern entrissen werden sollte? — Am Schlusse wiederholte er die schon gemachten Forderungen: daß Ariovist die Geißeln zurück geben, die Aeduer

und ihre Bundesgenossen nicht weiter bekriegen, und, wenn er auch keine seiner jetzigen Krieger zurück senden könne, doch wenigstens sich verpflichten solle, keine neuen Germanier weiter über den Rhein an sich zu ziehen.

Ariovist antwortete nur wenig auf diese Forderungen, aber desto kraftvoller vertheidigte er sich selbst. „Nicht aus eigenem Antriebe, sondern von den Galliern gerufen und erbeten, habe er den Rhein überschritten. Nur die Hofnung großer Belohnungen habe ihn bewegen können, Freunde und Vaterland zu verlassen. Seine jetzigen Sitze hätten die Gallier ihm freywillig eingeräumt, und ihm freywillig die Geißeln gegeben. Tribut empfange er durch das Kriegsrecht, welches die Sieger gegen Besiegte ausübten. Auch da habe er nicht die Gallier, sondern die Gallier hätten ihn bekriegt. Alle Staaten Galliens, zum Angriffe gegen ihn verbunden, habe er in einem einzigen Treffen geschlagen und überwältigt. Wollten sie noch einmal sich mit ihm messen, so sey er zum Kampfe bereit; wünschten sie lieber Frieden, so sey es unbillig, den bisher entrichteten Tribut ihm zu verweigern. Roms Freundschaft habe er gesucht, damit sie ihm zum Ruhm und Schutz, und nicht zum Nachtheil gereiche. Wenn ihm das römische Volk jenen gallischen Tribut abspreche, so entsage er dem Freundschaftsbündniß mit den Römern eben so gerne, als

er

er sich vorher um dasselbe beworben habe. Nicht zu einem Angriffe in Gallien, sondern zu seinem eigenen Schutze habe er so viele Germanier über den Rhein gezogen; denn er sey ja nur eingeladen erschienen, habe nicht einen Angriffs- sondern nur Vertheidigungs-Krieg geführt. Was habe nun Cäsar in seinen Besitzungen zu suchen? Dieses Gallien sey eben so gut seine Provinz, wie jenes die römische. Möge doch immer der Senat die Aeduer für ein verbrüdertes Volk erklärt haben! Ihm sey gar wohl bekannt, daß im allobrogischen Kriege weder die Aeduer den Römern, noch diese jenen, im Kampfe mit den Sequanern, jemals Beystand geleistet hätten. Nothwendig müße daher, bey Cäsars vorgeblicher Freundschaft, der Argwohn in ihm entstehen, daß das römische Heer nur die Vertreibung der Germanier zur Absicht habe. Wenn Cäsar seine Kriegsmacht aus diesen Gegenden nicht abführe, so werde er ihn von nun an als seinen Feind betrachten; und Vielen von Roms ersten und mächtigsten Staatshäuptern könne kein größeres Vergnügen erwachsen, als wenn Cäsar in diesem Kriege umkomme. Schon hätten sie ihm durch Boten ihre Gunst und Freundschaft antragen lassen, wenn er den Untergang ihres Todfeindes befördere. Werde dagegen Cäsar weichen, und ihm den freyen Besitz von Gallien überlassen, so wolle er es ihm reichlich vergelten, wolle jeden Krieg für ihn

führen, und ihn mancher Gefahr und Arbeit überheben."

Es mochte selbst für den sehr gewandten römischen Feldherrn nicht leicht seyn, diesen Gründen ihr Gewicht zu nehmen, er begnügte sich daher, nur eine allgemeine Antwort zu ertheilen. Aber während sie noch mit einander sprachen, vernahm Cäsar, daß die germanischen Reuter sich dem Hügel näherten, und auf die Römer mit Pfeilen und Steinen zu werfen begannen. So fort brach er ab, eilte zu den Seinigen, verbot ihnen aber beym Rückzuge aufs schärfste, dem Feinde auch nur einen Pfeil zurück zu senden. Vermuthlich wollte er verhüten, daß kein Verdacht von gebrochener Treue auf ihn falle, und er irrte sich auch keineswegs im Erfolge dieser Vorsicht. Denn als sein Heer erfuhr, mit welchem Stolz Ariovist gesprochen, daß er Galliens Abtritt begehrt, und sein Gefolge sich mit Thätlichkeiten vergangen habe, da entflammte verstärkter Unwille und Rachbegier fast aller Herzen.

Ariovist rückte nunmehr mit seiner ganzen Macht bis auf eine Meile vor das römische Lager, und machte nachher eine so geschickte Wendung, daß er dem Cäsar die Zufuhr abschnitt. Sehr weislich vermied er fünf Tage hinter einander, das Haupttreffen, das ihm Cäsar anbot, und suchte unterdessen die Römer durch kleine Gefechte, wozu er seine sehr geübten leichten Dragoner mit Vortheil benutzen konnte,

auf-

aufzureiben oder doch zu ermüden. Daß er deswegen dem Haupttreffen auszuweichen suchte, weil seine Wahrsagerinnen es vor dem Neumond zu wagen widerrathen hatten, erfuhr Cäsar zwar von deutschen Gefangenen: aber vermuthlich war das ein Kunstgriff von Ariovist selbst; der jene Weiber angestellt haben mochte, um die unzeitige Hitze seiner Leute noch zurück zu halten. Man sieht aus Ariovists sehr richtig genommenen Maaßregeln zu deutlich, daß er den Cäsar erst schwächen wollte, um ihn alsdann desto sicherer zu schlagen. Aber Cäsar, der wegen der Zufuhr immer mehr in Gefahr kam, rückte endlich so nahe an das Lager der Germanier, daß Ariovist sich zum Haupttreffen entschliessen mußte. Er ordnete seine Krieger nach den Völkerschaften in sieben Haufen: Harüder, Markomannen, Tribokker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueven standen alle in gleichmäßiger Entfernung von einander. Den Rücken ihrer Schlachtordnung schloß eine Wagenburg ein. Ihre Frauen und Töchter bestiegen dieselbe. Der Zuruf, den sie von hier herab mit fliegenden Haaren, gerungenen Händen und reichlichen Thränen an die zum Kampfe eilenden Streiter ergehen ließen, ihr ängstliches Flehen womit sie ihre Landsleute beschwuren, sie nicht in römische Sklaverey fallen zu lassen, war allerdings vermögend, den Muth dieser tapfern Krieger noch mehr zu erhöhen.

Die

Die Schlacht fiel einige Meilen dieſſeits Beſançon vor. Auf das erſte Zeichen ſtürzten Germanier und Römer mit gleichem Ungeſtümm einander entgegen. Beide nahmen ſich nicht einmal Zeit den Wurfſpieß auf den Feind abzuſchießen, ſondern griefen ſogleich zum Schwerdte. Die Germanier fochten in gedrängten Schaaren, und ſuchten nicht nur durch das Schilddach über ihrem Haupte jeden Schwerdtſchlag auszuhalten, ſondern auch durch die Rieſenkraft ihrer Körper und ihres Angriffs jeden Feind zurück zu drängen. Doch weit nützlicher wurden den Römern jetzt ihre anliegenden Panzer und ihre kürzeren Degen. Viele von ihnen, voll Ungeduld, in dieſe dichten Schaaren nicht eindringen zu können, ſprangen auf die Schilddächer der Deutſchen, riſſen mit ihren Händen die Schilder von einander, und verwundeten ſo von oben herab ihre Gegner. Nirgend war der Kampf hitziger, als da, wo Cäſar ſtand. Aller Ungeſtümm, alle blinde Wuth des Feindes ſcheiterte an der ruhigern, aber ſichern Kriegskunſt der Römer. Nach einem langen und ſehr hartnäckigen Gefechte wurde der linke Flügel der Deutſchen zurück getrieben; aber eben ſo der linke Flügel der Römer. Als aber das dritte Treffen der römiſchen Armee anrückte, wurden die Deutſchen völlig geſchlagen, und ſie flohen nun unausgeſetzt bis an das Ufer des Rheins. Wer hier ein Fahrzeug zu finden vermochte, entfloh; ſehr

viele

viele Deutsche stürzten sich blindlings in den Strom, und fanden grösstentheils in demselben ihr Grab; noch weit mehrere erlagen unter dem Schwerdte der sie verfolgenden römischen Reuterey. Ariovist war glücklich genug, auf einen kleinen Nachen zu stossen, und sein Leben zu retten; er überlebte aber diesen gänzlichen Umsturz seines Glückes nicht lange, indem er einige Zeit nachher entweder an seinen Wunden oder sonst an einem unbekannten Zufalle starb. Cäsar selbst, der Beschreiber dieses Krieges, schilderte uns die Tapferkeit, den Muth und die Klugheit dieses deutschen Helden mit so edlen Zügen, daß sein Vaterland auf ihn stolz zu seyn Ursache hat. Seine beyden Frauen kamen auf der Flucht um. Von zwey Töchtern hatte die eine gleiches Schicksal, die zweyte fiel den Siegern in die Hände.

So ward durch Einen Gewaltschlag, der gegen achtzig tausend Menschen das Leben gekostet haben soll, den Deutschen der Theil von Gallien entrissen, den sie seit vierzehn Jahren besetzt hatten. Die großen Schaaren suevischer Völkerschaften, welche sich bereits dem Rheine genähert hatten, um sich mit dem Ariovist zu vereinigen, kehrten nun auch wieder in ihre Wohnsitze zurück, als sie das traurige Schicksal erfuhren, das ihre Brüder erfahren hatten. Cäsar dagegen verfolgte nun seinen Plan, die gallischen Völkerschaften, eine nach der andern,

der

der römischen Herrschaft zu unterwerfen, und seine Beharrlichkeit und Kriegserfahrung besiegte alle Schwierigkeiten, die dieser Unternehmung im Wege stunden.

3.

Cäsars neue Unternehmungen gegen die Deutschen. Er geht über den Rhein, und lernt Deutschland genau kennen.

So groß die Niederlage war, welche die Deutschen in Gallien erfahren hatten, so behielten sie dennoch Lust, ihr Heil von neuem jenseits des Rheins zu versuchen, und sich unter diesem freundlicheren Himmel Wohnsitze zu bereiten. Allein Cäsar war am wenigsten geneigt, die Herrschaft mit ihnen zu theilen. Nach Besiegung Ariovists hatte er seine Waffen gegen die Belgen gekehrt, die von deutschem Gefühl der Freyheit und Tapferkeit noch immer beseelt, der römischen Knechtschaft sich aufs hartnäckigste zu erwehren suchten. Die Nachricht von ihrer Bezwingung verbreitete unter die Völker am deutschen Rheinufer eine solche Furcht, daß sie dem Cäsar Gehorsam und Geißeln anbieten liessen, und wahrscheinlich geschah es bey dieser Gelegenheit, daß die Ubier, die sich damals noch auf deutschem Boden befanden, mit den Römern in Verbindung traten.

Verschiedene deutsche Völker, die blos der Rhein vom römischen Gebiet trennte, würden von den Sueven, die sich noch immer weiter auszubreiten trachteten, aufs härteste bedrängt. Am stärksten fühlten ihre Uebermacht die Usipeter und Tencterer, welche endlich denselben ihr Land als Beute überlassen mußten. Aus ihren Gränzen vertrieben, irrten sie einige Jahre lang im westlichen Deutschlande umher, um neue Wohnsitze aufzusuchen. Unvermuthet erschienen sie an den Ufern des Rheins, ohnfern seinem Ausfluß ins Merr. Die Menapier, die hier auf beyden Seiten des Stroms ihren Sitz hatten, erschracken nicht wenig bey der Ankunft eines so ungeheuren Schwarms, dessen Mannszahl auf viermal hundert und dreissig tausend Köpfe geschätzt ward, und flüchteten vom jenseitigen Ufer, so schnell sie konnten, auf gallischen Boden. Aber hier diesseits dem Strome, sammelten sie alle ihre Mannschaft, und stellten längst dem Ufer Wachen aus, um jenen furchtbaren Ankömmlingen wo möglich den Uebergang zu verwehren. Die Deutschen, denen es an Fahrzeugen gebrach, und die bey der Wachsamkeit der Menapier keinen offenbaren Weg einzuschlagen wagten, nahmen ihre Zuflucht zu einem verstellten Rückzuge in ihre Heimath. Doch kaum hatten die Menapier, durch diese List getäuscht, sich von ihren Posten entfernt, so kehrten die Deutschen plötzlich zurück, vollendeten einen dreytägigen Weg

in

in einer Nacht, setzten ungestört über den Strom, überwältigten mit leichter Mühe die zweyfach bestürzten Landesbewohner, und nährten sich dann den Rest des Winters hindurch von ihren erbeuteten Vorräthen.

Cäsar, dem diese Nachbarschaft der Deutschen sehr ungelegen war, machte sogleich Anstalten ihnen entgegen zu gehen, besonders da ihm der Wankelmuth der bezwungenen gallischen Großen nicht unbekannt war, die bereits im Stillen Vorbereitungen trafen, sich in Verbindung mit den Deutschen dem römischen Joch zu entziehen. Ohne jedoch etwas von seinem Verdachte gegen sie zu äußern, suchte sie Cäsar vielmehr durch Schmeichelworte zu gewinnen, bot ihre Reuterey auf, und schickte sich zu einem Zuge gegen die Deutschen an.

Schon hatte sich der römische Feldherr den Feinden bis auf einige Tagmärsche genähert, als sie Gesandte an ihn abschickten, mit der Nachricht: „Die Germanier würden die Römer nicht zuerst angreifen, aber auch deren Angriff nicht scheuen. Demjenigen zu widerstehen, der sie beleidige, sey bey ihnen eine alte Sitte; doch erklärten sie hiemit, daß sie nur ungern, und nur aus ihrem Vaterlande vertrieben, hierher gekommen seyen. Wenn ihnen das römische Volk Ländereyen anweise, oder sie auch blos im ruhigen Besitz der jetzt eroberten dulde, so wären sie erbötig, nützliche Bundesgenossen von

ihnen

ihnen abzugeben. Nur den Sueven, denen selbst die unsterblichen Götter nicht gewachsen wären, hätten auch sie weichen müssen; sonst sey kein Volk auf Erden sie zu überwinden vermögend."

Diese stolze Erklärung beantwortete Cäsar mit römischer Hoheit. „Es sey seltsam, sprach er, daß diejenigen fremdes Gebiet erobern wollten, die ihr eigenes nicht zu schützen vermöchten. In Gallien dürften sie auf römische Freundschaft nimmermehr hoffen. Nirgend sey hier ein leeres Land, zumal für eine so große Menge. Wollten sie aber bey den Ubiern sich niederlassen, die so eben um römische Hülfe gegen die Sueven bäten, so wolle er ihnen daselbst eine freundschaftliche Aufnahme verschaffen." Die Deutschen bezeugten sich nicht ungeneigt, diesen Vorschlag anzunehmen, und baten nur den Cäsar, er möchte mit seinem Heer nicht weiter gegen sie vorrücken. Ihre eigentliche Absicht aber war vermuthlich keine andere, als Zeit zu gewinnen, um sich zum Kampfe zu rüsten. Eine Zeit lang glückte es ihnen, bis Cäsar merkte, daß er getäuscht werde. Unvermuthet stürzte die deutsche Reuterey über die römische her, brachte sie in Unordnung, und jagte sie in die Flucht. Dieß reitzte Cäsars Unwillen aufs äusserste. Er glaubte sich nun berechtiget, gegen ein Volk, das dem selbst begehrten Waffenstillstand so gröblich entgegen gehandelt, mit möglichster Strenge zu verfahren, und beschloß den Angriff

des-

dessélben ohne Verzug zu unternehmen, bevor noch eine Rückkehr jener ausgeschickten Reuterey möglich sey.

Der Schrecken der Deutschen war ohne Gränzen, als sie aus dem aufsteigenden Staube das Anrücken der Römer erkannten, denn sie vermutheten jetzt nichts weniger als einen feindlichen Angriff. Ungerüstet zum Kampfe, ihrer Anführer beraubt, die sie Cäsarn als Geisseln übergeben hatten, ohne einen gehörigen Plan zur Gegenwehr, ohne Vertheilung auf ihre Posten, unwissend wie stark dieser anrückende Feind sey, noch unwissender was aus den Ihrigen geworden seyn dürfte, waren sie unschlüssig, was sie zuerst thun sollten: herauseilen aufs Schlachtfeld, oder ihr Lager vertheidigen, oder ihr Heil durch die Flucht suchen? Ueberall sahen sie Gefahr des Todes, und fast nirgend eine Aussicht zur Rettung.

Inzwischen kamen die römischen Legionen immer näher. Das Getöse und Gewühle im feindlichen Lager zeigte ihnen deutlich, welche Bestürzung und Hülflosigkeit daselbst herrsche. Der Eifer zum Kampf wuchs mit der Hofnung des Sieges. Es währte nicht lange, so begann der Streit. Die Deutschen hatten doch endlich die Waffen ergriffen; sie reihten sich zwischen Wagen und Gepäcke, und versuchten es, den gegen sie losstürmenden Feind abzuschlagen. Ein ungleiches Gefecht, dessen baldige Endschaft schon der Anfang verrieth! Auch

suchten ihre Weiber und Kinder sich bereits durch die Flucht zu retten. Als Cäsar dieses sah, gebot er seiner Reuterey, dem entweichenden Schwarme nachzusetzen. Bald war das Lager umsprengt. Als die kämpfenden Germanier im Rücken ein Geschrey vernahmen, sahen sie um, und erblickten die Rosse der Römer, welche die Ihrigen niedermetzelten. Bey diesem furchtbaren Anblicke erlosch auch der letzte kleine Funke von Muth und Geistesgegenwart; sie warfen ihre Waffen weg, verließen ihre Wagenburg, und stürzten in blinder Betäubung zum Lager hinaus. Die Flucht dieser ungeheuren Menge, hinter welcher nun vertilgend das Schwerdt der Sieger wüthete, dauerte bis zum Zusammenfluß des Rheins und der Maas. Hier stürzten sich die Uebriggebliebenen in den Fluß, und bey weitem der größere Theil gieng durch Furcht, Mattigkeit, und die reissende Gewalt des Stromes zu Grunde. Von den Deutschen sollen drey und vierzig tausend Mann, von den Römern aber kein einziger geblieben seyn. So leicht hatte Cäsar noch keinen Sieg erkauft, als diesen.

Nunmehr hielt es der siegende Feldherr für den günstigsten Zeitpunkt, da er bereits bis an den Rhein gekommen war, die Deutschen in ihrem eigenen Lande anzugreifen, oder wenigstens sie zu schrecken. Dieß hatte vor ihm kein Römer gewagt: desto mehr Ansehen und Bewunderung mußte es ihm in Rom verschaffen. Er hofte dadurch die Deutschen

schen vor künftigen Einfällen in Gallien abzuschrecken, und den Ruhm der römischen Waffen bis in das Innerste von Deutschland hineinzutragen. Ein Vorwand dazu war leicht zu finden.

Die Reuterey der Deutschen, die in der vorigen Schlacht nicht zugegen gewesen war, hatte sich auf die Nachricht von der Niederlage der Ihrigen, über den Rhein in das benachbarte Gebiet der Sigambrier gezogen, und eine freundschaftliche Aufnahme bey diesem tapfern Volke gefunden. Sofort sandte Cäsar Boten ab, und verlangte die Auslieferung von Kriegern, die es gewagt hatten, Gallien und ihn zu bekriegen. Allein mit edlem Stolze antworteten die Sigambrier: „die Gränze der römischen Herrschaft sey der Rhein. Wenn Cäsar den Uebergang der Germanier über diesen Strom so hoch empfinde, was hab' er denn für ein Befugniß, auf der andern Seite desselben zu fordern?" — Ein solcher Trotz, glaubten die Römer, dürfe nicht ungeahndet bleiben. Da ihn nun zugleich die Ubier wiederhohlt um Schutz gegen die mächtigen Sueven gebeten hatten, so beschloß er, über den Rhein zu gehen, und die Deutschen in ihrem Lande heimzusuchen.

Der römische Heerführer hätte sein Kriegsheer auf ubischen Fahrzeugen über den Rhein setzen können: dieß würde aber keine besonders furchtbar in die Augen fallende Erscheinung für die Deutschen

gege-

gegeben haben; ein solcher Uebergang wäre der Hoheit des römischen Staats, und der Würde seines Feldherrn nicht angemessen gewesen. Er wollte daher den Deutschen sogleich bey der ersten Erscheinung auf ihrem Boden einen Beweis geben, wie unendlich er ihnen an Kraft, die schwersten Hindernisse zu besiegen, überlegen sey. In dieser Absicht schlug er eine Brücke über den Rhein, in der Gegend zwischen Bingen und Maynz, wo der Strom vorzügliche Breite und Tiefe hatte. In zehen Tagen war ein Werk vollendet, das ohne Vorbild in seiner Art war. Rom selbst staunte, als es die Nachricht davon vernahm. So hatte noch kein Sterblicher die Gewässer jenes stolzen Flusses überschritten.

Cäsar ließ an beiden Enden der Brücke eine starke Besatzung zurück, und führte dann seine Armee sogleich in das Gebiet der Sigambrier, um sie, für die Aufnahme der zu ihnen geflüchteten Reuterey zu züchtigen. Allein hier gab es keine Städte zu erobern, keine reichen Dörfer zu brandschatzen. Kleine Dörferchen und einzelne Hütten, hie und da ein Stück Feld: weiter fand Cäsar nichts, wodurch er sich für seinen beschwerlichen Feldzug schadlos hätte halten können. Die Sigambrier hatten sich gleich beim Anfange des Brückenbaus in ihre Wälder geflüchtet; daher hielt sich Cäsar nur wenige Tage in ihrem Lande auf, ließ alle Flecken in Brand stecken, das Getraide abmähen, und zog dann ins Gebiet

der

der bundesverwandten Ubier, denen er Hülfe gegen die Sueven versprochen hatte. Hier hörte er, daß sich auch diese in die Wälder zurückgezogen, und im Innern des Landes alle Wehrhafte ihres Stammes versammelt hatten, wo sie die Römer erwarten und mit ihnen schlagen wollten. Allein Cäsar fand es nicht für räthlich, sie daselbst aufzusuchen. Vermuthlich hatte er die innere Beschaffenheit von Deutschland ganz anders gefunden, als er sich dieselbe jenseits des Rheins vorgestellt hatte. Die ungeheuren und fast undurchdringlichen Wälder, der sumpfigte und gefahrvolle Boden, so wie der rauhe Himmelsstrich waren an sich schon dem, an ein warmes Klima gewöhnten, Römer abschreckend genug; aber noch abschreckender waren allem Anschein nach die Nachrichten, die Cäsar jetzt von der Stärke des suevischen Bundes einzog. Er sah voraus, daß ein Zug in das Herz dieses Landes mit den drohendsten Gefahren verbunden seyn dürfte, und er fand vermuthlich bey seinen Kriegern so wenig Neigung, tiefer in die schauerlichen Eichenwälder einzudringen, daß er seinen bisherigen Entwurf gänzlich änderte. Indessen verbarg auch jetzt der römische Stolz den Mißmuth über eine vereitelte Hofnung. „Der Zweck seines Uebergangs, gab Cäsar vor, sey nun erfüllt. Der Trotz der Sigambrier sey gezüchtiget, die Sicherheit der Ubier befestiget, und die Ueberlegenheit des römischen Volks durch den Rückzug der

Sue-

Syeven anerkannt worden.“ Nach einem Aufenthalt von achtzehn Tagen gieng auch er über den Rhein zurück. Die so mühsam erbaute Brücke ließ er selbst wieder abwerfen.

Es währte nicht allzulange, so lernte Cäsar einsehen, daß er seine Absicht, den Deutschen zu Streifereyen über den Rhein den Muth zu benehmen, verfehlt habe. Deutsche Schaaren zogen, so wie vorher, den verschiedenen Bewohnern des gallischen Rheinufers zu Hülfe. Am kühnsten bewiesen sich die Sueven. Er beschloß daher nach zwey Jahren von neuem, über den Rhein zu gehen, um dieses kühne Volk für seine Streifereyen zu züchtigen. Zum Ort des Ueberganges wählte er beynahe eben diejenige Gegend, wo er das erstemal den stolzen Strom durch eine Brücke gezügelt hatte. Auch in der Art dieses Baues blieb er sich gleich, und seine Krieger, mit der Möglichkeit eines solchen Unternehmens schon bekannt, vollendeten die Arbeit binnen wenigen Tagen.

Das Erstaunen der umliegenden Völker war zwar vielleicht, weil sie dieses Wunderwerk nun zum zweytenmal sahen, nicht mehr so ausserordentlich wie ehemals, doch ihre Furcht geringer. Selbst die Ubier, wiewohl sie mit Rom im Bunde stunden, sandten doch, aus Besorgniß, das Mißfallen des römischen Feldherrn auf irgend eine Art gereitzt zu haben, Abgeordnete an ihn, bezeugten ihre Unter-

würfigkeit, und erboten sich zur Verstärkung ihrer schon gestellten Geißeln. Cäsar gieng daher ganz ungehindert über den Strom, und ließ zur Sicherung der Brücke einen starken Heerhaufen zurück. Der erste Empfang schien seine Hofnung zu begünstigen. Er vernahm von den Ubiern: daß die Sueven ihre ganze Macht zusammen zögen; daß sie auch bey allen bundesverwandten Völkern sich um Beytritt von Fußvolk und Reuterey bewürben. Daher hofte er sie bald anrücken zu sehen. Auf seinen Befehl mußten die Ubier sich mit ihren Viehheerden und aller übrigen Haabe in einige feste Posten ihres Landes ziehen, und alle Lebensmittel mit sich nehmen oder verderben. Er wollte durch Mangel an Nahrung den Angriff des Feindes beschleunigen. Doch dieser Feind erschien nicht! Ausgesandte Kundschafter brachten vielmehr die Nachricht: „Es sey zwar ein zahlreiches deutsches Heer versammelt, aber es lagere sich im tiefsten Dickigt des Waldes, an der fernsten Gränze des suevischen Gebiets. Dort erwarte es die Ankunft der Römer."

Zum zweytenmal entsank jetzt dem sonst so kampflustigen römischen Feldherrn der Muth. Geschreckt von den Wildnissen, wohin die Sueven ihre Macht zusammen gezogen hatten, kehrte er nach wenigen Tagen über den Rhein zurück, unter dem Vorwande eines zu besorgenden Mangels an Proviant. Gegen die Brücke bezeugte er sich dießmal schonender

der

der als vorher, indem er nur die äussersten Theile derselben gegen das deutsche Ufer abtragen ließ. Er that es, wie er sagte, um die Feinde in steter Furcht einer neuen Heimsuchung zu erhalten, und sie dadurch von jeder Einmischung in die gallischen Unruhen abzuschrecken. Vielleicht hatte er im Sinn, bald wieder zu kommen, allein es geschah nicht, und dieß war das letztemal, daß die Römer unter Cäsar über den Rhein giengen. Er selbst beschäftigte sich mit der Unterwerfung von Gallien, machte dieses ganze Land zur römischen Provinz, und kämpfte dann mit dem großen Pompejus um die Herrschaft der Welt. Als er diesen besiegt hatte, machte er einen neuen Entwurf, welcher der deutschen Freyheit gefährlich werden konnte. Er wollte nach Ueberwindung der Parther, längs dem kaspischen Meer und dem Kaukasus, an das schwarze Meer rücken, und von da, durch Scythien und Deutschland, nach Italien zurück kehren. Allein sein gewaltsamer Tod hinderte die Ausführung dieser abentheuerlichen Unternehmung. Er starb unter den Dolchstichen der angesehensten Römer, die sich gegen sein Leben verschworen hatten, drey und vierzig Jahre vor Christi Geburt.

4.

Der Zustand von Deutschland unter dem Kaiser Augustus. Feldzüge und Eroberungen des Drusus.

Der Rhein war nunmehr die Gränze zwischen Deutschland und dem römischen Gebiete; eine gefährliche Nachbarschaft, die leicht zu blutigen Händeln Veranlassung geben konnte. Denn so wie sich Gallien unter der Herrschaft der Römer immer mehr anbaute, so gewann es auch um so mehr Reitz für die Raubsucht der benachbarten Deutschen, und die Römer mußten auch um so mehr auf die Vertheidigung desselben bedacht seyn. Einige Jahre ließ man die Deutschen, wegen der heftigen bürgerlichen Unruhen in Italien, unbeachtet, und sie unternahmen ungestraft verschiedene Streifzüge auf der andern Seite des Rheins. Allein als sich Octavius, dem in der Folge der Ehrenname Augustus beygelegt wurde, durch kluger Freunde weisen Rath, und durch eine Reihe von Verbrechen zum Alleinherrn der römischen Republick empor geschwungen hatte, ward beschlossen, die Deutschen zu züchtigen, und wo möglich unter das römische Joch zu bringen.

Die unruhigsten und furchtbarsten unter den niederrheinischen deutschen Völkern waren die Sigambrer, und die mit ihnen verbundenen Tencterer und Usipeter. Bey einem Einfall in die römischen

Pro-

Provinzen hatten sie das Glück, sich des Adlers einer römischen Legion zu bemächtigen; ein Unfall, den sich die Römer immer zum großen Schimpf anrechneten, und mehr scheuten, als einen bedeutenden Verlust an Mannschaft. Sie zerstreuten überdieß die römische Reuterey, welche gegen sie ausgeschickt wurde, schlugen zwanzig römische Centurionen, die große Geldsummen bey ihnen erpressen sollten, ans Kreuz, und verjagten sogar selbst den römischen General Lollius aus seinem verschanzten Lager. Nicht leicht erlitten die Römer, ihrem eigenen Geständnisse nach, eine schimpflichere Niederlage.

Auf die Nachricht von diesen Unfällen eilte Augustus selbst mit einem Heere nach Gallien, um dem weitern Einbruche der Deutschen zu wehren, fand aber bey seiner Ankunft, daß sie sich bereits über den Rhein zurück gezogen hatten. Sie baten um Frieden, und er gestattete ihnen denselben gegen eine Anzahl Geißeln. Bey dieser Gelegenheit machte er eine neue Eintheilung des belgischen Galliens, wozu er durch einige deutsche Völkerstämme, die sich jenseits des Rheins festgesetzt und den Römern unterworfen hatten, veranlaßt wurde. Er nannte die ganze Gegend am linken Ufer des Rheins, die jetzt von lauter Deutschen besetzt war, das kleine Germanien. Das ganze, den Römern damals gehorchende Deutschland begrief, auffer einem Stück der vereinigten Niederlande, Lothringen, Lüttich,

Jülich,

Jülich, einen Theil von Cölln, Trier und der Pfalz, die Bezirke um Worms und Speier, ingleichen etwas von Maynz und Unterelsaß. Alle diese deutschen Länder, wurden nun von römischen Statthaltern nach römischen Gesetzen regiert. Es entstanden an verschiedenen Orten römische Kolonien, die Augusts Namen erhielten. Gewöhnlich lagen acht Legionen *) in Germanien, die sich zum Theil mit der Anlegung vortreflicher Landstrassen beschäftigten. So breitete sich an den Ufern des Rheins schon frühzeitig römische Kultur aus. Das eigentliche Deutschland, vom rechten Ufer des Rheins an, hieß das große oder freie Germanien, und dieses wurde von den Römern, einen kleinen Theil ausgenommen, niemals bezwungen. Dagegen rückten sie ihnen von einer andern Seite immer näher; denn so wie der Rhein gegen Westen die freien Germanier von den Römern trennte, so ward unter August die Donau gegen Süden die Gränzlinie zwischen dem römischen und deutschen Gebiet. Noricum, Rhätien, und Vindelicien, ansehnliche Stücke des heutigen Süddeutschlandes, wurden nunmehr in römische Provinzen verwandelt. Norikum begrief die Gegend vom

*) Legion war bey den Römern, wie bey uns Regiment, der Name einer Abtheilung von Soldaten, und enthielt etwà sechs tausend Mann.

vom Inn und der Stadt Passau an bis nach Wien und an den Kahlenberg, oder Kärnthen oberhalb der Alpen, Steiermark, Oesterreich oberhalb der Donau, und einen Theil von Bayern innerhalb des Inn. Rhätien und Vindelicien begriffen den ganzen Strich Landes jenseits der Donau vom Inn und von Passau an, bis an den Rhein.

So wenig die Deutschen geneigt waren, die Streifzüge zu unterlassen, die sie von Zeit zu Zeit in die angrenzenden römischen Provinzen zu machen gewohnt waren: eben so wenig genügte den Römern der ruhige Besitz ihrer Ländereyen in der Nachbarschaft von Deutschland. Gewohnt, immer neue Eeroberungen zu machen, suchten sie auch am Rhein und an der Donau ihr Gebiet zu vergrößern, und der kriegerische Ruhm der Deutschen war für die römischen Feldherren ein neuer Reitz, über den Rhein zu gehen. Hier fanden sie aber ganz unbekannte Hindernisse in ihrem Wege. Der Mangel an haltbaren Plätzen und steten Wohnungen, das Zurückziehen des Feindes in seine dicken Waldungen; die Ausfälle desselben zur Zeit, wo ihn die weitläuftige Vertheilung der römischen Truppen, die Ermüdung derselben, durch Hunger, Märsche und Witterung, und die überlegene Kenntniß des Bodens begünstigten; die unwegsamen Gebürge, Holzungen, Haiden und Sümpfe; die vielen Flüsse mit ungeheuren Morästen längs den Ufern hin: kurz

alles

alles erforderte hier eine ganz eigene und neue Art Krieg zu führen.

Alle diese Schwierigkeiten schreckten den tapfern Drusus, Augustus Stiefsohn und Liebling, nicht ab, den ersten Plan zur Eroberung des ganzen großen Germaniens zu machen. In dem blühenden Alter von fünf und zwanzig Jahren, und voll des feurigsten Eifers seinen Namen zu verewigen, beschloß er, das zu vollenden, was sein großer Ahnherr Cäsar angefangen hatte. Erst vor Kurzem hatte er nebst seinem Bruder Tiberius die Rhätier besiegt und sich die Prätorwürde erkämpft. Schönere Lorbeere, aber auch härtere Kämpfe warteten seiner in Deutschland.

Die Sigambrer und ihre Verbündeten hatte theils Augustus Entfernung, theils die Unzufriedenheit der Gallier zu einem neuen Kriege bewogen. Drusus versicherte sich zuerst der Provinz Gallien dadurch, daß er die Vornehmsten des Landes zu sich lockte, unter dem Vorwande, ein feyerliches Fest gemeinschaftlich zu begehen; dann wandte er sich gegen die Deutschen, die über den Rhein zu setzen Miene machten, schlug sie zurück, drang sofort in das Land der Usipeter, von da aus in die Gränzen der Sigambrer vor, und jeder Schritt war Verheerung. Auch war er der erste Römer, der auf dem Rhein herab in den nördlichen Ocean schifte, und diesen Strom mit der Yssel durch einen Kanal ver-

band,

band, der noch jetzt seinen Namen führt. Durch diesen plötzlichen Ueberfall zwang Drusus die Friesen, sich ihm zu ergeben, kam aber, als er, seine Siege verfolgend, über einen See in's Chaucerland übersetzen wollte, in große Gefahr, weil die Schiffe bey der Ebbe fast auf trockenes Land geriethen. Drusus und sein Heer wären verloren gewesen, wenn nicht die verbündeten Friesen, welche deutsche Treue auch gegen den Landesfeind bewahrten, mit ihrem Fußvolk die Schiffbrüchigen gerettet hätten. Um diesen Weg in das Innere von Deutschland offen zu behalten, legte Drusus bey seinem Rückzuge, wozu ihn der Winter nöthigte, an der Mündung der Ems ein Kastell an. Das folgende Frühjahr drang er bis an die Weser vor. Hier häuften sich Hindernisse auf Hindernisse, denen er mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit trotzte. Was aber weder der Mangel an Lebensmitteln, noch die rauhe Witterung, noch der Muth der Deutschen vermochte, das vermochte der herrschende Volksglaube. Im römischen Lager ließ sich ein Bienenschwarm nieder, und dieß ward für eine schlimme Vorbedeutung gehalten. Drusus zog sich dem zufolge zurück, und ward auf dem Rückwege von den Deutschen so eingeschlossen, daß diese schon die, allem Anschein nach, ganz sichere Beute unter sich theilten; die Cherusker sollten die Pferde, die Sueven das Gold und Silber, und die Sigambrer die Gefangenen bekommen. Diese

allen

allen Barbaren eigene Zuversichtlichkeit, die alle nöthige Vorsicht hintansetzt, rettete das römische Heer. Die Deutschen fielen die Römer ohne alle Ordnung an, und diese hielten den verworrenen Angriff mit Kaltblütigkeit und Ordnung aus, und schlugen den zu verwegenen Feind zurück. Drusus legte darauf diesseits des Rheins zwey Kastelle wider die Deutschen an, das eine am Zusammenfluß der Lippe und der Lise bey Lisborn, das andere im Lande der Catten auf dem Berge Taunus oder der Höhe bey Idstein.

Im dritten Feldzuge wurden vornehmlich die Catten, die sich mit den Sigambrern verbunden hatten, und einige andere deutsche Völker, theils durch Verheerungen heimgesucht, theils den Römern unterworfen. Den wichtigsten aber auch den letzten Feldzug unternahm Drusus im folgenden Jahre. Er gieng bey Maynz über den Rhein, in das Land der Catten, erfocht über sie einen blutigen Sieg, und kam bis an die Grenzen der Sueven, wandte sich darauf nordwärts gegen die Cherusker, gieng über die Weser, verheerte alles, wo er hinkam, und drang sogar bis an die Elbe unterhalb Barby vor. Ueber den Fluß hinüber wollte er sich nicht wagen, die Deutschen standen dort in Bereitschaft, und August selbst hatte ausdrücklich befohlen, daß kein Römer über die Elbe gehen sollte, um die dortigen Germanier nicht zu reitzen und in Waffen zu bringen. Nachdem

dem Drusus einige Siegeszeichen aufgerichtet hatte, zog er sich von der Niederelbe zurück nach dem Rhein hin. Kurz vor seinem Rückzuge war ihm, wie man erzählt, ein Weib von übermenschlicher Größe entgegen gekommen, mit der drohenden Anrede: „Wie weit wirst du noch vorrücken wollen, unersättlicher Drusus? Dein Wille ist alle diese Länder zu sehen; nicht ist dieß der Wille des Schicksals. Eile von hinnen, denn nahe ist deiner Thaten und deines Lebens Ziel.“ — So sonderbar diese Götterwarnung auch scheinen mag, so gieng sie dennoch kurz nachher in Erfüllung. Drusus stürzte auf dem Rückzuge mit dem Pferde, und starb dreyßig Tage darauf, sieben Jahre vor Christi Geburt, an den Folgen des Beinbruches, bevor er noch die Ufer des Rheins erreichte.

Deutschland wurde durch diesen Tod von seinem gefährlichsten Feinde befreit. Der feurige junge Held würde vermuthlich sein Vorhaben nicht eher aufgeben haben, als bis er das zwischen dem Rhein und der Elbe gelegene Deutschland den Römern unterwürfig gemacht hätte. Allgemein und laut waren die Klagen des römischen Heers über den Fall seines tapfern Anführers. Sein Leichnam ward, von den Vornehmsten der Städte, nach Rom getragen, auf dem Marsfelde öffentlich verbrannt und die Asche in Cäsars Gruft beygesetzt. Der Senat ertheilte ihm und seinen Söhnen den Ehrennamen

Ger-

Germanikus, und es ward ihm ein Triumpfbogen und ein Prachtmonument an dem Ufer des Rheins errichtet. Ein lebhafteres Andenken stiftete er sich aber selbst durch seine Thaten. Er war es, der zuerst Deutschland aus seiner Barbarey zu reissen anfieng. Ihm hat man den Grund der ersten deutschen Städte zu verdanken. Sie entstanden aus den vielen Kastellen, die er bauen ließ, aus den stäten Lagern, welche er an bequemen Orten anlegte. Von Basel bis an den Ausfluß des Rheins zählte man gegen funfzig Kastelle und Lager, deren Stifter er war. Die vornehmsten derselben waren Maynz, Bingen, Andernach, Wesel und einige andere. Hatten die Soldaten im Felde nichts zu thun, so mußten sie Hand an die Heerstraßen, Wasserleitungen und Befestigungen legen. Er war der erste Verbesserer der deutschen Schiffahrt, und ließ zu Maynz und Bonn Brücken über den Rhein bauen. Zu Bingen heißt ein Brunnen noch jetzt der Drususbrunnen, und eine Brücke über die Nahe, unweit dieser Stadt, die Drususbrücke.

5.

Die Feldzüge des Tiberius in Deutschland. Große Macht des markomannischen Königs Marbod. Bedrückungen der Deutschen unter dem römischen Statthalter Varus.

Die glücklichen Feldzüge des Drusus diesseits des Rheins reitzten die eroberungssüchtigen Römer, neue Versuche gegen die Deutschen zu machen, und theils durch Gewalt, theils durch allerhand List gelang es ihnen auch wirklich, sich immer mehr in Deutschland festzusetzen.

Das Oberkommando der römischen Armeen in Gallien und Germanien hatte nach des Drusus Tode sein Bruder Tiberius erhalten, ein Mann, der nicht zum Soldaten gemacht war, aber durch Verschlagenheit und Verstellungskunst oft mehr ausrichtete, als durch Gewalt. Sogleich durch seinen ersten Uebergang über den Rhein wirkte er so mächtig auf die anwohnenden deutschen Völker, daß alle, die Sigambrer ausgenommen, Abgeordnete sandten, und um Frieden baten. Allein August verweigerte ihr Gesuch ohne den Beytritt jenes Volkes, und die Sigambrer, von den Römern und Landesgenossen gedrängt, entschlossen sich endlich zu einer gleichen Demüthigung. Der römische Feldherr versetzte vierzig tausend von ihnen an das jenseitige Rheinufer, welches aber vielen so schimpflich und unerträglich war, daß sie sich selbst das Leben nahmen. Unter

verschiedenen deutschen Nationen veranlaßte diese Versetzung bald so heftige Bewegungen, daß Tiberius einen zweyten Zug gegen sie unternehmen mußte, auf welchen jedoch nichts erhebliches vorfiel. Einige deutsche Nationen unfern des Rheins waren indessen der römischen Nachbarschaft so überdrüssig, daß sie ihren Wohnsitz verließen, und sich in das Innere von Deutschland zurück zogen. Durch diese Wanderungen wurde der längs dem Rhein bis an den Mayn gelegene Landstrich größtentheils von Einwohnern entblößt. Bald fanden sich aber allerley dürftige und kühne Leute (Alemannen) aus dem benachbarten Gallien in dieser Gegend ein, und es entstund auf diese Art eine neue gallische Kolonie in Deutschland.

Tiberius setzte in verschiedenen Feldzügen seine Bemühungen fort, den freyen Deutschen das römische Sklavenjoch aufzulegen, und seine Bemühungen waren nicht ohne einen günstigen Erfolg. Er durchzog Deutschland von allen Seiten, drang über die Weser, kam bis an die Elbe, und bezwang Völker, deren Name ihm zum Theil unbekannt war. Eine römische Flotte lief aus einer vorher ganz unbekannten Meerenge in die Elbe ein, schiffte den Fluß aufwärts, und vereinigte sich, im Angesichte der an dem Ufer versammelten und über den Anblick der Schiffe erstaunten Deutschen, mit der Landmacht. Und dennoch hatte dieser glänzende Feldzug keine

wich-

wichtige Folgen; er war im Grunde nichts weiter als eine große Streiferey.

Am wenigsten wollte es den Römern an der Donau gelingen, sich festzusetzen und Eroberungen zu machen. Dort regierte ein mächtiger König, Namens Marbod. Er war König der Markomannen, eines Volkes, das eine Zeitlang in Schwaben zwischen dem Rhein, Neckar und der Donau gewohnt hatte. Marbod selbst hatte sich in seiner Jugend mehrere Jahre in Rom aufgehalten, und diesen Aufenthalt dazu benutzt, die römische Kriegskunst genau kennen zu lernen. Ausgezeichnet durch seine edle Abkunft, einen gewaltigen Körperbau und wilde Kriegsmuth, Barbar mehr dem Namen als der That nach, hatte er sich bey seinem Volke eine unumschränkte Herrschaft und königliche Gewalt zu verschaffen gewußt. Als er sah, daß die Römer in Deutschland immer weiter vordrangen, und den Markomannen immer näher kamen, so redete er seinen Landsleuten zu, mit ihm ihre alten Wohnsitze zu verlassen, und in einer andern Gegend Deutschlands ein Land zu suchen, wo sie von den Römern weniger zu befürchten hätten. Dadurch, daß er den mächtigen Waffen der Römer wich, gedachte er die seinigen noch mächtiger zu machen. Sein Vorschlag fand Beyfall, und die Markomannen zogen mit ihrem Könige aus, und eroberten das heutige Böhmen. Mit der Zeit wurde Marbod hier so mächtig,

tig, daß seine Herrschaft sich über einen Theil von Bayern und Franken, über Böhmen, Mähren, Schlesien und die Mark Brandenburg erstreckte; denn in allen diesen Ländern waren deutsche Völkerschaften, welche er sich entweder mit Gewalt unterworfen hatte, oder die doch mit ihm im engsten Bündniß stunden. Er hielt eine Leibwache, und hatte durch beständige Uebungen sein Heer beynahe zum römischen umgestaltet. Gegen die Römer betrug er sich dergestalt, daß er sie weder gewaltthätig beleidigte, noch aber seinen Willen und seine Kraft verbarg, jede Beleidigung sogleich zu ahnden. Jeder von den Römern Abgefallene fand bey ihm einen sichern Zufluchtsort. Sein an Fußvolk siebenzig tausend, an Reuterey vier tausend Mann starkes Heer bereitete er durch stete Kriegsübungen gegen nachbarliche Völker zu einem größern Plane vor. Die Deutschen über ihm und zu seiner Linken, die Pannonier zu seiner Rechten, die Noriker in seinem Rücken, waren stets eines Ueberfalls von ihm gewärtig; alle zitterten vor ihm, ja selbst Italien war nicht ohne Sorgen wegen eines Ueberfalls seiner tapfern Schaaren.

Auf dieser Seite war der mächtige König Marbod den Römern im Wege, daß sie von der Donauseite nicht weiter in Deutschland vordringen konnten. Desto besser glückte es ihnen diesseits des Rheins, wo sie immer weiter vordrangen. Vorzüglich hat-

ten

ten sie sich seit den glücklichen Feldzügen des Drusus auch im heutigen Westphalen festgesetzt. Hier und in Niedersachsen wußten sie sich durch Geschenke, durch Gastmähler und auf andere listige Weise die Fürsten, Anführer und viele Adeliche mehrerer Völkerschaften so sehr zu Freunden zu machen, daß diese mit den römischen Truppen in Westphalen und mehreren Gegenden am Rhein einige Jahre sehr friedlich unter einander lebten. Mancher Deutsche nahm römische Sitten und Gebräuche an, die römischen Kaufleute führten den Deutschen Weine und allerley andere ihnen verderbliche Dinge zu, welche, wenn dieß lange so fort gedauert hätte, diese ganz weichlich gemacht haben würden, und dann wäre es den Römern sehr leicht geworden, Deutschland sich nach und nach ganz zu unterwerfen. Viele Adeliche nahmen bey den römischen Armeen Kriegsdienste und fochten wohl selbst gelegentlich gegen ihre eigenen Landsleute; andere reisten nach dem schön angebauten fruchtbaren Italien und nach der prächtigen Stadt Rom, und hielten sich dort mehrere Jahre lang auf, wo es vielen freylich wohl besser gefallen mochte, als in den deutschen Wäldern; auch schmeckte ihnen wahrscheinlich der süsse italiänische Wein, das herrliche Obst und die leckeren Speisen bey den Schmausereyen der Römer besser, als das deutsche Bier, ihr Haberbrey, und ihr schlecht zubereitetes Wildpret. Aber die Verständigen unter den Deutschen

sahen doch ein, daß, wenn sie so fortführen, sich durch das freundschaftliche Betragen der Römer blenden lassen; wenn sie an der weichlichen Lebensart der Römer mehr Geschmack fänden, und diese immer mehr ihre Herrschaft in Deutschland festsetzten, ihre bisherige Freyheit und Unabhängigkeit bald ganz verlohren gehen und sie völlige Unterthanen der Römer werden würden.

Bis jetzt hatten die Römer diejenigen deutschen Völkerschaften, unter denen sie in Westphalen lebten, gewissermassen noch als Freunde, und nicht als Unterthanen behandelt. Aber nach und nach fiengen sie an; ihre Absichten deutlicher merken zu lassen. Besonders that dieß der römische Statthalter Varus, welcher mit einer großen römischen Armee in Westphalen an der Lippe stund. Er war vorher Stadthalter in Syrien gewesen, hatte dieses reiche Land arm betreten, und das ausgeplünderte reich verlassen. Die Provinz welche ihm anvertraut wurde, sah er als einen angewiesenen Raub an, um seine Habsucht und Schwelgereyen zu befriedigen. Als er nach Deutschland kam, glaubte er, die freyheitliebenden Deutschen eben so behandeln zu dürfen, wie die erschlaften Völker des Orients. Die tiefe Ruhe, welche rings um ihn her in Deutschland herrschte, hielt er für eine Wirkung der römischen Macht, und glaubte, die Deutschen hätten, wie etwa die Gallier, ihren Kriegsgeist und

ihre Freyheitsliebe verloren, und es fehle zu ihrer Umbildung weiter nichts, als sie zur römischen Gesetz- und Gerichtsform zu gewöhnen. Er hob daher den Unterschied zwischen Freunden und Unterthanen auf einmal auf, und behandelte die Gegenden zwischen dem Rhein und der Weser wie ein unterworfenes Land, auf den Fuß einer römischen Provinz. Er wagte es, mehreren deutschen Völkerschaften dieser Gegenden Abgaben abzufordern, nahm sich heraus, ihre etwanigen Streitigkeiten nach römischen Gesetzen, wovon die Deutschen nichts verstanden, zu entscheiden, und manchen freyen Deutschen mit Leibesstrafen zu belegen.

Das waren lauter Dinge, die um so mehr auffielen, weil man sie gar nicht gewohnt war, zum Theil gar nicht einmal kannte. Ihren eigenen Fürsten gaben die Deutschen nur freywillige Geschenke, ihre Streitigkeiten unter sich pflegten sie mit den Waffen selbst unter einander auszumachen, und Leibesstrafen hielten sie für das schimpflichste, das nur einem freyen Manne begegnen konnte, und womit sie selbst ihre Leibeigenen nur selten bestraften. Die Unzufriedenheit war daher in Kurzem allgemein, und man verabscheute die Römer samt ihrer neuen Gerichtsform, und den drückenden Abgaben. Gern hätte man auf der Stelle das römische Joch abgeschüttelt, und sich öffentlich empört; allein es fiel in die Augen, daß dadurch nichts gebessert werden

konnte, denn Varus hatte ein starkes Korps am Niederrhein stehen, und überall waren die Deutschen mit römischen Truppen umgeben. Sie suchten daher ihren Unwillen gegen die herrschsüchtigen Römer so gut als möglich zu verbergen, ließen keinem von diesen etwas von dem, was sie im Herzen dachten, merken, sondern sahen das Wesen ihrer vorgeblichen Freunde eine Weile geduldig mit an. Allein die Unzufriedenheit, die in ihrem Innersten tobte, näherte sich mit jedem Tage seinem Ausbruche, und es fehlte ihnen anfangs nur an einem Manne, der sich an ihre Spitze stellte, und ihre Rachbegierde weislich leitete. Dieser Retter fand sich aber in Kurzem; nun gewann alles ein ganz anderes Ansehen, und zu ihrem Verderben mußten die Römer einsehen, daß die Deutschen noch lange nicht so fest an das Sklavenjoch verstrickt worden wären, als man geglaubt hatte.

6.

Deutschlands Retter von der römischen Herrschaft, der große Herrmann. Schreckliche Niederlage der Feinde.

Herrmann, in der Sprache der Römer **Arminius**, ein Sohn des Cheruskerfürsten Sigimers, war der kühne deutsche Mann, der es

un-

unternahm, sein Vaterland wieder in Freyheit zu setzen. Einen Theil seiner Jugend hatte er in Rom zugebracht, wohin er mit seinem Bruder, als beyde kaum die Waffen zu tragen angefangen hatten, gegangen war. Wegen seiner Tapferkeit und andern guten Eigenschaften hatte er sich bey den Römern sehr viel Liebe und Achtnng erworben, und hatte mit großem Ruhm unter den römischen Truppen eine Zeitlang gedient. Die Ritterwürde und das römische Bürgerrecht, welche August ihm verlieh, sollten nicht nur der Lohn für seine ausgezeichneten Kriegsdienste, sondern auch zugleich ein Sporn zur immer engern Verbindung mit den Römern seyn. Das edle Geblüt, aus dem er abstammte, seine heroische Tapferkeit und sein deutscher Sinn erwarben ihm die unbegränzteste Achtung und Liebe seiner Landsleute, die Römer hingegen schätzten ihn um seines hellen Verstandes und seiner schnellen Fügung in Roms Sitten und Künste willen. Allein die Gunstbezeugungen, deren ihn die Römer würdigten, konnten ihn seinen Landsleuten nicht untreu machen, wie seinen Bruder, der so viel Gefallen an der Lebensart der Römer gefunden hatte, daß er ganz ihre Sitten und Denkungsart annahm. Herrmann sah zwar auch ein, daß die Römer in vielen Stücken weit einsichtsvoller und gebi deter als seine Landsleute waren, in der Kriegskunst hatte er ihnen auch gar manches abgelernt; aber das war ihm unaus-

stehlich, daß sie sein Vaterland um seine alte Freyheit und Unabhängigkeit bringen, und die Deutschen zu ihren Unterthanen machen wollten.

Als er ungefehr sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, war er nach Deutschland zurückgekehrt, und sahe mit dem tiefsten Unwillen eines Deutschen die Absichten der Römer ein, welche sie bey ihrem äusserlich so freundschaftlichen Betragen hatten. Da er zugleich wahrnahm, wie groß das heimliche Mißvergnügen seiner Landsleute über ihre vorgeblichen Freunde war, so faßte er den festen Vorsatz, die Deutschen jenseits des Rheins von den Römern zu befreien: und vielleicht ist nie ein Plan richtiger angelegt und glücklicher ausgeführt worden als dieser.

Gleich mehreren andern deutschen Fürsten und Adelichen hielt sich Herrmann oft in dem Hauptquartier des Varus auf, der diese Herren durch Gastmähler und andere Vergnügungen zu belustigen, und so nach und nach immer mehr zur völligen Unterwerfung unter die Herrschaft der Römer zuzubereiten suchte. Allein Herrmann durchschaute die Absichten des schlauen Römers, und befestigte sich in dem Vorsatze, der Befreier seines Vaterlandes zu werden. Voll Vertrauen demnach auf sich und seine Cherusker, überzeugt von der Ohnmacht jener Legionen unter eines Varus Oberbefehl, beschloß er nicht länger zu säumen, und was er beschlossen

hatte,

hatte, zu vollführen. Behutsam theilte er sein Vorhaben erst wenigen vertrauten Freunden, dann Mehreren mit. Alle von gleichem Unmuth über das Schicksal des Vaterlandes befallen, und von gleichen Wünschen beseelt, sagten, durch Herrmanns Rettungsplan begeistert, ihm ihren und der Ihrigen Beystand bis in den Tod zu.

Eine offenbare Empörung schien den Verbündeten nicht rathsam. Varus stand noch zu nahe am Rhein, und seine Kriegsmacht war zu nahe beysammen. Man beschloß, ihn in das Innere des Cheruskerlandes an die Ufer der Weser zu locken, und auf dem Zuge dahin das römische Heer so viel als möglich zu entkräften. Es erschienen demnach von allen Seiten Abgesandte der deutschen Völkerschaften, welche dem Varus die Unterwerfung derselben angelobten. Man pries die Milde der römischen Sitten, schalt die eigene Rohheit, versprach allenthalben willigen Gehorsam und Tribut, und lud ihn gastfreundlich zu einem Besuch auch in die entferntern Provinzen ein. Varus ahndete durchaus keine Hinterlist; vielmehr verstärkte sich sein Vertrauen zu Herrmann immer mehr. Selbst der Schwiegervater des Helden, Namens Segest, der gegen seinen Tochtermann aufgebracht war, weil er die Braut gewaltsam entführt hatte, warnte den römischen Feldherrn, und wollte ihn auf das Komplot aufmerksam machen. Allein Varus mochte nichts hören,

ren, und war sogar unwillig, daß man ihm die Aufrichtigkeit des jungen Herrmanns verdächtig machen wollte, der sich seiner Gunst in einem so vorzüglichen Grade bemächtiget hatte. Er war ihm werth, als Theilnehmer an seinen Freudenmahlen, und unentbehrlich durch die freywillige Uebernahme der beschwerlichsten Feldherrenpflichten. Strenge verbot er, ihm noch ein Wort von dessen Verrath zu sagen.

Inzwischen zog das Herr aus einer Gegend in die andere, und entfernte sich immer weiter vom Rhein. Bald bat man den römischen Feldherrn hier um Hülfe gegen stärkere Nachbaren, bald dort um Schutzwehren des innern Landes, bald an einem dritten Orte um Beystand gegen eingefallene räuberische Horden. Varus willfahrte gerne jedem Ansuchen dieser Art, schickte unter deutscher Anführung in verschiedene Gegenden einzelne Korps seiner Armee, und freuete sich des Zutrauens, das er als Schiedsrichter in Krieg und Frieden genoß.

Nunmehr war aber der Zeitpunkt gekommen, dem Herrmann und seine Verbündeten entgegen gesehen hatten. Verabredeter maßen mußten einige fern entlegene Völkerschaften eine Empörung vorspiegeln. Um diese Unruhen in ihrer Geburt zu ersticken, zog Varus in beschleunigter Eile unter deutscher Begleitung dorthin. Herrmann blieb jetzt zurück, versprach aber, mit seinen Hülfsvölkern, die

er

er zu verstärken gedachte, bald nachzukommen. Allein sobald er sich von dem römischen Feldherrn getrennt hatte, fiel er mit seinen Leuten über die zerstreuten römischen Besatzungen her, und hieb sie nieder. Hierauf eilte er dem Varus nach, der in der vollkommensten Sicherheit und ohne alle Ordnung fortrückte. Der Marsch ward immer beschwerlicher; je weiter man kam, desto unebener wurde der Boden, desto dichter und finsterer die Waldung, desto pfadloser die von engen Thälern durchschnittenen, von reissenden Waldströmen durchrauschten Gebirge. Der schwerfällige Nachtrab von Wagen und Lastthieren, dem Weiber, Kinder und anderer Troß in Menge nachfolgten (denn Varus zog als wie durch Freundes Land), vergrößerte die Beschwerden mit jedem Augenblick. Jeder Schritt wurde mit der Axt erkauft, ohne Unterlaß mußten Brücken geschlagen werden, und das ganze Heer war ermattet und von einander getrennt. Ein heftiger Regenguß und Sturmwind überfiel sie, und trennte sie noch mehr. Der Boden, welcher um die Wurzeln und Stämme der Bäume schlüpfrig war, machte jeden Schritt für sie gefährlich, und abgebrochene herabstürzende Aeste und Kronen der Bäume vergrößerten die Verwirrung.

In dieser unbehülflichen Lage befanden sich die Römer, als die Feinde von allen Seiten, unerwartet, durch die dichtesten Wälder, aller Schleichwege

kun-

kundig, hindurch drangen, sie umflügelten und anfangs nur von weitem beschossen; dann aber, da die Römer viele verwundet fallen sahen; und doch kein Feind sich wehren zu wollen schien, sich näher herbey machten. In Schlachtordnung konnten sich die Römer nicht stellen, Wagen und Wehrlose und Bewafnete waren durch einander gemengt. Nirgend konnte man dazu kommen, die Glieder zu schließen; selbst an Zahl war man dem immer von neuem ansetzenden Feinde nicht gewachsen. Groß war der Verlust der Römer, und sie konnten ihn doch nicht rächen. Es war ihnen unmöglich, in den unwegsamen, fast undurchdringlichen Wäldern, in gewohnter Ordnung zu fechten. Sie suchten also unter beständigen Gefechten, einen etwas freyern Platz zu gewinnen, wo sie ein Lager aufschlagen und sich verschanzen könnten. Gegen Einbruch der Nacht erreichten sie auch einen solchen und fiengen sogleich an, sich in der Geschwindigkeit so gut als möglich, zu verschanzen. Doch verließen sie bey Anbruch des Tages ihre Verschanzungen wieder, nachdem sie vorher alles überflüßige Gepäcke verbrannt hatten, um desto ungehinderter sich zurück ziehen zu können.

Unter fortdauernden Gefechten kamen sie am folgenden Tage endlich auf ein großes freies Feld. Hier wurden sie zwar von den Deutschen gar nicht beunruhiget: aber sie sahen doch ein, daß sie hier,

wo

wo sie rings umher von ihren Feinden umgeben waren, unmöglich bleiben könnten, wenn sie nicht gar bald aus Mangel an Lebensmitteln Hungers sterben wollten. Sie zogen sich also immer mehr zurück, um wo möglich an den Rhein zu den übrigen römischen Truppen zu kommen. Aber als sie wieder in den großen Wald kamen, wiederhohlten die Deutschen ihre Angriffe mit neuer Wuth, und siegten überall. Jedes Gefecht kostete die Römer Blut. Wenn sie sich dicht zusammen hielten, um in gedrungenen Gliedern, Reuter und Fußvolk vereinigt, gegen die Feinde auszufallen, wurden sie entweder durch sich selbst, oder durch die Waldung verhindert. Mit anbrechendem Tage brachen sie weiter auf, aber starker Regen und Wind überfiel sie von neuem, ließ sie weder vorwärts dringen, noch da, wo sie standen, Fuß fassen, und setzte sie sogar auffer Stand, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Pfeile und Wurfspieße und Schilde, alle durchnäßt, versagten ihnen ihre Dienste. Die Deutschen hingegen waren größtentheils leicht bewafnet, komten frey und ungehindert Angriff und Rückzug einrichten, wie sie wollten, und litten also von Sturm und Regen weniger. Ueberdieß war nun ihre Zahl bey weitem größer. Wer vorher etwa noch furchtsam gewesen war, der hatte sich wenigstens jetzt eingefunden, um Beute zu machen. Desto leichter ward es ihnen, die weit schwächern Römer, die in den vorhergehen-

den

den Gefechten schon viele der Ihrigen verloren hatten, zu umringen und niederzumachen.

Als Varus, der schwer verwundet war, schlechterdings keine Rettung mehr sah, erstach er sich selbst, um nur nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen. Seinem Beyspiele folgten viele andere vornehme Römer. Die meisten, welche vom römischen Heere den Deutschen in die Hände kamen, wurden niedergemacht; die übrigen wurden gefangen genommen, und nur wenige retteten sich in den ihnen unbekannten Wäldern durch die Flucht und kamen glücklich an den Rhein. Einige römische Soldaten, welche den Leichnam des Varus entdeckt hatten, wollten ihm nach römischer Sitte die letzte Ehre erzeigen und ihn verbrennen. Aber die wüthenden Deutschen rissen den schon halb verbrannten Leichnam aus den Flammen und hieben ihm den Kopf ab, den sie dem berühmten König Marbod zuschickten, von welchem ihn der Kaiser Augustus erhielt. Dieser bewies ihm durch die Beysetzung im Erbbegräbniß die letzte Ehre. Drey ganze Legionen waren vernichtet, zwey Adler bereits in Feindeshände gefallen, den dritten rieß der Panierträger ab, umwickelte ihn mit seinem Wehrgehänge, und verbarg ihn so in die blutigen Sümpfe.

Eine große Beute fiel den Siegern in die Hände, welche nach deutscher Sitte vertheilt wurde. Alles was eine Jahrelang verhaltene Rache Schröck-

liches

liches zu ersinnen, und was angestammte Wildheit Grausames auszuüben vermochte, erfuhr der gefangene Rest des römischen Heeres. Mehrere vornehme Römer wurden von den Deutschen geschlachtet, als ein Dankopfer, das sie ihren Göttern für den erfochtenen Sieg brachten. Niemand unter den Römern mußte jetzt mehr ausstehen, als ihre Advokaten, welche die kleinen Streitigkeiten der Deutschen, auf des Varus Befehl, nach römischen Sitten und Gesetzen, entschieden hatten. Einigen wurden die Augen ausgerissen, andern die Hände abgehauen. Einem wurde der Mund vernähet, nachdem vorher die Zunge ausgeschnitten worden war, und ein Barbar, indem er sie in der Hand hielt, sprach mit gräßlichem Hohn: „Hast du, Viper, endlich zu zischen aufgehört?“ So schröcklich rächten sich die Deutschen für das ihnen zugefügte Unrecht. Vielen andern römischen Gefangenen schenkte man zwar das Leben, aber sie mußten Leibeigene ihrer Sieger werden; und mancher vornehme und in seinem Vaterlande vorher reiche Römer, mußte jetzt als Leibeigener die Schweine und Ochsen seines von ihm sonst verachteten deutschen Herrn hüten, oder andere niedrige und gemeine Arbeiten verrichten. Die disseits des Rheins stehenden Römer flohen nach der Nachricht von der schröcklichen Niederlage des Varus über den Rhein, und verließen alle festen Schlösser, welche sie disseits des Stroms zur Behaup-

tung

tung ihrer Herrschaft über die Deutschen angelegt hatten.

Diesen wichtigen Sieg über die Römer erfochten die Deutschen im neunten Jahr nach Christi Geburt, in dem damals sogenannten Teutoburger Walde, welcher in Westphalen, im heutigen Paderbornischen, lag. Durch diesen Sieg verloren die Römer alles, was Drusus und Tiberius disseits des Rheins erobert hatten, und die Deutschen zwischen dem Rhein und der Weser entgiengen der römischen Herrschaft, der sie zum Theil schon unterlagen. In dieser Hinsicht verdiente Herrmann den Namen eines Befreiers der Deutschen, den ihm die Römer beylegten. Durch seine Bemühungen erhielt Deutschland seine Unabhängigkeit, und ohne ihn wäre wahrscheinlich sogar unsere Sprache vertilgt worden, denn immer war es ein Grundsatz bey den Römern, um die besiegten Völker dem römischen Reiche gehorsam und dienstbar zu machen, sie zuerst römisch sprechen zu lehren.

Als sich die Nachricht von der gänzlichen Vernichtung eines römischen Heeres in Rom selbst verbreitete, gerieth alles in die äusserste Bestürzung. August selbst wußte sich kaum zu mäßigen. Er zerriß, als er die schröckliche Botschaft erhielt, sein Gewand, ließ Bart und Haare wachsen, stieß an die Thüren das Haupt, und schrie: „Varus gieb mir meine Legionen wieder!“ Kummer über die Gebliebenen,

Kum-

Kummer über den zu befürchtenden Verlust Deutschlands und Galliens erfüllten seine ganze Seele; seine größte Besorgniß jedoch war die, Italien und Rom selbst möchten nun vor dem Einbruch der Deutschen nicht sicher seyn. Er entfernte sogleich alle anwesende Deutsche aus Rom, selbst die eigene, aus diesem Volk ernannte Leibwache; die Stadt ward in den möglichsten Vertheidigungsstand gesetzt, und den alten Statthaltern in den Provinzen ward ihr Kommando verlängert, damit diese von erfahrenen und geübten Männern desto besser in Gehorsam erhalten würden. Der Kaiser selbst gelobte dem Jupiter einen Tempel und feyerliche Spiele, wenn er dem Staat ein besseres Schicksal bereiten wollte. Er bot alles, was unter fünf und dreyssig Jahren war, auf, sich zu bewafnen und wider die Deutschen zu Felde zu gehen. Aber jetzt fürchteten sich die Römer vor den Deutschen so gewaltig, daß sich die meisten weigerten, mitzugehen. Um sie zu zwingen, mußte August verschiedene ihrer Güter berauben und sie für ehrlos erklären, ja sogar einige mit dem Tode bestrafen.

Als endlich durchs Loos ein Heer von ausgedienten Truppen und Freywilligen zusammen gebracht worden war, so eilte Tiberius mit demselben in Eilmärschen an den Rhein. Er konnte aber bald seinem Vater die tröstliche Nachricht ertheilen, daß die Deutschen nicht willens wären, über den

Rhein

Rhein hinüber zu gehen; denn sie hatten bloß ihre Freyheit erfechten, nicht Eroberungen machen wollen. Indessen gieng Tiberius mit der Armee über den Rhein und verwüstete einige Gegenden, war aber sorgfältig darauf bedacht, daß er sich nicht weit vom Rhein entfernte, um nicht, wie Varus, von den Deutschen überfallen zu werden. Es wurde kein Treffen geliefert und keine Eroberung gemacht, und im Anfang des folgenden Frühlings kehrte der Feldherr nach Rom zurück. Er hatte die Deutschen blos schrecken und verhüten wollen, daß sie nicht auch über den Rhein hinüber kommen sollten: an Eroberungen disseits des Flusses war nicht zu denken. Um aber seine Furcht nicht merken zu lassen, und den erschrockenen Römern Muth zu machen, sagte er, man müße die Deutschen mehr durch List, als durch die Waffen zu überwältigen suchen.

7.

Feldzüge des Germanicus in Deutschland. Uneinigkeit der Deutschen. Herrmann setzt sich seinen Unternehmungen entgegen.

Die Freude der Deutschen über ihre Befreiung von der Gefahr, Unterthanen eines fremden Volks zu werden, war ungemein groß. Herrmann wurde als der Retter ihrer Freyheit allgemein verehret, und

Män-

Männer und Weiber, Kinder und Greise priesen mit dankbaren Herzen seine großen Thaten und nannten ihn den Befreier seines Vaterlandes. Aus Dankbarkeit wurde ihm seine Feldherrnstelle verlängert, und niemand verdiente es mehr, der Deutschen Heerführer zu seyn, als der tapfere, kluge und erfahrne Herrmann.

Obgleich Deutschland seine Freyheit nunmehr glücklich behauptet, und seine Gränzen von fremden Truppen gereiniget hatte, so war doch vorauszusehen, daß sich schnell ein neues Ungewitter über seinem Haupte zusammen ziehen dürfte. Der römische Stolz war zu sehr gekränkt worden, als daß er die erlittene Schmach ungerochen hätte auf sich ruhen lassen sollen. Es währte auch nicht lange, so trat wieder ein Held auf, begeistert von dem kühnen Entschlusse, Deutschland in eine römische Provinz zu verwandeln. Dieß war Germanicus, ein Sohn eben des Drusus, der die römischen Waffen bis an die Elbe getragen hatte, ein Jüngling von bewundernswürdigen Eigenschaften, der den Enthusiasmus für den deutschen Krieg gleichsam von seinem Vater geerbt hatte. Es wäre ihm leicht geworden, sich nach Augusts Tode, welcher im vierzehenten Jahre der christlichen Zeitrechnung erfolgte, auf den römischen Thron zu setzen, und da er mit des Augustus Enkelin Agrippina vermählt war, so besaß er vielleicht eben so viel Recht zu demselben, als sein

Onkel Tiberius, der ihn wirklich in Besitz nahm. Die Truppen, welche am Rhein stunden, und die Germanicus kommandirte, waren über die vermeinte Zurücksetzung ihres Anführers höchst aufgebracht, und wollten ihm mit Gewalt die Kaiserkrone aufsetzen. Sie behaupteten kühnlich, das römische Reich sey in ihrer Gewalt, als deren Waffenglücke es einzig seinen Glanz zu danken habe, und dem zufolge hielten sie sich für berechtigt, den Germanicus zum Kaiser zu erwählen. Aber bey dem edlen Feldherrn besiegte das Pflichtgefühl den Ehrgeitz. Mit dem äussersten Unwillen verwarf er ihr Anerbieten und gab sich alle ersinnliche Mühe, den Aufruhr zu stillen. Es gelang ihm, wiewohl mit äusserster Gefahr, indem er einige der vornehmsten Rädelsführer hinrichten ließ, und die übrigen wider die Deutschen ins Feld führte.

Die ersten Unternehmungen des Germanicus nach seinem Uebergange über den Rhein waren von einem ausgezeichneten Glücke begleitet. Er drang mit großer Geschwindigkeit durch ungebahnte Wälder, bis in das Land der Marsen im Münsterschen hervor. Eine sternhelle Nacht begünstigte die Unternehmung. Die Bewohner dieser Gegenden, keinen Feind ahndend, hatten eben ein großes Fest gefeiert, und brachten die Nacht unter schallender Fröhlichkeit beim Becher zu. Furchtlos und unbekümmert lagen sie theils in ihren Schlafgemächern,

theils

theils an den Tischen umher, als plötzlich das römische Heer, gleich grimmigen Thieren, über sie her fiel, und alles erwürgte, was ihm in den Weg kam. Binnen wenigen Stunden ward eine Strecke von funfzig italiänischen Meilen mit Feuer und Schwerdt verheert, und weder Alter noch Geschlecht verschont. Den Römern kostete es keinen Tropfen Blut, da sie weiter keine Mühe hatten, als die Schlachtopfer zu erwürgen, die sich ihrem Opfermesser darboten.

Diese Metzelung machte den römischen Namen in diesen Gegenden völlig verhaßt. Mehrere benachbarte Völker griefen zu den Waffen, und besetzten die Waldungen, durch welche das römische Heer zurück kehren mußte. Die Gefahr war groß, und der Ueberfall heftig, den sie im Walde erfuhren. Allein die klugen Anordnungen des Feldherrn und seine Ermunterung erfüllten die Truppen mit einem solchen Enthusiasmus, daß sie in einem wüthenden Anfalle den Feind ins offene Feld drängten, und sich hier ihres Vortheils bedienten. Der römische Krieger setzte darauf seinen Marsch ungehindert fort, und bezog ruhig die Winterquartiere.

Sobald es die Jahrszeit erlaubte, unternahm Germanicus einen zweyten Feldzug gegen die Deutschen. Seine Plane waren zuerst gegen die Catten gerichtet. Nachdem er auf dem Berge Taunus das von seinem Vater erbaute, von den Deutschen aber

nachher zerstörte Kastell wieder aufgerichtet hatte, fiel er so plötzlich über die Catten her, daß Alte, Kinder und Weiber theils gefangen genommen, theils niedergehauen wurden. Die wehrlose Mannschaft schwamm über die Eder, und wollte die Römer hindern, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, wurde aber in die Flucht getrieben. Germanicus verbrannte darauf die Hauptstadt der Catten, Mattium, verheerte die ganze Gegend, und zog sich nach dem Rhein zurück, ohne daß die Deutschen es wagten, ihn zu verfolgen. Die Cherusker hatten den Catten zu Hülfe kommen wollen; aber des Germanicus Unterfeldherr Cäcina, der gleich anfangs gegen sie ausgesandt worden war, vereitelte alle ihre Unternehmungen, und schlug auch die Marsen aus dem Felde.

Zu beklagen war es, daß die Deutschen unter sich selbst so wenig einig waren, und durch ihre Zwietracht die Unternehmungen der Feinde begünstigten. Unter andern mußte auch Herrmann, der Befreier Deutschlands, das Schicksal erfahren, das in alten und neuen Zeiten das Loos so vieler großen Männer geworden ist. Man pries und bewunderte seine Verdienste, allein man mißgönnte ihm auch zugleich das ausgezeichnete Ansehen, das er sich durch ruhmvolle Thaten unter seinem Volke erworben hatte. Viele unter den Edeln seines Volkes, statt mit ihm in preiswürdigen Thaten zu wetteifern,

suchten sein Verdienst in Schatten zu stellen, uud seine Gesinnung verdächtig zu machen. Durch gelegentliche Aeusserungen, die immer dreuster wurden, suchte man ihm zur Last zu legen, daß er verderbliche Plane gegen die Freyheit seines Vaterlandes gefaßt habe. Vornehmlich nährte sein Schwiegervater Segest einen fortdauernden Groll gegen den Helden, uud konnte es ihm nicht verzeihen, daß er ihm seine Tochter entführt hatte. Als es sich Herrmann einst am wenigsten versah, fiel Segest mit gewafneter Mannschaft über ihn her, und führte ihn als seinen Gefangenen mit sich fort. Allein er sah sich bald von einer zahlreichen Schaar der Freunde und Anhänger Herrmanns so in die Enge getrieben, daß er nicht nur die Gefangenen los geben, sondern, sich auch entschließen mußte, durch eine Gesandtschaft bey den Römern Hülfe zu suchen.

Germanicus nahm die Abgeordneteu sehr liebreich auf, und war sogleich bereit, den Bedrängten Hülfe zu leisten. Seine Absicht, Deutschland in eine römische Provinz zu verwandeln, konnte nicht besser befördert werden, als durch kluge Benutzung der innern Zwistigkeiten, die unter den Deutschen herrschten. Er sandte sogleich eine hinreichende Mannschaft zu Segests Hülfe, zerstreute seine Gegner, und rettete ihn mit einer grossen Anzahl seiner Freunde und Verwandten. Dabey befanden

sich

sich auch edle deutsche Frauen, und unter ihnen Herrmanns Gemahlinn Thusnelde, Segests Tochter. Gleich ihrem Gatten verabscheute sie die Römer, als die Feinde ihres Vaterlandes, und es war ihr unmöglich, diejenigen als ihre Freunde zu betrachten, von denen sie glaubte, daß sie die deutsche Freyheit zu unterdrücken gedächten. Inzwischen zeigte sie auch jetzt in ihrer Gefangenschaft, männliche Festigkeit. Sie vergoß keine Thränen, und aus ihrem Munde kamen keine weibischen Klagen, aber schröcklich war es ihr, daß sie, die Gattinn des Befreiers der Deutschen, nun ehestens in der römischen Knechtschaft einen Sohn gebähren sollte. Sie wurde nach Italien abgeführt, gebahr in Ravenna einen Sprossen männlichen Geschlechts, und mußte in der Folge den Triumph ihres Feindes in Rom zieren.

Herrmann gerieth in die äusserste Wuth, als er erfuhr, daß seine geliebte Thusnelde in die Sklaverey der Römer gefallen sey. Daher durchflog er die Cherusker, und forderte Waffen gegen Segest und gegen Germanicus. „Ein treflicher Vater, rief er, ein preiswürdiger Feldherr und ein tapferes Heer, die zusammen nichts konnten, als ein wehrloses Weib gefangen fortzuschleppen. Wir kämpften gegen Männer, und vernichteten drey Legionen im offenen Kriege. Noch sieht man in unsern Hainen die römischen Paniere, die wir den vaterlän-

di-

dischen Göttern aufgehängt haben. Immerhin mag der treulose Segest das unterjochte Ufer bauen, wir wollen als freye Männer leben und sterben. Andere Völker, die sich an die Römer ergaben, wußten nichts von ihren Hinrichtungen, ihrer verhaßten Rechtspflege und ihren Schatzungen. Wir haben uns davon los gemacht, haben die Trabanten des stolzen Augusts erwürgt, und sollten uns jetzt vor einem unerfahrnen Jüngling demüthigen? Nein, liebt ihr Eltern und Vaterland mehr als Herren und neue Kolonien, so kann euch die Wahl nicht schwer werden, ob ihr lieber mir, der euch zu Ruhm und Freiheit führte, oder dem Segest folgen wollt, der euch einer schmachvollen Knechtschaft preis geben will."

Durch diese Rede wurden nicht allein die Cherusker, sondern auch die angrenzenden Völker aufgeregt, und alle gelobten, ihre Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Besorgniß des Germanicus wurde dadurch nicht wenig vergrößert, und damit nicht die ganze Kriegslast auf einmal losbrechen möchte, sandte er seinen Unterfeldherrn Cäcina mit vierzig Kohorten durch das Gebiet der Brukterer an die Ems, und eben dahin mußte die Reuterey durch das Land der Friesen aufbrechen. Er selbst führte das Hauptkorps von vier Legionen auf einer Flotte über die Süder- und Nordsee, und lief in die Ems ein, so daß alle drey Heere

an

an diesem Flusse zusammen trafen. Die Chaucen, welche nicht die gemeinsame Sache der deutschen Freiheit vertheidigten, sandten den Römern Hülfstruppen. Die Brukterer, welche ihr eigenes Land verwüstet hatten, damit die Feinde nichts finden sollten, wurden geschlagen, und die Römer erbeuteten den Adler der neunzehnten Legion, die mit Varus verloren gegangen war. Von hier drang Germanicus weiter herauf, und verwüstete die ganze Gegend zwischen der Ems und Lippe.

Als sich das Heer dem teutobunger Walde näherte, in welchem die Gebeine von den Soldaten des Varus noch unbegraben lagen, wandelte den römischen Feldherrn plötzlich der Wunsch an, ihnen die letzte Pflicht zu leisten. Das ganze Heer war heftig zum Mitleid bewegt; man dachte sich Verwandte, Freunde, die ungewissen Zufälle des Krieges und das veränderliche Schicksal des Menschen. Der Feldherr ließ zuerst das Dickigt des Waldes untersuchen, Brücken und Schüttungen über die Moräste und das trügerische Märschland schlagen, und rückte dann mit den Truppen in eine traurige, im Anblick und in der Erinnerung gräßliche Gegend. Das erste Lager des Varus zeigte an seinem weiten Umfange und an der Ausmessung des Staabsquartiers, die Arbeit von drey Legionen. Weiterhin merkte man an der nur zur Hälfte aufgeworfenen Schüttung und an dem untiefen Graben, daß hier gerin-

ge Reste Posto gefaßt hätten. Auf der Ebene sah man gebleichte Knochen, je nachdem die Soldaten geflohen waren, oder Stand gehalten hatten, einzeln oder in Haufen liegen. Daneben waren Stücke von Wurfspießen, Pferdeknochen und Schädel an Bäumen befestigt. Im nahen Holze sah man die vom Blute gefärbten Altäre, vor welchen die Kommandeurs und hohen Staabsofiziere abgeschlachtet worden waren. Einige, welche jene Niederlage überlebt hatten, aus der Schlacht und Gefangenschaft entwischt waren, erzählten dann: „hier wären die Generäle gefallen, dort die Adler den Feinden in die Hände gekommen. Sie zeigten die Stelle, wo Varus die erste Wunde bekommen, wo er durch den Stoß seiner eigenen selbstmörderischen Faust seinen Tod gefunden; von welcher Anhöhe Herrmann zu den Seinigen geredet habe, wie viele Todespfähle für die Gefangenen errichtet, welche Todengruben gegraben gewesen, wie man mit Fahnen und Adlern übermüthig seinen Spott getrieben habe."

Römische Truppen begruben also jetzt, traurig und erbittert zugleich, die Gebeine dreyer Legionen, sechs Jahre nach der unglücklichen Schlacht. Da niemand unterscheiden konnte, ob er die Reste von Angehörigen oder andern mit Erde bedecke, so begrub man sie alle als Freunde oder Blutsverwandte. Das erste Stück Rasen zu einem Todtenhügel legte

Ger=

Germanicus selbst, und nahm damit Theil an dem Schmerz aller, die zugegen waren.

Da sich Herrmann in unwegsame Gegenden zurückgezogen hatte, so setzte ihm der römische Feldherr nach, und als er ihn erreicht hatte, befahl er der Reuterey, vorzusprengen, und den Feind von dem Platze zu vertreiben, den er besetzt hatte. Allein Herrmann, der die Seinigen zusammen gezogen und ihnen befohlen hatte, sich an die Waldungen zu lehnen, machte plötzlich eine Wendung, und gab zugleich auch denen das Zeichen hervorzubrechen, die er in der Waldung versteckt hatte. Es erfolgte ein Treffen, das für die Römer ungünstig ausfiel; und Germanicus sah sich genöthiget, die Armee schleunig an die Ems zurückzuführen. Er schiffte sich mit seinen vier Legionen ein, und befahl der Reuterey, sich längs dem Seeufer nach dem Rhein hin zu ziehen. Cäcina, der vermuthlich durch das Treffen von der Hauptarmee getrennt worden war, erhielt die Weisung, sich schleunig nach der Maynzer Rheinbrücke zurückzuziehen; ein Marsch, auf dem ihn tausendfache Gefahren umringten, aus welchen ihn seine kluge Besonnenheit nur mit Mühe erretten konnte.

Der Weg, den Cäcina nehmen mußte, lief über einen schmalen Damm zwischen unabsehbaren Sümpfen hin. Auf allen Seiten umher war ein schlammichter Boden, der bald durch zähen Koth den Schritt zurück hielt, bald durch Lachen unsicher machte. Ne-

benbey zog sich Gehölz in die Höhe. Dieses hatte Herrmann besetzt, indem er, bekannt mit den Fußsteigen, durch einen schnellen Marsch den mit Bagage und Waffen beladenen Römern zuvorgekommen war. Cäcina, der nicht sogleich sah, wie er die durch die Länge der Zeit eingegangenen Brücken herstellen, und zugleich den Feind von sich abhalten sollte, ließ auf der Stelle ein Lager schlagen, so daß ein Theil an die Schanzarbeit, der andere zum Gefecht gieng. Die Deutschen strengten alle ihre Kräfte an, um durch die römischen Vorposten zu dringen, und sich unter die Arbeiter zu mischen. In dieser Absicht griefen sie auf verschiedenen Seiten an, und es entstund ein vermischtes Geschrey der Arbeiter und der Fechtenden. Alles war den Römern nachtheilig; der Boden ein tiefer Morast, wo man weder fest stehen, noch ohne zu gleiten fortgehen konnte; ein schwerer, den Körper niederdrückender Harnisch; sie konnten im Sumpfe ihre Wurfspieße nicht schwingen. Dagegen waren der Cherusker große und schlanke Glieder zu Gefechten auf morastigen Böden gewohnt; ihre langen Spieße verwundeten auch aus weiter Entfernung, und erst die Nacht brachte die weichenden Römer aus dem nachtheiligen Gefechte.

Der gute Erfolg erhöhte den Muth der Deutschen, und sie gönnten den Römern auch während der Nacht keine Ruhe. Sie leiteten alles Wasser,

das

das den benachbarten Anhöhen entquoll, nach der Gegend hin, wo die Feinde stunden. Der Boden ward überschwemmt, die aufgeworfenen Schanzen stürzten zusammen, und alle Arbeiten der Soldaten waren vergeblich. In dieser schröcklichen Lage suchte Cäcina den Feind zu nöthigen, sich innerhalb der Waldung zu halten, bis die Verbündeten und die schwere Bagage voraus gegangen wären; denn zwischen den Bergen und Morästen lief eine Ebene hin, auf welcher ein kleines Korps in Schlachtordnung aufmarschiren konnte. Die Nacht war in mehr als einer Hinsicht unruhig. Die Feinde schmaußten bey einem festlichen Mahle, und die niedern Gegenden des Waldes ertönten abwechselnd von Liedern der Freude und vom Schlachtgesang. Bey den Römern dagegen vernahm man nur hin und wieder eine schwache Stimme; hier lagen die Soldaten ordnungslos an den Pallisaden, dort wankten sie von Zelt zu Zelt, mehr schlaflos als wachend, und den General durchschauerte ein fürchterlicher Traum. Es war ihm, als säh' und hörte er, wie sich Varus bluttriefend aus Morästen herausarbeitete, ihn rufe, er aber ihm nicht folge und die nach ihm ausgestreckte Hand zurück schlage.

Mit Tages Anbruche ward das Zeichen zum Aufbruche gegeben, und unter bangen Sorgen rückte das Heer weiter. Herrmann sah die Bewegung der Römer, und machte nicht Miene sie anzugreifen.

fen. Erst dann, als die Bagage im Moraſt und in Löchern ſtecken blieb, die Bedeckung in Unordnung gerieth, die Fahnen bald hier bald da ſichtbar wurden, und wie es unter dergleichen Umſtänden zu gehen pflegt, ein jeder für ſich geſchäftig, keiner aber auf das Kommando aufmerkſam war, da beorderte Herrmann ſeine Schaaren zum Angriff. „Seht da, rief er, den Varus und Legionen durch daſſelbe Schickſal zum zweytenmal beſiegt!“ Mit dieſen Worten brach er, umgeben von einer auserleſenen Schaar, durch das marſchierende Heer, und ließ ſein Geſchoß vorzüglich auf die Pferde richten. Dieſe ſtrauchelten in ihrem Blute und auf dem ſchlüpfrigen Marſchlande, warfen ihre Reuter ab, ſprengten alles auseinander, was ihnen im Weg kam, und zertraten die Gefallenen. Die meiſte Arbeit gab es um die Adler herum; ſie konnten weder gegen die Menge einfallender Pfeile gerade vorwärts getragen, noch in dem Moraſte feſt eingeſchlagen werden. Dem Cäcina, der alles Mögliche that, daß die Truppen Stand halten möchten, ward das Pferd unterm Leibe erſchoſſen, und beym Herabfallen wäre er beinahe den Feinden in die Hände gerathen. Ein Glück für die Römer war die Raubbegierde der Deutſchen, die über dem Beutemachen des Niederhauens vergaßen. Erſt gegen Abend arbeiteten ſich die Legionen in's Freie und auf feſten Boden heraus.

Noch war das Ende der Mühseligkeiten nicht gekommen. Es mußte ein Wall geschichtet, und die Materialien dazu herbey geschaft werden. Die Werkzeuge zum Ausgraben der Erde und zum Ausstechen des Rasens waren großentheils verloren gegangen; es waren keine Zelte da für die Rotten, keine Erquickung für die Verwundeten. Die Soldaten klagten laut, indem sie ihre von Blut und Koth besprützten Nahrungsmittel unter sich vertheilten, daß diese Nacht ihnen Verderben drohe, daß so vielen tausend Menschen nur noch ein einziger Lebenstag übrig wäre. Zufälliger Weise rieß sich ein Pferd los, und trat, scheu gemacht durch das Schreyen, einige nieder, die ihm in den Weg kamen. Dieß verursachte einen allgemeinen Tumult unter den Soldaten, welche meinten, die Feinde wären ins Lager eingedrungen, daß alles nach den Ausgängen stürzte, vorzüglich nach dem Thore hin, welches dem Feinde nicht zugekehrt war, und daher den Fliehenden mehrere Sicherheit versprach. Als Cäcina hörte, daß es ein blinder Lärmen wäre, er aber weder durch sein Ansehen, noch durch Bitten, selbst durch den Gebrauch seiner Hände die Soldaten nicht zurückhalten konnte, warf er sich der Länge nach unter dem Thore hin, und sperrte so durch Mitleiden, weil sie über des Generals Körper hätten hinschreiten müssen, den Weg. Zugleich machten es ihnen die Kommandeurs und Hauptleute der Legionen begreiflich,

lich, daß ihre Bestürzung gar keinen Grund habe. Da sie endlich mit vieler Mühe bey dem Hauptquartiere zusammengebracht worden waren, und den Befehl erhalten hatten, schweigend aufzumerken, setzte ihnen Cäcina ihre dermalige Lage, und was die Nothwendigkeit heische, auseinander. „Rettung, sprach er, geben euch nur eure Waffen, aber diese müssen mit Klugheit gebraucht werden. Haltet euch innerhalb des Walles, bis der Feind näher anrückt, dann wollen wir von allen Seiten einen Ausfall machen, und dadurch werden wir uns den Weg an den Rhein bahnen. Wenn ihr flieht, so erwarten euch tiefere Moräste und grausame Feinde. Den Sieger dagegen erwartet Ehre, Ruhm und alles, was ihm zu Hause theuer und werth ist.“ Dann vertheilte er die Pferde der Generale und übrigen Befehlshaber, ohne alle persönliche Rücksicht, indem er von den seinigen anfieng, unter die tapfersten Soldaten, so daß diese zuerst und nach ihnen das Fußvolk auf den Feind fallen sollten.

Den Deutschen vergieng die Nacht unter Hofnung, Kampflust und Verschiedenheit der Meinungen ihrer Feldherren nicht weniger unruhig. Herrmann rieth, man sollte die Römer aus ihrem Lager rücken lassen, und dann in den Morästen unter ihrem Troß umzingeln. Allein dieser kluge Rath ward verworfen, und man beschloß, das römische Lager zu erstürmen. Dem zufolge ward mit Tagesanbruch

der

der Angriff gemacht, und ohne sonderlichen Widerstand füllten die Deutschen die Graben vor dem Lager mit Faschienen aus, und erstiegen den Wall. Hier ließen sich nur einzelne römische Wachen sehen, und diese stunden dem Scheine nach vor Furcht wie eingewurzelt da. Wie sie aber an den Verschanzungen hiengen, wurde das Zeichen gegeben; Hörner und Trompeten ertönten, mit Schlachtgeschrey und Wuth fielen die Römer den Deutschen in den Rücken: „hier riefen sie spottend ihnen zu, hier gibt es nicht Waldungen und Sümpfe, hier hat auf gleich vortheilhaftem Boden gleiches Waffenglück statt.

Den Deutschen, die sich einen leichten Sieg, nur wenige und unbewafnete Feinde dachten, kam Trompetenschall und Waffenglanz je unerwarteter desto furchtbarer, und so wurden sie mit großem Verlust zurückgeschlagen. So lange Wuth und Tageslicht dauerte, hielt der Kampf an, und es ward ein schröckliches Blutbad unter den Deutschen angerichtet. Erst gegen die Nacht kehrten die römischen Legionen ins Lager zurück, freudig über das glückliche Ereigniß dieses Tages. Zwar setzte sie eine größere Zahl von Verwundeten, und derselbe Mangel an Lebensmitteln in nicht geringe Verlegenheiten: allein die Freude, über den errungenen Sieg, erleichterte ihnen alle Beschwerden, und sie erreichten endlich die Rheinbrücke bey Maynz.

Das

Das Heer des Germanicus, welches auf Schiffen zurückkehrte, litt ebenfalls viel durch andere Unfälle. Zur Erleichterung der Schiffe in dem untiefen Fahrwasser setzte der Feldherr zwey Legionen ans Land, und ließ sie am Seestrand hinmarschiren. Anfangs hatten sie, bey trockenem Boden, oder nur mässig bespühlender Fluth einen ruhigen Marsch. Bald aber erhob sich der Nordwind, und der Zug ward, da eben zur Zeit der Nachtgleiche der Ocean am meisten anschwoll, von den Wellen ergriffen und fortgeschwemmt. Fluthen deckten das Land; Meerenge, Ufer und Felder hatten einerley Ansehen. Die Soldaten konnten nun nicht mehr den unsichern von dem festen Boden unterscheiden, noch die Untiefen von der Tiefe. Lastthiere und Gepäcke wurden von den Fluthen umgerissen und von Strudeln verschlungen, und es schwammen ihnen durch einander todte Körper entgegen. Ganze Schaaren geriethen bald bis an die Brust, bald bis an den Mund ins Wasser; zuweilen sank der Boden unter ihnen, und sie wurden getrennt und umgeworfen. Kein Zuruf, keine wechselseitige Ermunterung half mehr. In den tobenden Wellen fand kein Unterschied zwischen dem Rüstigen und Läßigen, der Vorsicht und dem Zufall statt; alles wurde ein gleicher Raub der Uebergewalt. Endlich erklimmten die Soldaten eine Anhöhe und brachten hier die Nacht ohne Proviant, ohne Feuer, größtentheils nackt oder übelzugerich-

tet in der schröcklichsten Lage hin. Das Licht brachte endlich wieder Land zum Vorschein, und Germanicus nahm endlich die Trümmer der dem größern Theile nach umgekommenen Legionen wieder in seine Schiffe auf.

8.

Die letzten Kämpfe zwischen Herrmann und Germanicus.

Es mußte den Stolz der Römer nicht wenig demüthigen, daß alle ihre Unternehmungen gegen die Deutschen so wenig vom Glücke begünstigt wurden. Drey Feldzüge hatte nun Germanicus in Deutschland gemacht, und noch war es ihm nicht gelungen, seine Hauptabsicht zu erreichen, nemlich die Schmach zu rächen, welche die Römer unter dem Varus erlitten hatten. Indessen leitete er doch seine Unternehmungen mit so vieler Vorsicht und Klugheit, daß man in Rom mit allgemeinem Ruhme und Beyfall davon sprach. Aber eben dieß erregte die Eifersucht seines Oheims, des Kaisers Tiberius; und da Germanicus auch bey seinen Truppen im größten Ansehen und Vertrauen stund; so ward Tiberius darüber so mißtrauisch, daß er den jungen Helden zurückrief, um ihn nach Asien zu schicken, wo damals einige Unruhen entstanden waren.

Ob.

Obgleich Germanicus die niedrige Absicht des argwöhnischen Kaisers merkte, und er nur ungerne sich von einem Heere trennte, das mit der innigsten Liebe an ihm hieng, so war er doch bereit, das Kommando niederzulegen. Bevor er aber von dem Heere schied, beschloß er noch einen Hauptzug gegen die Deutschen zu unternehmen, ihnen an einem quemen Orte, in gehöriger Schlachtordnung, ein entscheidendes Treffen zu liefern, und dabey alle möglichen Kräfte aufzubieten. Um die Truppen nicht durch beschwerliche und höchst gefährliche Märsche zu ermüden, und zugleich um Zeit zu gewinnen, ließ er auf der batavischen Insel eine starke Flotte ausrüsten, auf welcher er mit der Armee in die Süder- und Nordsee bis an den Ausfluß der Ems schiffte, wo die Truppen ans Land gesetzt wurden.

Als Herrmann den Anmarsch einer starken feindlichen Armee erfuhr, suchte er von neuem Himmel und Erde gegen die Römer zu bewegen. Von allen Seiten strömten wieder bewafnete Schaaren zu ihm hin. An der einen Seite der Weser lagerte sich das römische Heer, auf der andern rückte Herrmann mit seinen Völkern näher hinzu. Als er das Ufer des Flusses erreicht hatte, rief er mit lauter Stimme seinem Bruder, welcher unter dem Namen Flavius in der römischen Armee diente. Der Ueberläufer erschien; und der Held der Cherusker sah ihn nicht sobald eines Auges beraubt, und überdieß

mit Wunden bedeckt, als er ihn mit bitterm Spott fragte, welchen Lohn er denn für seine Dienste empfangen habe? Flavius antwortete, man habe seinen Sold erhöhet, und sein General habe ihm auf dem Schlachtfelde eine Halskette und eine Krone zuerkannt. „Das heißt, versetzte Herrmann lächelnd, auch für einen geringen Preis Sklave seyn.“ Er beschwor seinen Bruder, bey der Liebe des Vaterlandes, und den deutschen Göttern, nicht Verräther zu seyn. Flavius rühmte den Dienst der Römer und ihre Macht über alles. Die anfangs friedliche Unterredung gieng allmählig in Schmähungen über, und der Fluß würde die beyden Brüder nicht abgehalten haben, einander anzufallen, wenn man sie nicht auseinander gebracht hätte. Römer und Deutsche, von ihren Helden angefeuert, erwarteten mit gleicher Ungeduld den Tag der Schlacht. Ehe Germanicus seine Truppen in den Kampf führte, wollte er zuvor auch ihre Gesinnungen erforschen. In dieser Absicht schlich er sich mit Einbruch der Nacht, in eine Thierhaut eingehüllt, und nur von einem einzigen Menschen begleitet, aus seinem Zelt durch verborgene Umwege in die Gassen des Lagers. An jedem Zelt stund er still und horchte, und genoß so seines Ruhmes: jeder erhob seine Tapferkeit und seine Tugend bis zum Himmel.

Das Treffen ward geliefert. Die cheruscischen Streiter brachen zu früh aus ihrem Hinterhalte hervor,

vor, und Herrmann war mit aller klugen Tapferkeit nicht im Stande, die zerrissene Ordnung wieder herzustellen. Der Sieg entschied sich für die Römer, für die Deutschen aber Flucht und Tod. Nachdem Herrmann Wunder der Tapferkeit gethan hatte, mußte er weichen, und nur der außerordentlichen Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er seine Rettung. Um nicht erkannt zu werden hatte er sich das Gesicht mit seinem eigenen Blute bestrichen.

Fürchterlich war die Metzelung der Ueberwundenen. Die meisten, welche sich durch Schwimmen über die Weser retten wollten, wurden durch den Strom fortgerissen, durch die Menge der Flüchtlinge erdrückt, durch die Ufer, welche unter der ungeheuren Last, mit der sie bedeckt waren, einstürzten, verschüttet. Ausserdem war die Ebene Meilen weit mit Leichnamen überdeckt. Einige Deutsche waren auf hohe Bäume geklettert, um dem Tode zu entgehen, aber die römischen Bogenschützen fanden eine grausame Lust daran, sie wie Vögel herunterzuschießen. Umsonst hatten die Deutschen sich bemüht, ganze Wagen voll Stricke mit sich zu führen, um die gefangenen Römer an denselben zu binden. Sie machten nach der erlittenen Niederlage bereits Anstalten, ihre Wohnungen zu verlassen und sich jenseits der Elbe zu setzen. Allein das schimpfliche Denkmal, das Germanicus des Sieges wegen aufrichtete, brachte die Deutschen so heftig auf, daß

sie

sie wieder zu den Waffen griefen; und ein zweytes Treffen wagten. Das Gefecht war überaus hitzig, und der Verlust auf beyden Seiten groß: doch wurden die Deutschen auch dießmal zurück getrieben. Leider befleckte Germanicus diesen Sieg durch die barbarischen Worte, die er in der Wuth des Handgemenges seinen Soldaten zurief: „Haltet euch nicht damit auf, Gefangene zu machen, sondern haut alles nieder, was euch vorkommt! So lange nicht die ganze Nation ausgerottet ist, wird der Krieg kein Ende nehmen!"

Da sich der Sommer nunmehr zu Ende neigte, so ließ Germanicus einige Legionen in die Winterquartiere zurück gehen. Er selbst schiffte sich mit dem größten Theile der Armee wieder auf der Ems ein, und fuhr in die Nordsee, wo ihn aber ein so gewaltiger Sturm überfiel, daß ein großer Theil der Schiffe in den Ocean geschleudert oder gegen Inseln verschlagen wurde, die durch Klippen oder Untiefen gefährlich waren. Indem sie diese kaum noch vermieden, änderte sich die Fluth und strömte dahin, wo der Wind stürmte. Kein Anker hielt mehr, und die einbrechenden Wellen konnten nicht ausgeschöpft werden. Pferde, Lastthiere, Gepäcke, ja sogar die Waffen mußten ausgeworfen werden, damit die Kiele erleichtert würden, die schon auf den Seiten Wasser einließen, und über welche die Fluthen bereits giengen. Ein Theil der

Schiffe

Schiffe ward von dem ungestümmen Meere verschlungen, viele scheiterten an fernen Eilanden, an denen der Krieger vom Hunger aufgerieben wurde. Nur Germanicus landete unbeschadet an der Chaucer Lande, aber das unglückliche Schicksal der Flotte gieng ihm so nahe, daß er kaum von seinen Freunden zurück gehalten werden konnte, sich in das Meer zu stürzen. Endlich kamen doch bey eintretender Fluth und günstigem Winde die beschädigten Schiffe mit wenigen Rudern, oder mit ausgespannten Segeln zurück. Germanicus ließ sie aufs schleunigste ausbessern, und befahl ihnen darauf, die Inseln zu durchsuchen. Jeder der gerettet wurde hatte Wunder zu erzählen, von der Gewalt der Wirbel, von unerhörtem Gevögel, von Meerungeheuern, Halbmenschen und Halbthieren, die er gesehen, oder in der Angst zu sehen geglaubt hatte.

Um den Deutschen nicht Muth zur Erneurung des Krieges zu machen, und um ihnen zu zeigen, daß die Römer selbst durch Unglücksfälle nicht besiegt werden könnten, schickte Germanicus einen Theil seines Heeres gegen die Catten: er selbst gieng auf die Marser los. Nachdem einige Gegenden verwüstet worden waren, bezogen die Truppen die Winterquartiere. Nur ein Jahr wünschte Germanicus noch, um die römischen Eroberungen bis an die Elbe zu vollenden. Aber der argwöhnische und neidische Tiberius überhäufte ihn mit Ehren und Lobsprüchen,

um

um desto mehr die Beweggründe, warum er ihn aus Deutschland zurück berief, zu verbergen. Der triumphirende Sieger zog in Rom ein, mit einem Gefolge deutscher Prinzen und Fürstentöchter, und starb ein Jahr darauf in dem fernen Syrien, vermuthlich an Gift. Die Thränen des Volks, und das süße Andenken seiner Tugenden verherrlichte sein Leichenbegängniß.

9.

Krieg zwischen König Marbod und Herrmann. Tod des leztern.

Alle Versuche der Römer, sich in Deutschland festzusetzen, und dieses Land in eine römische Provinz zu verwandeln, waren bisher fruchtlos gewesen, und ihrer Anstrengungen ungeachtet behaupteten sich die Deutschen im Besitz ihrer Freyheit. Denn so kühn und glücklich auch die Unternehmungen des Germanicus seyn mochten, so waren sie doch nichts weiter als Streifereyen, die nichts entschieden, und den Römern viel Geld und Menschen kosteten. Noch immer erhielt sich Deutschland diſseits des Rheins und der Donau frey und unabhängig, und die Römer hatten, zu ihrem Schaden, genug erfahren, daß sie es nie überwältigen würden.

Wenn

Wenn auch Eifersucht und Mistrauen den unternehmenden Germanicus aus Deutschland zurückriefen, so war es gewiß für Rom selbst vortheilhaft, daß Tiberius diesem unnützen und kostbaren Kriege ein Ende machte.

Der Kaiser verlor indessen Deutschland nicht aus den Augen, aber nach seinem boshaften und arglistigen Charakter suchte er, statt durch offenbare Gewalt gegen die Deutschen zu kämpfen, den Saamen der Uneinigkeit unter ihnen selbst auszustreuen, und dahin zu arbeiten, daß sie einander selbst vernichteten. Es war voraus zu sehen, daß bey einer so unruhigen und kriegerischen Nation, als die Deutschen waren, dieser Plan nicht ohne Wirkung bleiben konnte.

Die zwey mächtigsten Fürsten in Deutschland waren jetzt Marbod und Herrmann. Wenn jeder von ihnen, ohne durch den andern gehindert zu werden, seine Laufbahn hätte verfolgen können, und wenn sich die verschiedenen deutschen Völkerschaften unter ihrer Anführung vereinigt hätten, so wäre daraus eine Verbindung erwachsen, die den Römern großen Schaden bringen, und alle ihre Unternehmungen vereiteln konnte. Allein das geschah nicht, sondern die Deutschen fiengen nun an, einander selbst zu bekriegen. Der Sturm brach zuerst gegen Marbod los. Sein Reich war zu einer fürchterlichen Größe angewachsen. Er beherrschte nicht

nur

nur die Markomannen und Quaden, sondern auch die mächtigen suevischen Völker, die Semnonen und Langobarden, und man hatte Ursache zu fürchten, daß er eine gefährliche Souverainität in Deutschland einführen würde. So bald Marbod diese Absicht merken ließ, fielen die Semnonen und Langobarden von ihm ab, und traten auf Herrmanns Seite, der als der Befreier Deutschlands eben so sehr geehrt und geliebt wurde, als Marbod schon wegen seines Königstitels verhaßt war. Bei der Eifersucht, die zwischen den beyden Machthabern statt fand, war ein Krieg unvermeidlich, und an heimlichen Ermunterungen, die zum Ausbruch reitzten, ließ es der listige Tiberius gewiß nicht fehlen. Die Waffen ertönten, und die verschiedenen Völkerschaften sammelten sich, gerüstet zum blutigen Kampfe.

Herrmann führte nicht nur die Cherusker und ihre alten Bundesgenossen, sondern auch die Semnonen und Langobarden wider die Markomannen ins Feld. Die Absicht war, Marbods Plane zu einer unumschränkten Herrschaft zu zerstören. Er hatte sich durch die Annahme des Monarchentitels, durch die Erbauung einer Burg und endlich durch die Errichtung einer Leibwache bey seinen Landsleuten nach und nach so verhaßt gemacht, daß sie nur auf eine schickliche Gelegenheit lauerten, ihren Unwillen laut zu erkennen zu geben. Herrmann war um

so

so geneigter zum Kampfe gegen Marbod, da ihm das Gelegenheit gab, nicht allein seine Feldherrnstelle zu verlängern, sondern auch, durch neue Verdienste sich mehr Ansehen und Gewalt bey den Cheruskern und Sueven zu verschaffen. Es kam bald zu einem entscheidenden Treffen, und hier sah man, wie vortheilhaft sich die deutsche Kriegskunst, nach dem Muster der römischen, verändert hatte. Die Markomannen hatten es dem Marbod, die Cherusker ihren öftern Kriegen mit den Römern zu danken. Das Gefecht war überaus hartnäckig, denn der eine Theil stritt für die Freyheit, der andere für die unumschränkte Herrschaft. Marbod mußte das Wahlfeld verlassen, und seine Sicherheit in den böhmischen Gebürgen suchen. Um sich wieder aufzuhelfen, wandte er sich an die Römer, und bat um Unterstützung. Allein da ihn kurz zuvor jene vergeblich um Beystand gegen Herrmann gebeten hatten; so übten diese jetzt das Vergeltungsrecht aus, und ließen ihn in der Verlegenheit. Zwar schickte der Kaiser seinen Sohn Drusus ab, um einen Frieden zwischen den entzweyten Nationen zu vermitteln. Dieß war aber nichts als ein leeres Vorgeben, sondern die Absicht des Gesandten war vielmehr, das Feuer der Zwietracht noch mehr anzufachen.

Ein gothischer Fürst, Namens Catualda, dessen Volk Marbod einst unterjocht hatte, benutzte diese Umstände, sich zu rächen, und die unter Mar-

bods

bods Joch seufzenden Markomannen und übrigen kleinen deutschen Völker vollends in Freyheit zu setzen. Er stellte sich muthig an die Spitze seiner Landsleute, drang in Marbods Gebiet ein, eroberte dessen Burg, und zwang ihn zum zweytenmal bey den Römern Hülfe zu suchen. Allein auch dießmal entsprach der Erfolg seiner Gesandtschaft der Erwartung nicht. Die Römer versagten ihm auch jetzt ihren Beystand, theils aus Rache, theils aus Furcht vor Herrmann. Sie verstatteten ihm kaum einen Zufluchtsort in Ravenna, wo er achtzehn Jahre lang in Niedrigkeit und Verachtung lebte. Catualda hatte aber auch kein besseres Schicksal. Er wurde von den Hermunduren vertrieben, mußte ebenfalls zu den Römern flüchten, und diese schickten ihn ins narbonnische Gallien. Beyden waren bey ihrer Vertreibung viele von ihren Unterthanen nachgefolgt, und weil man diesen nicht trauete, so räumten ihnen die Römer diesseits der Donau das Land zwischen den Flüssen Morawa und Cidisus ein, und gaben ihnen den Vannius, einen Quaden, zum Könige.

So groß die Verdienste waren, die sich Herrmann um die Sicherung der deutschen Freyheit gegen fremde und einheimische Feinde erworben hatte, so entgieng doch auch er am Ende dem Haß und der Mißgunst seiner eigenen Landsleute nicht. Immer mehr Glauben fand das lange schon im Stillen verbreitete Gerüchte, daß er nach einer unumschränk-

ten

ten Herrschaft strebe, und ein eigenes Reich errichten wolle. Die Römer unterließen nicht ihren Verdacht zu nähren, und sie wiegelten die eigenen Verwandten des Helden gegen ihn auf. Einer derselben ersuchte den Kaiser Tiberius um Gift, um dem edlen Deutschen das Leben zu rauben; allein der Kaiser verwarf doch dieses Ansuchen, ohne deswegen die Erhaltung des Helden zu wünschen, der auch wirklich bald darauf in einem Aufstande erschlagen wurde, ein und zwanzig Jahre nach Christi Geburt. Er war nur sieben und dreyssig Jahre alt, und hatte zwölf Jahre lang die Feldherrnstelle mit großem Ruhme bekleidet. Ihn traf das Schicksal so vieler großen Männer, die bey ihrem Leben gehaßt und verfolgt, nach ihrem Tode aber abgöttisch verehrt wurden. Die Deutschen sahen bald ein, was sie an ihm verloren hatten. Um also für alles Gute, das sie ihm zu verdanken hatten, doch einigermassen ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, feierten und verewigten sie sein Andenken nicht nur durch Lieder sondern auch durch Errichtung einer Ehrensäule, bey welcher sie seine kriegerischen Thaten besangen. Man nannte diese insgemein nur die Irmensäule und trieb, besonders in Sachsen, lange Zeit nachher noch eine Art von Abgötterey damit, bis sie endlich von Karl dem Großen zerstört wurde. Aber noch jetzt lebt sein Andenken in den schätzbarsten Werken der edelsten Dichter seiner Nationen. Selbst die Rö-

mer ertheilten ihm das Lob und Zeugniß eines Helden, der im Glück und Unglück sich gleich geblieben sey, und der bey der größten Uebermacht seiner Feinde die Freyheit seines Vaterlandes behauptet habe.

Mit Herrmanns Fall sank auch das Ansehen der Cherusker. Sie schwächten sich durch innerliche Kriege, wobey ihr ganzer Adel aufgerieben, und die ganze Nation genöthigt wurde, Herrmanns Brudersohn Italus, der in Italien gebohren und erzogen war, von Rom kommen zu lassen, um ihn zu ihrem Fürsten oder König zu ernennen. Durch ihre Verbindung mit den Römern sanken die Cherusker bey den benachbarten Nationen in tiefe Verachtung, und wie man sie vorher die tapfern Cherusker genannt hatte, so nannte man sie jetzt die feigherzigen.

III.

Die Deutschen zerstören das mächtige Reich der Römer.

I.

Vortheile, welche für Deutschland aus der Verbindung mit den Römern entspringen. Ursachen des Verfalls des römischen Reichs.

Es würde für euch, meine jungen Leser, weder lehrreich noch unterhaltend seyn, wenn ich alle jene Kriege ausführlich erzählen wollte, welche die Deutschen untereinander selbst, und noch mehr gegen die Römer führten. Die letztern waren freylich höchst unzufrieden, daß ihnen, den Besiegern der mächtigsten Nationen der drey bekannten Welttheile, die barbarischen Deutschen fortdaurend den muthvollesten Widerstand leisteten, und alle ihre Versuche vereitelten, sich in Deutschland festzusetzen. Viele Jahre lang

lang machten sie immer neue Versuche, sich die Herrschaft über die Länder disseits des Rheins zu verschaffen. Manchmal glückte es ihnen auch wohl, wieder tief in das Innere von Deutschland einzudringen; aber was half ihnen das? Sie mußten entweder aus Mangel an Lebensmitteln, oder wegen des hartnäckigen Widerstandes, den ihnen die Deutschen leisteten, oder um anderer Ursachen willen, sich immer wieder zurückziehen.

Große Vortheile bey ihren Kämpfen gegen eindringende feindliche Heere gewährte den Deutschen ihre eigenthümliche Lage und Verfassung. Näherte sich ein furchtbares Heer der Römer ihren Gränzen, so flüchteten sie sich in ihre Wälder, hinter ihre Sümpfe, und auf ihre Anhöhen. Sie hier aufzusuchen, war für die des Landes unkundigen Römer mit vielem Ungemach, und den größten Gefahren verbunden. Die Deutschen beunruhigten sie aus ihren Zufluchtsörtern durch unaufhörliche Streifereyen. Die Römer mußten sich beständig mit einem Feinde herum schlagen, den sie nicht zum Stehen bringen konnten. Fiel nun endlich auch ein ordentliches Treffen vor, so behaupteten die einsichtsvolleren Krieger der Römer, zwar gewöhnlich die Oberhand, und die besiegten Deutschen sahen sich genöthiget um Frieden zu bitten und Geißeln zu geben; kaum hatte aber das römische Heer sich wieder entfernt, so achteten die Deutschen die Herrschaft

des

des stolzen Roms sehr wenig, und fühlten sich wieder eben so frey als zuvor. Kurz, die Römer erreichten durch alle ihre deutschen Feldzüge niemals ihre eigentliche Absicht. Sie tödteten die Menschen, verbrannten die Wohnungen, verwüsteten das Land; allein dem ungeachtet waren sie nichts weniger als Herren von Deutschland. Zwar legten sie an verschiedenen Strömen und Flüssen kleine Festungen an, allein diese dienten mehr zur Befestigung ihrer Grenzen, als zur Bezähmung der Deutschen. Nur in einigen Landstrichen am disseitigen Rheinufer waren sie im Stande, obwohl mit vieler Mühe, sich zu behaupten. Doch auch selbst hier würde ihnen dieß schwerlich möglich geworden seyn, wenn nicht die Deutschen selbst öfters unter einander uneinig gewesen wären, und eine Nation die andere bekriegt hätte. Ja manchmal vereinigten sich sogar Deutsche mit den Römern, und fochten gegen ihre eigenen Landsleute.

Die Deutschen blieben aber bey den wiederholten Versuchen der Römer, sich in ihrem Lande festzusetzen, niemals müßige Zuschauer. Bald setzten sie hier, bald dort, über die Donau und den Rhein, thaten Einfälle in das römische Gebiet, und zogen nicht selten mit reicher Beute beladen wieder heim. Einmal zerstörten sie sogar in Verbindung mit mehreren Völkerschaften jenseits des Rheins, fast alle Festungen, welche die Römer am jenseitigen Rhein-

ufer, von den Niederlanden bis in die Schweiz, nach und nach angelegt hatten. In der Folge aber wurden sie von den Römern wieder aufgebaut. Um dergleichen Einfälle zu verhindern, verstärkten diese nicht nur ihre jenseits des Rheins liegenden Festungen, sondern machten auch allerley Befestigungen disseits desselben, besonders im heutigen Nassauischen, in der Wetterau, im Darmstädtischen, in Schwaben, vorzüglich um den Neckar herum. Hier warfen sie Wälle auf, machten Graben, und bauten hin und her feste Schlösser. Von diesen römischen Festungswerken sind in jenen Gegenden noch bis auf den heutigen Tag allerley Ueberbleibsel übrig. Unter andern fand man in den Ländern am rechten und linken Ufer des Rheins, an der Donau und am Mayn und Neckar in neueren Zeiten eine Menge alter römischer Münzen, Grabsteine mit allerley Inschriften, heidnische Altäre; man entdeckte Ueberreste von Straßen; von Wasserleitungen und Gebäuden, welche die Römer angelegt hatten, und allerley andere dergleichen Dinge. Besonders fand man viel von solchen Sachen in der Gegend von Maynz, von Frankfurt am Mayn, in Schwaben, vorzüglich im Königreich Würtemberg.

Mehrere jetzt ansehnliche Städte, welche bis auf unsere Tage zu Deutschland gehörten, haben von den Römern während der Kriege, welche sie seit Herrmanns Zeiten mit den Deutschen einige

Jahr-

Jahrhunderte hindurch führten, ihren Urspruug erhalten. Dahin gehören besonders mehrere Städte am linken Rheinufer, Speier, Worms, Maynz, Koblenz, Andernach, Bonn, Köln, Xanten, auch Trier an der Mosel. Die Hauptfestung unter diesen war Maynz, bey welcher die Römer zwei prächtige Straßen angelegt hatten, von welchen die eine durch die Niederlande nach Frankreich, die andere über Worms und Speier nach der Schweitz und nach Italien führte. Von dieser Straße hat man in neuern Zeiten noch Ueberbleibsel gefunden. Bey Maynz und bey Bonn hatten sie auch Brücken über den Rhein gebaut. Auch jenseits der Donau haben mehrere deutsche Städte den Römern ihre Entstehung zu verdanken, z. B. Augsburg, Regensburg, Passau, Linz, Wien.

Alle diese Städte wurden zwar meistens von Römern bewohnt, indessen suchten sie doch auch Deutsche dieser Gegenden durch allerley Kunstgriffe dahin zu locken, und sie an das Stadtleben zu gewöhnen; denn gegen die Städte hatten diese, wie wir wissen, einen gewaltigen Abscheu, und sahen sie für Gefängnisse an, die ihrer Freyheit Gefahr drohten. Diese Gegenden jenseits des Rheins und der Donau, wie auch manche Bezirke disseits derselben, wo sich die Römer festgesetzt hatten, vorzüglich in Schwaben, das heutige Badensche und Würtembergische, hatten von dem Aufenthalte der Römer

manchen Vortheil. Es wurde durch sie dort der Ackerbau noch mehr eingeführt, und das Land also besser angebaut. Auch die ersten Weinstöcke und Obstbäume wurden durch sie am Rhein und an der Mosel angepflanzt. Die Deutschen dieser Gegenden lernten durch diese Nachbarschaft der Römer manches Gute, und ahmten gewiß manches Nützliche nach; das sie bey diesen sahen. Sie trieben nach dem Beyspiel der Römer den Ackerbau fleißiger und lernten ihnen manche Vortheile bey der Viehzucht und andern Geschäften ab. Sie fiengen an, sich nach römischer Weise Häuser zu bauen, aber anfangs wohl nur von Holz und dergleichen. Dieß war alles recht gut. Aber leider nahmen die Deutschen auch manche üble Gewohnheiten der Römer an, lernten von ihnen mancherley Laster und Ausschweifungen kennen, und ihre alte Redlichkeit und Aufrichtigkeit nahm merklich ab. Dieß alles gilt aber doch nur vorzüglich von den Gegenden und ihren deutschen Einwohnern, wo die Römer sich wirklich festgesetzt hatten, und wo Deutsche nahe bey und unter einander lebten. Manches Gute und auch manches Böse lernten freylich wohl auch diejenigen deutschen Völkerschaften von den Römern, welche zunächst an ihrem Gebiete wohnten, besonders da immer Deutsche mit den Römern handelten, und auch sehr viele aus Lust zum Kriege unter den römischen Armeen dienten, bey denen sie als tapfere und

star-

starke Leute stets sehr willkommen waren. Vorzüglich hatten sie in der Kriegskunst manches von den Römern angenommen. Sie befestigten jetzt eben so wie jene ihre Gränzen, und verschanzten sich in ihren Lagern. Da die Deutschen von den Römern manche ihnen vorher ganz unbekannte Dinge kennen lernten, so kamen dadurch auch mehrere römische oder lateinische Wörter in die Sprache der Deutschen, welche wir noch jetzt in unserer deutschen Sprache bemerken können, z. B. Wein, Kirschen, Birnen, Krone, Münze, Wall, und mehrere andere.

So wie aber die Deutschen sich immer mehr von ihrer ehemaligen Rohheit losmachten, ihren Boden anbauten, und aus dem Umgang mit den Römern allerley Vortheile zogen, so wurden diese im Gegentheil immer schwächer, und waren immer weniger im Stande, ihren gefährlichen Nachbarn die Spitze zu bieten.

Das römische Reich war zwar dem äussern Anschein nach sehr mächtig und in blühendem Zustande. Aber der innerliche Zustand desselben war bey allem äusserlichen Glanze schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt nach und nach mislich genug geworden, und mit jedem Jahre hatte er sich verschlimmert. Es ist mit ganzen Reichen wie mit einzelnen Familien. Ihr habt wohl schon gesehen oder gehört, junge Leser, wie manche reiche, vornehme und angesehene Familie arm wurde und

in

in die elendesten Umstände gerieth. Verschwendung, Ungerechtigkeiten, Weichlichkeit, Unordnung im Hauswesen, Einfalt des Hausvaters, schlechte Erziehung der Kinder und Niederträchtigkeit des Gesindes können in kurzer Zeit die reichsten und angesehensten Familien an den Bettelstab bringen. So wie es nun mit einzelnen Familien und reichen Leuten geht: so geht es auch mit ganzen Staaten und mächtigen Völkern, und so gieng es auch mit dem römischen Reiche. Jemehr dieses Reich durch Eroberungen an Umfange zunahm, desto schwerer wurde es auch seinen Regenten, dasselbe zu regieren. Da entstanden bald hier, bald dort innere Unruhen und Empörungen. Das größte Unglück für dasselbe war, daß bey weitem die meisten Kaiser, die seit Augusts Zeiten über dasselbe regierten, grausame, lasterhafte und höchst unwissende Leute waren. Verschlossen in ihre Kabinete, verübten sie alle ersinnlichen Bubenstücke, und kannten keine wichtigere Beschäftigung, als die Befriedigung ihrer Leidenschaften, und den Kitzel ihrer Sinnen. Sie begiengen Laster und Schandthaten, für die wir nicht einmal Namen haben. Die Regierungsgeschäfte überließen sie Weibern, die blos ihre Grillen und ihr Vergnügen zur Richtschnur hatten; Freygelassenen, die noch wie feile Sklaven dachten und handelten, und endlich Verschnittenen, die keine männliche Thatkraft hatten. Der eine wurde Minister, weil er ein niederträchtiger

tiger Kuppler war, und ein anderer wurde General, weil er sich zum schändlichsten Meuchelmord gebrauchen ließ.

Wenn der Regent nichts taugt, so kann es um die Regierung des Landes und um die Unterthanen nicht gut stehen. Durch die vielen Eroberungen, welche die Römer mehrere Jahrhunderte hindurch in Europa, Asien und Afrika gemacht hatten, war erstaunlich viel Geld nach Italien und besonders nach Rom gekommen, wodurch viele Römer sehr reich geworden waren. Diese ergaben sich nun den größten Wollüsten, verschwendeten ungeheure Summen für Essen und Trinken und andere Dinge, und versanken in Weichlichkeit. Ausschweifungen in sinnlichen Genüssen, Ungerechtigkeit und Betrug und andere Laster hatten unter den Römern so sehr überhand genommen, daß die Schriften, welche von den damaligen Zeiten bis auf uns gekommen sind, nicht groß genug das Verderben und die Lasterhaftigkeit, welche damals unter den Römern herrschte, beschreiben können. Die Bürger Roms, welche sich durch Verwandtschaften, und durch alle Hofkünste geltend machen konnten, rissen die einträglichsten Aemter in den Provinzen an sich. Bey der allgemeinen Verdorbenheit war es ihnen nicht so sehr um Gerechtigkeit und um den Wohlstand der Länder, als vielmehr um eine reiche Beute zu thun. Die Provinzen wurden durch die Räubereyen derselben ausgesogen,

sogen, und bey der allgemeinen drückenden Armuth hatten die Unterthanen bey einem feindlichen Einfalle nichts mehr zu verlieren.

An dem harten und mit so vielen Beschwerden verbundenen Soldatenleben fanden die Römer damals auch keinen Geschmack mehr. Sie hatten alle Schnellkraft, alle Liebe zur Arbeit, alles Gefühl für Ruhm und Freyheit so gänzlich verloren, daß sie lieber den Feind bis vor ihre Thore anrücken ließen, als zu den Waffen griffen. So entnervt waren sie durch Weichlichkeit und Wollust, daß ihnen die Waffen allmählich ganz unerträglich wurden. Manche verstümmelten sich, um bey den Rekrutirungen nicht zum Dienst gezwungen zu werden. Schon unter dem Kaiser August sträubte sich das Volk gegen die Beschwerden und Gefahren eines Feldzuges so sehr, daß man diejenigen, welche das Loos traf, durch Einziehung ihrer Güter, Verauhung ihrer Ehre, und sogar durch Beyspiele von Todesstrafen zum Dienste zwingen mußte. Soldaten musite man aber doch haben, um die eroberten Länder zu schützen, und das Reich gegen andere Völker zu vertheidigen. Daher mußte man meistens aus den eroberten Provinzen und aus fremden Ländern Truppen für die Armeen anwerben. Besonders nahmen die Römer viele Deutsche in Sold, unter denen sich manche so sehr durch ihre Tapferkeit und Klugheit auszeichneten, daß sie zuweilen die

höch-

höchsten Befehlshaberstellen unter den römischen Armeen bekamen. Die römischen Armeen aber hatten sich nach und nach so viel Einfluß in die Regierung des Reichs zu verschaffen gewußt, daß sie die Herren in den Provinzen, die sie vertheidigen sollten, spielten, und die Kaiser nach Belieben ein- und absetzten, auch zuweilen gar ermordeten. Ja es geschah auch nicht selten, daß die eine Armee diesen und eine andere jenen zum Kaiser erwählte, und daß denn beyde Kaiser (ja manchmal waren ihrer noch mehrere als zwey) mit einander um die Herrschaft über das Reich eine Zeitlang Krieg führten.

Du siehst nun wohl, junger Leser, daß ein Reich seinem Verderben entgegen gieng, in welchem solche Unordnungen vorfielen. Der elende innere Zustand des römischen Reichs konnte den Deutschen auch gar nicht verborgen bleiben. Sie waren ja längs der Donau und dem Rhein Nachbaren desselben, hörten auch viel davon sprechen von ihren Landsleuten, welche im römischen Solde waren, und zuweilen die römischen Armeen verließen und in ihr Vaterland zurückkehrten. Dergleichen Nachrichten mußten sie gewiß gar sehr reitzen, immer öftere Einfälle in die römischen Provinzen jenseits des Rheins und der Donau zu versuchen, dort zu plündern, und dann mit Beute beladen wieder heim zu kehren. Selbst diejenigen Völkerschaften, die seit langer Zeit Freunde und Bundesgenossen der

Römer gewesen waren, fiengen jetzt an, sich von dieser Abhängigkeit, die allmählig in eine Art von Eklaverey ausgeartet war, frey zu machen. Dieß thaten schon acht und zwanzig Jahre nach Christi Geburt die Friesen, die sich zuerst den Römern unterworfen hatten. Weil Heerden von Rindvieh ihren größten Reichthum ausmachten, so konnten sie ihren Oberherren weiter keinen Tribut liefern, als eine gewisse Anzahl von Ochsenhäuten. Die Größe und Beschaffenheit derselben war bisher noch nicht bestimmt worden. Unvermuthet hatte der Befehlshaber der in ihrem Gebiete stehenden römischen Truppen den Einfall, die Häute der Auerochsen zum Maaßstabe anzunehmen. Die Friesen, die meistens nur kleines Vieh besaßen, konnten solche Häute unmöglich in der erforderlichen Menge liefern. Daher mußten sie dem habsüchtigen Römer erst die Ochsen selbst, sodann ihre Länderey, und endlich gar ihre Weiber und Kinder ausliefern. Von diesem harten Schicksale endlich zur Verzweiflung gebracht, erregten sie einen Aufstand, und setzten sich in Freyheit. Auch die Chaucen machten sich nicht lange nachher unabhängig.

2.

Der batavische und der markomannische Krieg.

Zwey wichtige Begebenheiten, welche sich um diese Zeit zutrugen, verdienen besonders bemerkt zu werden. Es sind die Kriege der Römer mit den Batavern und den Markomannen. Der erstere fällt in die Zeiten des Kaisers Vespasian, neun und sechzig Jahre nach Christi Geburt; der zweyte brach hundert Jahr später aus, als der Kaiser Mark Aurel an der Spitze der Geschäfte stund.

Die Bataver bewohnten einen Theil des heutigen Hollandes, und ihr Land, welches zwischen den Armen und Mündungen des Rheins lag, hieß die Insel der Bataver. Sie waren von deutscher Abkunft, schlossen sich aber schon seit geraumer Zeit an die Römer an, und unterstützten dieselben bey ihren kriegerischen Unternehmungen mit Mannschaft. Eine solche Anhänglichkeit belohnten die Römer gerne auf ihre eigene Weise, d. h. mit Worten und nichts bedeutenden Kleinigkeiten, denen sie einen großen Werth beylegten. Und so bekamen denn auch die Bataver den Ehrennamen der Bundesgenossen und Brüder. Für diese Ehre genossen sie das Recht, ihr Blut zum Besten der Römer, so viel und so oft sie wollten, zu verspritzen; und wenn sie es allenfalls nicht gern thaten, so wurden sie gezwungen. In der Schiffahrt und im Schwimmen besaß nie-

mand

mand größere Geschicklichkeit als die Bataver, welches den Römern besonders bey ihren britannischen Kriegen sehr zu statten kam. Im Vaterlande selbst unterhielten die Bataver für immer eine gute Reuterey, deren Officiere immer Eingebohrne seyn mußten, und welche von ihren Landsleuten, als die ersten Vertheidiger des Vaterlandes, sehr geschätzt wurden. Vorzüglich stunden zween Bataver von königlicher Abkunft, Julius Paulus und Claudius Civilis, unter ihnen in großem Ansehen. Dieß ließen die Römer nicht unbemerkt, und weil ihnen der Einfluß dieser beyden Männer gefährlich werden konnte, so ermordeten sie den erstern unter dem Vorwande einer gegen sie angezettelten Verschwörung, den Civilis aber schleppten sie in der nemlichen Absicht nach Rom, wo er nur mit Mühe dem Schicksale seines Landsmannes entgieng. Er rettete sich durch eine geschickte Vertheidigung das Leben, und kam mit einem Herzen voll Rachbegierde gegen die Römer zu den Seinigen zurück. Und da diese ohnehin schon lange der Verbindung mit den Römern überdrüßig waren, so wurde es ihm nicht schwer, sie zu bereden, ihre Freyheit mit Gewalt gegen dieselbe zu vertheidigen. Eine geschickte Veranlassung dazu zeigte sich bald.

Seitdem die Römer ihren alten Kriegsgeist und die Lust, wider die Deutschen zu fechten, verloren hatten, und kaum durch die strengsten Zwangsmit-

tel angehalten werden konnten, in die entferntern Provinzen zu Felde zu gehen, pflegten sie ihre Kriegsheere aus den Provinzen zu rekrutiren, wo sie stunden. Dieses an sich schon lästige Rekrutiren wurde durch die Ausschweifungen der Offiziere, die dieses Geschäft besorgten, fast unerträglich. Insgemein hoben sie nur alte schwächliche Leute und schöne junge Knaben aus; jene, um durch die Loskaufung Geld zu erpressen, diese, um sie zur schändlichsten Wollust zu mißbrauchen. Diese Tyranney erfuhren unter andern auch die Bataver, und da ihnen ihres dicken und schweren Körpers wegen der Landkrieg ohnedem schon sehr lästig fiel, so benutzten die zur Werbung angestellten Officiere diese Gelegenheit vortreflich, um sich zu bereichern.

Es wurde unter diesen Umständen dem Civilis nicht schwer, die Unzufriedenheit zu nähren, und das Volk zu dem Entschlusse zu ermuntern, das drückende Joch der Römer abzuschütteln. In dieser Absicht versammelte er die vornehmsten und tapfersten Männer seiner Nation, stellte ihnen in einer kraftvollen Rede die Bedrückungen der Römer und ihre gegenwärtige Schwäche vor Augen, und bewog sie zu dem Entschlusse, sich den Anmaßungen und der Tyranney der Römer mit Gewalt zu widersetzen. Die Ausführung ward sogleich mit dem Entschlusse verbunden; und in kurzer Zeit waren die Römer

aus

aus der ganzen Insel verjagt, und ihre auf dem Rhein befindliche Flotte erobert.

Ein so glücklicher Anfang begeisterte den batavischen Helden zu größeren Unternehmungen. Nicht zufrieden mit der Freyheit seines Vaterlandes wollte er auch den ganzen Rheinstrom, und selbst Gallien, wenn es mitwirkte, seiner Fesseln entledigen. Zu diesem Ende verließ er die Insel, und machte Miene, den Rhein hinauf zu gehen. Der römische Feldherr Hordernius Flaccus, der am Oberrhein kommandirte, schickte ihm zwar einige Truppen entgegen: allein Civilis rückte ihm unerschrocken unter das Gesicht, und stellte sich in Schlachtordnung. Neben sich ließ er die bereits erbeuteten römischen Feldzeichen halten, den Römern zum Schrecken und den Seinigen zur Erinnerung an ihre bisher bewiesene Tapferkeit; hinter sich postirte er seine Mutter und Schwestern nebst den Weibern und Kindern der Streitenden, als die kräftigsten Antriebe zum Siege, und den Ueberwundenen zur Schande. In dieser Stellung trug er einen vollkommenen Sieg davon. Kaum hatte ein Theil des römischen Heeres Zeit genug, in das bey Xanten verschanzte Lager zu fliehen.

Der glückliche Fortgang, welcher die Unternehmungen des Civilis begleitete, verschafte ihm nicht nur einen großen Ruf, sondern auch viele Bundesgenossen unter den angränzenden deutschen Völkern.

Bald

Bald sah er sich mit einem Heere umgeben, das jedem Feinde Furcht einjagen konnte, und verschiedene Eroberungen machte. Er wandte sich nun mit seinen Batavern und deutschen Hülfstruppen nach Xanten, um die Römer in ihrem Lager zu überfallen. Jede Nation hatte ihre eigenen Feldzeichen; die Bataver römische, die Deutschen ihre gewöhnlichen Bildnisse wilder Thiere, um den Römern zu zeigen, daß sie sowohl auf ihre als auf deutsche Art zu fechten gelernt hatten. Zu eben der Zeit ließ Civilis seine Flotte den Rhein hinauf gegen Xanten segeln, um den Römern desto mehr Schrecken einzujagen. Die letztern hatten sich so gut verschanzt als sie konnten. Nur war das für ein größeres Heer angelegte Lager für fünf tausend Mann, die sich dahin geflüchtet hatten, zu weitläuftig; auch hatte man mit dem Proviant nicht ordentlich und sparsam hausgehalten, so daß der Platz leicht durch Hunger hätte bezwungen werden können. Eine gewaltsame Eroberung aber war mehr nach dem Geschmack der Deutschen, und Civilis mußte hierinn dem Willen der deutschen Hülfsvölker nachgeben. Jede Nation stellte sich zusammen, damit ihre Heldenthaten um so besser unterschieden werden konnten. Der erste Angriff geschah von weitem; weil aber die Wurfspieße an den Wällen und Thürmen wenig ausrichteten, so wurde mehrmals gestürmt, aber ohne Erfolg. Ueberläufer und Gefangene lehrten die Be-

lagerer zwar die Kunst, Maschinen zu erbauen, allein im Ganzen waren ihnen die Römer in der Geschicklichkeit eine Festung zu vertheidigen weit überlegen.

Indessen stießen immer mehr deutsche Völkerschaften zu Civilis, und im Vertrauen auf diese Verstärkung machte er immer neue Angriffe auf die römischen Verschanzungen. Die eigentliche Belagerung übertrug er seinen Batavern; die Bestürmung des Walles übernahmen die Deutschen. Sie stürmten unaufhörlich fort, und selbst die Nacht machte ihren Angriffen kein Ende. Um in der Dunkelheit zu sehen, zündeten sie große Holzstöße an, überfüllten sich mit Getränken, und rannten berauscht in den Kampf. Die Römer, welche die Dunkelheit sicherte, in die sie eingehüllt waren, unterschieden beim Glanz des deutschen Feuers die Schlachtordnung der Feinde auf das genaueste, und tödteten jeden, der durch seinen Muth oder durch seine Rüstung sich auszeichnete. Endlich ließ Civilis die Holzstöße auslöschen, allein das Gefecht wurde dadurch nur noch verwirrter. Civilis selbst hatte während des Gefechtes das Unglück, vom Pferd zu fallen. Es verbreitete sich das Gerücht, er sey tödtlich verwundet oder gar des Lebens beraubt, und dieß war Ursache, daß sich die Deutschen zurückzogen. Die Römer wagten es aber doch nicht, sie zu verfolgen, vielmehr wurden sie in Kurzem von den Deutschen

wie-

wieder so enge eingeschlossen, daß sie sich, wegen Mangel an Proviant, ergeben mußten. Man gestand ihnen einen freyen Abzug zu; kaum waren sie aber eine Meile fortgerückt, so wurden sie von den Deutschen überfallen, und theils niedergehauen, theils zerstreut. Civilis, der das Widerrechtliche dieses Benehmens wohl einsah, schob die Schuld auf die Unbändigkeit seiner Soldaten, die er nicht im Zaum zu halten im Stande gewesen sey. Indessen war seine Freude über diesen Sieg so groß, daß er nun sein dickes rothes Haar glaubte schneiden zu dürfen, das er so lange wachsen zu lassen gelobt hatte, bis er etwas Großes gegen die Römer ausgeführt hätte.

Nunmehr waren auch die Gallier ernstlich darauf bedacht, das römische Joch abzuschütteln, und sich ihre alte Freyheit wieder zu verschaffen. Der Zeitpunkt war dazu sehr günstig, und sie würden ihren Zweck höchst wahrscheinlich erreicht haben, wenn ihre Gemüther nicht durch die lange Dienstbarkeit zu sehr niedergeschlagen, oder durch Uneinigkeit getrennt gewesen wären. Allein, statt sich in die gehörige Verfassung zu setzen, stritten sie unter einander, welches Volk bey der neuen Einrichtung am meisten zu sagen habe, und welche Stadt die Hauptstadt des neuen Reiches werden sollte. Civilis dagegen setzte sein Werk mit desto mehr Nachdruck fort. Fast alle römischen Kastelle und Winterlager am

Rhein wurden zerstört, und dieser Strom war nun wieder so frey als zu der Zeit, wo noch kein Römer in diese Gegend gekommen war.

Eine wichtige Stütze hatte Civilis an der berühmten Wahrsagerinn Velleda, die ihren Sitz auf einem Thurme an der Lippe im Lande der Brukterer hatte. Ihre Aussprüche galten bey den niederrheinischen Völkern wie Orakel, und da Civilis sie gewonnen hatte, so leitete sie die Kriegsangelegenheiten sehr zu seinem Vortheil. Allein die Uneinigkeit unter den Deutschen selbst verdarb bald alles wieder. Denn da es unter den übrigen Anführern der Bataver nicht an Ehrgeizigen fehlte, die des Civilis Glück mit neidischen Augen ansahen, und gerne selbst auf dem Gipfel des Ansehens gesessen wären, den Civilis nicht ohne Mühe und Gefahr erklommen hatte, und daher das ohnehin des Krieges schon müde Volk aufzuwiegeln suchten, so kam es bald dahin, daß Civilis, der seines Lebens und seiner eigenen Freyheit unter seinen Landsleuten nicht mehr sicher war, sich genöthiget sah, auf den Beystand einer Nation zu bauen, deren Geißel er bisher gewesen war. Er schloß mit dem römischen Feldherrn einen Vertrag, und die Bataver erneuerten ihr Bündniß mit den Römern.

Obgleich das Ende dieser Unternehmung den günstigen Erwartungen, welche der Anfang erregte nicht entsprach, so hatte sie dennoch für die Römer

mer sehr nachtheilige Folgen. Die Deutschen lernten nun einsehen, daß sie es nur ihren ewigen Uneinigkeiten zuzuschreiben hatten, wenn sie zuweilen von den Römern überwunden worden waren, und daß ihnen die Lage ihrer Länder und die Beschaffenheit der römischen Armee selbst große Vortheile zum Angriff gewährten. Mit Erstaunen hatten sie gesehen, daß die Römer, diese berühmten Weltbezwinger, auch jenseit des Rheins überwunden werden könnten, und daß die Deutschen, wenn sie sich in größern Verbindungen zusammen vereinigten, mehr als bloße Streifereyen wider die Römer zu unternehmen im Stande wären. Dieser Gedanke wurde in kurzer Zeit bey ihnen so lebhaft, daß verschiedene deutsche Völker sich unter einander verbanden, nicht sowohl zur Vertheidigung als zum Angriff, um jenseits des Rheins und der Donau besseres Land zu erobern. Das disseitige Rheinufer hatten die Römer ganz verloren, und hier waren ihnen besonders die Catten sehr furchtbare Feinde. Zwar hielt der Kaiser Domitian, im Jahr vier und achtzig nach Christi Geburt, einen Triumph wegen seiner Siege über die Catten: aber glaubwürdige Nachrichten sagen, daß er den Feind nicht einmal gesehen habe. Er kaufte Sklaven zusammen, um sie bey seinem unverdienten Triumphe als Gefangene aufzuführen. Die Catten fürchteten damals die Römer so wenig, daß sie einen König der Cherusker verjagten, blos

weil er ein römischer Freund und Bundesgenosse war. Dabey wurden immer neue und stärkere Streifzüge über den Rhein vorgenommen. Gewöhnlich mußten die Gallier die Reisekosten bezahlen, und die Römer eigneten sich den Sieg zu, weil doch ihre Feinde zuletzt wieder nach Hause giengen, manchmal mit blutigen Köpfen, gewöhnlich aber auch mit Beute beladen. Das einzige Mittel, sich gegen solche Einfälle auf einige Zeit zu sichern, war, wenn man dasjenige freywillig gab, was die kühnen Deutschen mit Gewalt geholt hätten; und so schimpflich es für die Römer war, den Frieden mit Geld zu erkaufen, so mußten sie sich doch dazu bequemen.

Die Zeit war nun gekommen, da die Deutschen in große und dauerhafte Vereine zusammen traten, statt daß sie bisher gewöhnlich nur einzeln, oder auf kurze Zeit vereinigt, ihre Kräfte versucht hatten. Aus einer solchen Vereinigung entstund der berühmte markomannische Krieg, welcher zwölf Jahre lang wüthete, und den Römern so viel zu schaffen machte.

Die Markomannen wohnten, wie meine junge Leser wissen, in ältern Zeiten in Schwaben und einem Theile des Elsasses, unter ihrem Könige Marbod aber hatten sie sich nach Böhmen und Mähren gezogen. Allmählig verbanden sich immer mehrere Völker mit ihnen, die unter dem gemeinschaftlichen Namen der Markomannen gegen die römischen Besitzungen

an

an der Donau nicht einen vorübergehenden Streifzug, sondern einen eigentlichen Krieg unternahmen. Die Ursache davon ist nicht genug bekannt. Vielleicht war es die damals sichtbare Schwäche der Römer und ihre so oft mislungenen Versuche wider die Deutschen, wodurch diese veranlaßt wurden, in die römischen Provinzen einzufallen. Sie drangen bis an die Gränzen von Italien vor, und verwüsteten alles mit Feuer und Schwerdt.

Es beherrschte damals die Römer der Kaiser Marcus Aurelius, den man auch Antonin den Weisen nennt, ein treflicher Regent, und eines bessern Zeitalters werth. Die Verbesserung der höchst zerrütteten Staatsverfassung und der Sitten der Bürger, war sein angelegentlichstes Geschäfte. Als Freund der Gelehrsamkeit schrieb er selbst in griechischer Sprache philosophische Betrachtungen über sich selbst, die ein herrliches Denkmal eines mit seiner moralischen Verbesserung unabläßig beschäftigten Fürsten sind. Aber nur allzuoft mußte er die stillen Gefilde ruhiger Philosophie mit dem Getümmel des Feldlagers vertauschen, und es schien, als sey ein ungewöhnliches Maaß öffentlichen Unglücks für seine Regierung aufgespart gewesen, um seine Tugenden zu üben, und die geschlagenen Wunden, so weit es in menschlichen Kräften stand, zu heilen. Eine plötzliche Ueberschwemmung der Tiber verursachte,

in-

indem sie die zahlreichsten Heerden zu Grund richtete, eine anhaltende Hungersnoth in Rom. Die Parther fielen mit Erfolg in Syrien ein; in Rom wüthete die Pest so fürchterlich, daß die Leichname Fuderweise aus der Stadt geführt wurden; Mauren aus Afrika plünderten Spanien; Räuberbanden thaten dasselbe in Egypten, und Avidius, nachdem er sie überwältiget hatte, steckte selbst die Fahne der Empörung in Syrien auf. Ganze Provinzen wurden von Heuschrecken geplagt, die in zahllosen Schwärmen die Felder bedeckten. Ueberhaupt, sagt ein alter Schriftsteller, läßt sich keine Art von Elend denken und nennen, welche menschliche Kraft aufzuzehren vermag, die nicht unter dieser Regierung gewüthet hätte. Wäre nicht ein Mann wie Mark-Aurel für dieses Zeitalter da gewesen, so hätte das römische Reich zusammenstürzen müssen.

Der Kaiser zog in Person an der Spitze einer ansehnlichen Macht gegen das verbündete Heer der Markomannen zu Felde, und erfocht verschiedene Siege über die Deutschen, erlitt aber auch mehrmals sehr harte Niederlagen. Ein großer Theil des römischen Adels wurde in diesem Kriege aufgerieben, und blos die Quaden hatten mehr als funfzig-tausend Römer zu Gefangenen gemacht. Der Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache blieb mit einem großen Theil seiner Truppen in dem Treffen bey Aquileja. Ein anderer General wurde von den Markomannen über-

wunden und erschlagen. Kein Unfall vermochte aber die Thätigkeit des Kaisers zu schwächen, und ausdauernd war sein Bestreben, die Deutschen auf immer, oder wenigstens auf eine lange Zeit, von den römischen Gränzen zu entfernen. Sein Heer war durch die Pest und die Menge der Gefechte beynahe aufgerieben, und seine Schätze gänzlich erschöpft worden. Um jenem Mangel abzuhelfen, ergänzte er sein Heer mit Sklaven, Fechtern, und selbst mit den Banditen Dalmatiens, die er in Eid und Pflicht nahm. Um Geld zusammen zu bringen verkaufte er alle dem Reiche angehörigen beweglichen Güter, seinen kostbaren Hausrath, ja selbst seine vortreffliche Sammlung von Bildsäulen und Gemählden. Diese Versteigerung welche zwey Monate lang dauerte, warf eine Summe ab, welche hinreichte, um alle Kriegskosten zu bestreiten.

Mit verstärkter Macht gieng nun Antonin über die Donau, schlug die Deutschen in verschiedenen Gefechten, verbrannte ihre Häuser und Kornmagazine, und fügte besonders den Quaden in Niederungarn vielen Schaden zu. Aber plötzlich sah er sich auf seiner Laufbahn gehemmt, als ihn die Deutschen mit seiner ganzen Armee in einer engen Gegend so einschlossen, daß ihm nur zwischen Tod oder Gefangenschaft die Wahl übrig zu bleiben schien. Die unerträgliche Hitze des Tages, die Ermüdung von der langen Arbeit, und ein Durst der an Verschmach-

ten

ten gränzte, benahmen dem römischen Heere allmählich alle Kraft und allen Muth. Sie sahen, daß sie weder fechten noch sich zurückziehen konnten, daß sie sich entweder den verzweifeltsten Gefahren preis geben, oder eine Beute der schonungslosesten aller Feinde werden müßten. In dieser schrecklichen Lage, wo Kummer und Muthlosigkeit jedes Herz entmannte, rannte Aurelius durch die Glieder, und suchte umsonst ihre Hofnung und ihren Muth wieder zu beleben. Nichts war zu hören, denn Aechzen und Wehklagen, nichts zu sehen, denn die Miene des Schreckens und der Verzweiflung. Als nun ganze Glieder bereits verschmachtend niedersanken, als eben die Deutschen sich rüsteten, auf den kraftlosen Feind herab zu stürzen, so bewürkte, wie einige Schriftsteller versichern, das feierliche Gebet einer christlichen Legion einen Regenguß, der das verdurstete Heer augenblicklich erquickte. Mund und Hände und Helme sah man die Schmachtenden empor heben, um jeden Tropfen aufzufangen. Das nemliche Gewölke aber, das ihnen Erquickung und Erholung träufelte, schleuderte auf den Feind so schreckliche Hagelschlossen, und so ungeheure Blitze herunter, daß derselbe in Entsetzen und Unordnung gerieth. In dieser Lage griffen die gestärkten Römer ihn an, warfen ihn über den Haufen, und hieben den größten Theil seines Heers in Stücken.

Das war ein Wunder, eine unmittelbare Wirkung des christlichen Gebets! behaupten einige Schriftsteller, und viele andere erzählen es ihnen nach. Aber solltest du nicht sehen, junger Leser, daß die Sache an sich wahr seyn kann, ohne daß wir deswegen Ursache hätten, ein Wunder anzunehmen? Auf jeden Fall gab es gewiß bey dem römischen Heere keine ganze Legion heimlicher Christen. Denn es ward ja täglich da, wo die geweihten Adler standen, nach römischer Weise römischen Göttern geopfert, wobey die Soldaten zugegen seyn mußten. Auch errichtete der Kaiser bey diesem Sieg nicht dem Gott der Christen, sondern dem Platzregengeber Jupiter, ein Denkmal.

Ungeachtet dieses Sieges dauerte der Krieg doch noch mehrere Jahre lang fort. Der Kaiser hatte den Entschluß gefaßt, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er das Land der Markomannen und Quaden in eine römische Provinz verwandelt hätte. Allein der große Verlust an Mannschaft, den dieser Krieg seinem Heer bereits gekostet hatte, und der durch die Pest noch vermehrt wurde, bestimmte ihn, mit diesen Völkern unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen Frieden zu schließen. Die Quaden mußten ihm alle Ueberläufer und Gefangene ausliefern, und eine Menge Pferde und Ochsen geben. Mit den Markomannen und einigen andern Völkern schloß er ebenfalls einzelne Verträge, von denen ei-

ner mehr oder weniger vortheilhaft war als der andere, je nachdem die Nationen im Kriege mehr oder weniger gelitten hatten.

3.

Zunehmender Verfall des römischen Reichs. Neue Völker treten auf: Gothen, Alemannen, Franken und Sachsen.

Alle Blüthe und Macht des römischen Reichs schien mit dem Tode des Aurelius völlig dahin zu seyn. Es folgte nun eine Reihe von Kaisern, die entweder lasterhaft oder ohnmächtig, entweder muthwillig nachläßig, oder doch zu schwach waren, die Würde des Reichs zu behaupten. Des Aurelius Sohn und Nachfolger in der Regierung, Kommodus, pralte in Rom, er wolle den weiten Ocean zur Gränze seines Reichs machen. Er machte sich wirklich auf den Weg nach Deutschland, aber nicht lange konnte er seine Sehnsucht nach den Annehmlichkeiten Italiens verbergen. Als die verzärtelten Römer, die ihn umgaben, dieß merkten, boten sie ihre ganze Beredsamkeit auf, um ihn zur baldigen Heimkehr zu bewegen. Wie lange er noch Rom gegen die unfreundlichen Ufer der Donau hingeben möge, sagten sie zu ihm, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum,

nichts

nichts, was das Leben angenehm machen könne, anzutreffen sey? Ob er nicht aufhören werde, das gefrorne Donauwasser zu trinken, während andere sich in den warmen Bädern Italiens belustigten? Nur einige Freunde seines Vaters riethen ihm, eine zeitlang auszuhalten, bis er mit Lorbeern gekrönt zurückkehren, und eine Menge barbarischer Fürsten im Triumphe aufführen könnte. Allein Kommodus war taub. In der Eile brachte er durch Bestechungen einige deutsche Völkerschaften zum Gehorsam, und kehrte nun mit seinem Heer, das so weichlich als sein Anführer war, als anmaßlicher Sieger nach Rom zurück.

Einige der folgenden Kaiser hätten vielleicht die Herrschaft der Römer über einen großen Theil von Deutschland behauptet, wenn sie nicht der aufrührische Geist ihrer eigenen Soldaten daran verhindert hätte. Diese fanden ihre gute Rechnung bey einer neuen Kaiserwahl, auf die sie immer den meisten Einfluß hatten, und die ihnen deswegen viele Geschenke eintrug. Sie ermordeten daher den Regenten, der ihnen zu lang lebte, und setzten gegen eine ansehnliche Belohnung einen andern auf den Thron.

Solche Veränderungen auf dem römischen Throne, die einander gleichsam drängten, erleichterten den Deutschen die Befriedigung ihrer Lust, Einfälle in die römischen Besitzungen zu machen. Die Römer waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt,

als daß sie solchen Einfällen einen kraftvollen Widerstand hätten entgegen setzen können. Und so wie sich die Verfassung des römischen Reiches verschlimmerte, so waren die Deutschen ernstlich darauf bedacht, ihre eigene Macht durch genaue Vereinigung zu verstärken. Die verschiedenen abgetheilten Völkerschaften waren allmählig in größere Verbindungen zusammen getreten, deren Vortheile ihnen seit dem batavischen und markomannischen Kriege zu sehr in die Augen leuchteten. Sie sahen deutlich, daß sie durch dergleichen Verbindungen nicht nur ihre Freyheit glücklicher behaupten, sondern selbst auch Eroberungen machen konnten. Zwar behielt jede der zusammengetretenen Nationen noch ihre besondern Gesetze und Gewohnheiten, auch wohl ihre besondern Könige und Fürsten: aber oft wählten sie sich einen allgemeinen Heerführer, so wie sie überhaupt, wenn es auf Vertheidigung und Angriff ankam, in Verbindung handelten. Ein solcher neuer Staat oder Völkerbund nahm einen gemeinschaftlichen Namen an, der entweder von den mächtigsten und berühmtesten der verbundenen Völker entlehnt, oder auch ganz neu ausgesonnen war, und sich bald auf ihre Verfassung, bald auf die Art ihrer Waffen oder auf andere Umstände bezog. Daher erschienen seit dem Ende des zweyten und dem Anfange des dritten Jahrhunderts verschiedene deutsche Völkernamen, die vorher theils gar nicht, theils nur we-

nig bekannt waren. Dagegen kommen nun die alten Völkernamen selten vor, und verschwinden allmählig ganz aus der Geschichte.

Die berühmtesten dieser verbündeten Nationen, die wir jetzt näher kennen lernen wollen, bevor wir ihre Thaten erzählen, sind die Gothen, Alemannen, Sachsen und Franken. Alle waren von einander unterschieden und unabhängig, denn sie fochten oft gegen einander selbst, ob sie schon bisweilen zu gleicher Zeit, aber fast nie in Verbindung, wider die Römer zu Felde zogen.

Das furchtbarste unter den Völkern, welche die an der Donau gelegenen Provinzen beunruhigten, waren die Gothen. Anfangs wohnten sie an der Ostseeküste, um die Oder und Weichsel herum, und zogen dann in die Gegend des schwarzen Meers. Zur Zeit des markomannischen Krieges drängten sie sich gleich andern deutschen Völkern, aus ihren bisherigen Wohnsitzen hervor, und beunruhigten das römische Dacien durch ihre Streifereyen. Sie bekamen eine Zeitlang Geschenke von Rom, um es in Ruhe zu lassen; allein sie fühlten ihre Ueberlegenheit zu sehr, als daß sie ihre Raubbegierde hätten bändigen können. Sie giengen ungeachtet der Geschenke über die Donau, und verheerten Thracien. Der Kaiser Decius setzte sich ihnen entgegen, griff sie mehrmals an, und nahm ihnen die bereits gemachte Beute ab. Und damit keiner von ihnen wie-

wieder den Weg nach Hause fände, und in künftigen Zeiten den Römern beschwerlich fiele, suchte er ihnen zugleich den Rückzug abzuschneiden. Der römische General Gallus wurde zu dem Ende beordert, die Donau besetzt zu halten. Er selbst ließ sie nicht aus den Augen, und folgte ihnen bis an einen Sumpf, wo sie sich in Schlachtordnung stellten. Decius, ganz erfreut, daß er sie endlich zum stehen gebracht, setzte in sie, gerieth aber, durch seine Hitze sowohl als durch falsche Kundschafter verführt, in den Sumpf, und wurde mit seinem ganzen Korps von den Gothen niedergesäbelt.

So kränkend diese Niederlage den Römern seyn mußte, so wurden doch keine Anstalten gemacht, die Feinde dafür zu bestrafen. Vielmehr ward ein übereilter Friede geschlossen, und sie durften nicht nur ungehindert über die Donau setzen, sondern man versprach ihnen auch die Bezahlung eines jährlichen Tributs, wenn sie sich der Feindseligkeiten enthielten. Allein von einer so unruhigen Nation, als die Gothen waren, konnte man sich keine lange Ruhe versprechen. Die Schwäche des römischen Reichs, welche immer deutlicher in die Augen fiel, und die verwahrloseten und ohne Bedeckung gelassenen Gränzen waren zu starke Versuchungen, als daß sie ihrer gleichsam natürlichen Raubgier hätten Einhalt thun können. Sie setzten daher ihre Streifereyen nicht allein in das Innerste von Thracien und Illyrien

rien fort, sondern sie wurden auch lüstern nach den asiatischen Reichthümern, von denen sie nun, da sie in der Nähe waren, allerley gehört haben mochten. Ein Theil von ihnen ließ sich von den am Bosphorus wohnenden Thraciern auf Schiffen übersetzen, die ihre ungebetenen Gäste, deren sie längst gerne los gewesen waren, mit Vergnügen andern zuführten. Ausser einigen Verwüstungen konnten sie aber dießmal wenig ausrichten, nur daß sie Asien näher kennen lernten, und nach seinen Schätzen desto begieriger wurden. Sie kehrten zurück um mit größerer Macht wieder zu kommen. Jetzt begnügten sie sich, nicht mit der Verheerung des platten Landes, sondern sie versuchten ihr Heil auch an den Städten, und eroberten sogar die feste Stadt Trapezunt, wo sie unsägliche Beute machten, mit der sie vergnügt nach Hause kehrten. A!s die zu Hause gebliebenen die großen Reichthümer sahen, wollten sie ihr Glück ebenfalls in Asien suchen, plünderten und raubten ohne Widerstand; und kamen eben so glücklich wieder in ihre Heimat. Seitdem wurde das Reich der Gothen immer mächtiger, und in der Mitte des vierten Jahrhunderts erhob es der erobernde König Ermanarik zu einer fürchterlichen Größe. Die Herrschaft dieses zweyten Alexanders erstreckte sich vom Don bis an die Theis, und sehr weit gegen Norden. Aber noch unter Ermanarik, um's Jahr Christi drey hundert und sieben und sech-

zig, trennte sich die gothische Monarchie in zwey Reiche, das ostgothische und westgothische. Die Ostgothen, deren Hauptsitz am schwarzen Meere war, beherrschte Ermanarik: die Westgothen, in Dacien und Podolien, standen anfangs unter verschiedenen kleinen Königen, unter denen Athanarik und Fritigern das meiste Ansehen behaupteten.

Die Streifzüge der Gothen in die kultivirten römischen Provinzen blieben nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf ihre eigene Kultur. Unter andern waren die Gothen die erste deutsche Nation, welche die christliche Religion annahm. Dieß geschah auf folgende Veranlassung.

Bey einem von den Einfällen, welche die Gothen in die römischen Provinzen machten, hatten sie unter andern einige Christen mit sich gefangen fortgeführt. Diese mußten nun nach deutscher Sitte Leibeigene werden, suchten aber ihren Herren die Grundsätze der christlichen Religion bekannt zu machen. Mehre Gothen fanden daran Geschmack und ließen sich taufen. Seit dieser Zeit fieng das Christenthum an, sich unter ihnen zu verbreiten. Die Zahl der Christen wurde noch grösser unter ihnen, als ein christlicher gelehrter Gothe, Namens Ulphilas, sich die Mühe nahm, die Bibel in die gothische Sprache zu übersetzen. Er war so klug, daß er aus seiner Bibelübersetzung die biblischen Bücher wegließ, welche von den Kriegen der jüdischen

Könige

Könige handelten; weißt du auch warum, junger Leser? Damit die Neigung der Gothen zum Kriege, durch das Lesen der Geschichte der jüdischen Kriege, nicht etwa noch mehr verstärkt werden möchte. Ulphilas erfand auch für die gothische Sprache eine ganz eigene Schrift, und lehrte wohl auch mehrere Gothen dieselbe lesen; denn sonst würde ihnen seine Bibelübersetzung nichts genützt haben. Da damals die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so ließ er von seiner Bibelübersetzung mehrere Abschriften machen und suchte die Bibel unter den Gothen zu verbreiten. Von einer Abschrift dieser ältesten deutschen Bibelübersetzung sind noch Stücke vorhanden. Unter andern findet sich eines davon auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Hier geb ich meinen jungen Lesern einige Zeilen aus dem gothischen Vaterunser zur Probe, wie es Ulphilas übersetzt hat. Einige Aehnlichkeit zwischen dem damaligen und heutigen Deutsch werdet ihr doch wohl in manchen Wörtern finden. Unter jedem gothischen Worte steht das heutige Deutsche geschrieben.

Atta unsar thu in Himinam,
Vater unser du im Himmel,
weihuai Namo thein.
geweiht (geheiliget werde) der Name dein.
Jah ni briggais uns in Fraistubnjai;
Und nicht bring (führ) uns in Versuchung;
ak lausei uns af thamma Ubilin.
sondern erlöse uns von dem Uebel.

Noch ehe die Gothen sich den Römern so furchtbar machten, stellten sich ihnen die tapfern Alemannen entgegen, welche ihren Namen ohne Zweifel daher hatten, weil sie aus allerley Stammhorden bestanden. Sie hatten ihren ursprünglichen Sitz zwischen dem Rhein und Neckar; bald aber dehnten sie sich weiter nach der Donau hin und über den Rhein aus. Zuletzt vereinigten sich mit ihnen die Sueven, von denen Alemannien den Namen Schwaben bekam. Sie gehorchten keinem allgemeinen Oberhaupte, sondern jedes der Völker, aus denen diese Verbindung bestand, behielt seine eigene Verfassung bey. Ihre Länder waren in Gauen abgetheilt, von denen einer oder mehrere unter einem eigenen Fürsten oder Könige standen.

Nicht lange nach den Alemannen traten die Franken auf, die aus allen den deutschen Horden bestanden, welche vom Ufer des Niederrheins an bis an das Ufer des deutschen Meers und die Elbe hin wohnten. Allem Ansehen nach vereinigten sie sich gegen die Römer zu einem Bunde, der die Vertheidigung der deutschen Freyheit zur Absicht hatte, und daher, oder weil sie ihre Freyheit vom römischen Joche wirklich behaupteten, und disseits des Rheins nichts litten, was römisch war oder ihre Freyheit untergraben konnte, ist vermuthlich der Name Franken oder freye Leute entstanden. Sie gehorchten, wie die Alemannen, keinem gemeinschaftlichen Könige, son-

sondern die Nation bestand aus verschiedenen Stämmen, von denen vielleicht jeder seinen eigenen König oder Fürsten hatte. Ihr Ruhm verdunkelte allmählich den Ruhm aller übrigen deutschen Völker.

Die Sachsen wohnten zuerst oberhalb des Ausflusses der Elbe, also im jetzigen Mecklenburg. Bald aber rückten sie ihre Wohnsitze auf die linke Seite der Elbe, so daß sich dieselben, längst der Ostsee und Nordsee, von dem Rhein und der Weser bis über die Elbe erstreckten. Sie bestanden aus verschiedenen zusammengetretenen niederdeutschen Völkerschaften, waren in Stämme und Gauen getheilt, standen aber nicht unter einem gemeinschaftlichen Könige, sondern unter kleinen Fürsten oder Heerführern. Den Römern wurden sie schon zu den Zeiten des Kaisers Mark Aurel bekannt, und sie thaten nicht nur manchen Streifzug über den Rhein, sondern sie schlichen sich auch mit ihren kleinen Schiffen längs den Küsten hin, drangen aus den Mündungen der Ströme Landeinwärts, und setzten ihre Seeräubereyn von den Orkneys-Inseln bey Schottland bis an die spanischen Küsten fort.

Alle diese Völker machten den Römern sehr viel zu schaffen, und brachten sie öfters ins größte Gedränge. Zwar zogen sie niemals gemeinschaftlich zum Kampfe aus, aber alle hatten doch nur Eine Absicht. Die Macht der Römer zu stürzen, und sich ihrer schönen Provinzen zu bemächtigen, das war ihr

höchstes Bemühen. Das schlimmste für die Römer war, daß sie von deutschen Barbaren oft an verschiedenen Orten zugleich beschäftiget wurden. Wenn sie am Niederrhein mit den Franken und Sachsen zu thun hatten, mußten sie zu gleicher Zeit wider die Alemannen am Oberrhein und an den Gränzen von Italien, und auch wider die mächtigen Gothen an der Donau und am schwarzen Meere fechten. Dadurch wurden sie zuweilen so ins Gedränge gebracht, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie den Deutschen Geld bezahlten, um nur wenigstens auf einige Zeit wieder vor ihnen Ruhe zu haben. Aber wehe dem Volke, das erst einen Fremden Geld geben muß, wenn es vor seinen Einfällen und Verwüstungen sicher seyn will! Dadurch giebt es ja deutlich genug zu erkennen, daß es zum Widerstande zu ohnmächtig ist. Wurde das Geld nicht richtig oder zur gehörigen Zeit bezahlt, oder wandelte überhaupt den Deutschen die Lust zum Plündern an, dann giengen die Einfälle und Verwüstungen im römischen Gebiet immer wieder von vorne an. Die Lust zum Plündern und zum Verwüsten stellte sich aber ziemlich häufig bey ihnen ein. Von der Arbeit waren sie keine sonderlichen Freunde, dagegen liebten sie den Krieg über alles. Die Römer hatten daher bey allem Gelde, das sie den Deutschen bezahlten, doch wenig Ruhe vor ihnen. Zuweilen geschah es wohl auch, daß die Franken und Alemannier bey ihren

Ein-

Einfällen in die römischen Provinzen tüchtig zurückgeschlagen wurden, und daß nur wenige von ihnen wieder in ihr Vaterland zurückkamen. Die Römer suchten dann auch wohl ihre Gränzfestungen an diesen Flüssen wieder herzustellen. Aber dergleichen unglückliche Zufälle schreckten die Deutschen nicht von neuen Versuchen ab. Sie erholten sich immer bald wieder von ihren Niederlagen, und dann fiengen sie immer wieder von neuem an. Hatten sie davon auch weiter keinen dauerhaften Vortheil, so gewannen sie doch wenigstens soviel dadurch, daß den Römern der Gedanke endlich ganz vergieng, disseits des Rheins und der Donau auf deutschem Boden Eroberungen zu machen. Sie hatten vollauf zu thun, um nur ihr Gebiet jenseits jener Flüsse noch zu behaupten.

4.

Kultur- und Sittengemählde. Verbreitung des Christenthums unter dem Kaiser Constantin dem Grossen.

Deutschland war in dieser Zeit, da seine Bewohner ein so unstetes kriegerisches Leben führten, beständig noch, wie in den allerältesten Zeiten, ein rauhes, unkultivirtes Land. Undurchdringliche Wälder und große Moräste und Sümpfe nahmen den

gröss-

größten Theil des deutschen Bodens ein. Die Einwohner hatten noch immer blonde und röthliche Haare, blaue Augen und eine riesenmäßige Gestalt, welche die Furcht der verzärtelten Römer manchmal noch vergrößert haben mag. Nach den Berichten derselben waren die Burgunder, eine deutsche Nation an der Donau, sieben Fuß hoch, und die Franken nahmen sich gegen die römischen Soldaten gar als Thürme aus. In dem großen, rüstigen und abgehärteten Körper wohnte der unerschrockenste Kriegsgeist, die unbändigste Freyheitsliebe, die unerschütterlichste Kühnheit. Die Sachsen fühlten sich nicht glücklicher, als wenn ein Abentheuer das andere drängte, als wenn ihr kleines Schiff von Sturm und Wellen recht herumgeschleudert wurde. Nordischer, scharfer Frost, war ihnen das angenehmste Klima. Diesem Klima war ihre Kleidung angemessen, welche meistens aus Häuten und Pelzen bestand. Die Franken und Alemannen liebten knappanliegende Kleider, und sie bedeckten ihre Hüften entweder mit Hosen von Leinwand oder Leder, oder mit einer bis an die Wade reichenden Schürze, die, wenn sie aufgezogen war, das Knie blos zeigte. Um den Leib trugen sie einen Gurt, an den Füßen borstige Schuhe, die bis an die Knöchel reichten.

Ein auffallender Unterschied fand bey den damaligen Deutschen in Ansehung der Behandlung der Kopfhaare statt. Die Köpfe der Sachsen starrten,

so

so wie bey den Catten, von vielen Haaren, und ihr Bart durfte ungestört fortwachsen. Bey den Franken hingegen waren die Haare auf dem Wirbel und Hinterkopfe abgeschnitten, und die äussern über die Stirne gekämmt, auch erschien das Gesicht ganz glatt geschoren. Langes Haar aber machte eine Zierde ihrer Edeln aus, besonders wenn es in Locken über die Schultern herabwallte. Die Gothen trugen ihre Haare zurückgelegt und gekräuselt.

Die Häuser oder Hütten der damaligen Deutschen bestanden meistens aus übereinander geschichteten Balken. Sie standen noch einzeln, nicht in Gassen, und es war für das Freyheitsgefühl der Deutschen, für ihre unbändige Neigung zu Streifereyen noch immer etwas unerträgliches, sich in eine Stadt eingeschlossen zu sehen. Ihre liebsten Speisen gewährte ihnen die Jagd.

Die Waffen der Deutschen waren jetzt mannigfaltiger und furchtbarer, als einige Jahrhunderte früher. Zwar verwahrten sie ihren Kopf noch selten, und ihre Brust und ihre Glieder durch weiter nichts, als durch den Schild; aber die Franken hatten, ausser dem Wurfspieße, noch eine Streitaxt, einen Hackenspieß, und einen Stoßdegen. Mit der zweyschneidigen Streitaxt trafen sie ein ziemlich entferntes Ziel. Ihr Hackenspieß von mittlerer Länge, fast am ganzen Schaft mit Eisenblech überzogen, und sowohl über als unter der Spitze mit Widerhacken ver-

versehen, war eben sowohl auf den Wurf, als auf den Stoß eingerichtet. Die Wunde welche er beybrachte, konnte wegen der Widerhacken nicht geheilt werden, und blieb er im Schilde stecken, so trat der herbey gesprungene Franke sogleich auf den Schaft, der Schild wurde weggerissen, und der Feind war verloren. Die Franken brauchten wenig Pferde, und ihr Angriff zu Fuß war so lebhaft, daß sie beynahe ihren Wurfspießen zuvoreilten. Die Gothen, die hingegen meistens zu Pferde fochten, führten kleine, runde Schilde und kurze Degen; ingleichen Bogen von ungewöhnlicher Größe, welche die Gestalt des abnehmenden Mondes hatten. Ueber ihren Schaaren flatterten Fahnen aus langen bunten Streifen zusammen gesetzt, die vom Winde aufgeblähet, fliegenden Drachen glichen, und ein auffallendes Rauschen und Pfeifen hervorbrachten. Ihr Lager schlossen sie durch eine Wagenburg ein. Die Wagen waren meistens mit Ochsen, zuweilen aber auch mit Hirschen oder Rennthieren, bespannt. Die Sachsen bedienten sich eines eigenthümlichen Streitmessers, welches sie Sachs nannten, und von welchem sie ihren Namen bekommen haben sollten.

Im Allgemeinen behielten die Deutschen zwar noch immer die Religion bey, die von ihren Vorfahren auf sie gekommen war. Indessen waren sie doch für ihre Meinungen nicht so sehr eingenommen, daß sie gegen jede bessere Belehrung ihr Ohr verstopft hät-

hätten. Ihre Kriege mit den Römern brachten ihnen unter andern den Vortheil, daß sie früh die christliche Religion kennen lernten, und verschiedentlich auch annahmen.

Als sich das Christenthum in allen Provinzen des römischen Reichs schon ziemlich ausgebreitet hatte, kamen im Jahre achtzig nach Christi Geburt römische Legionen an den Rhein, um die römischen Gränzen gegen die Einfälle der Deutschen zu decken. Unter den römischen Soldaten mochte sich wohl auch mancher heimliche Christ befinden; denn die neue Lehre öffentlich zu bekennen, war sehr gefährlich, weil mehrere römische Kaiser es für Recht und Pflicht hielten, die Christen zu verfolgen, eine Meinung, die vielen tausend Christen das Leben kostete. Mit einer von den römischen Legionen, welche damals die Gränzen des Reichs deckten, soll ein gewisser Christ, Namens Crescens, nach Maynz gekommen, in den jenseitigen Rheingegenden besonders um Maynz und Speier das Christenthum gelehrt haben, und sogar der erste Bischof von Maynz gewesen seyn. Unter den Bischöffen der damaligen Zeit müßt ihr euch aber keine solche vornehme und reiche Herren denken, wie heut zu Tag die Bischöffe sind; sondern bey den ersten Christen waren die Bischöfe weiter nichts, als Lehrer der christlichen Gemeine, so wie etwa bey uns die Prediger. In die Moselgegenden, besonders ins Trierische, soll sogar ein

gewisser Maternus von dem Apostel Petrus selbst geschickt worden seyn, um dort die Religion Jesu zu predigen. Das aber ist gewiß, daß es schon zwey hundert Jahre nach Christi Geburt christliche Gemeinen in mehreren römischen Städten jenseits des Rheins und der Donau gegeben hat, z. B. in Maynz, Trier, Cölln, Worms, Speier und Augsburg. Noch mehr aber nahm die Zahl der Christen in diesen Gegenden zu, als im Jahre drey hundert und eilf der christlichen Zeitrechnung der römische Kaiser Constantin der Große, selbst ein Christ geworden war, und die nachfolgenden Kaiser sich zur christlichen Religion bekannten. Schon der erste christliche römische Kaiser, Constantin, war so äusserst thätig für die Ausbreitung des Christenthums besorgt, daß in Kurzem vielleicht der größte Theil seiner Unterthanen in den römischen Provinzen, sich zu demselben bekannte, und die oben genannten deutschen Städte alle ansehnliche Bischöfe hatten. Eben dieser Kaiser trug auch sehr viel zur Verschönerung jener Städte jenseits des Rheins und zur Verbesserung und mehrerem Anbau der dasigen Gegenden bey. Besonders that er viel für die Stadt Trier, welche durch ihn zu einer der schönsten und prächtigsten Städte des römischen Reichs gemacht, und deshalb damals das zweyte Rom genannt wurde. Fabriken und Manufakturen waren dort in dem blühendsten Zustande, es wurde dort römisches Geld geprägt

und

und eine daselbst angelegte Schule war weit und breit im römischen Reich berühmt. In den Ländern disseits des Rheins und der Donau, welche damals eigentlich nur Deutschland ausmachten, waren freylich die deutschen Völker noch Heiden. Doch kann es sehr wohl seyn, daß auch in den Gegenden, wo die Römer disseits des Rheins sich festgesetzt hatten, wie z. B. in Schwaben, hier und da ein Deutscher, der unter Römern lebte, das Christenthum angenommen hat; aber freylich waren das nur sehr wenige.

5.

Die Deutschen werden von Constantin dem Großen und Julian besiegt.

Kein römischer Kaiser wußte die tapfern Deutschen so nachdrücklich im Zaum zu halten, als eben der Constantin, welcher zur Verbreitung des Christenthums so viel beytrug. Er gieng über den Rhein, und besiegte die Franken in ihrem eigenen Lande. Um ihnen Schrecken einzuflößen, ließ er die gefangenen Deutschen und ihre Fürsten in den öffentlichen Schauspielen mit wilden Thieren kämpfen, und unter dem Geklatsche der sich so gesittet dünkenden Römer zerreissen. Seine Siege über die Franken kamen ihm so wichtig vor, daß er das Andenken an dieselben durch

durch ein besonderes Fest zu verewigen suchte. Auch den Völkern an der Donau, den Gothen und Sarmaten, zeigte er sich furchtbar. Die Sarmaten, die zwischen dem karpathischen Gebirge, dem Don, der Weichsel und der Ostsee, (die Polen in Südrußland) wohnten, wurden erst durch die Römer, hernach durch die Gothen, und endlich durch ihre eigene Leibeigene, denen sie die Waffen in die Hände gegeben hatten, so ins Gedränge gebracht, daß einige hundert tausend von denselben bey den Römern Schutz suchten, welche Soldaten und Bauern aus ihnen machten. Die Gothen entschlossen sich gleichfalls, den Römern ein Heer von vierzig tausend Mann in Sold zu geben.

Die Gefahr, in welcher sich der östliche Theil des römischen Staates, wegen der Einfälle der Gothen und anderer deutschen Völker, befand, war eine von den Hauptursachen, welche den Constantin bewogen, eine Veränderung mit dem bisherigen Sitze des Kaiserthums vorzunehmen. Die Hauptstadt Rom hatte seit den ewigen Kriegen und Unruhen schon lange keinen Kaiser in ihren Mauern beherbergt. Constantin gieng nach Kleinasien, voll von dem Gedanken, der Welt eine Hauptstadt zu geben. Er wählte zur Ausführung seines Vorhabens anfangs eine Gegend in der Nähe der Stadt Chalcedon. Ein Adler aber, wie man erzählt, hob die Linie auf, mit der man die Ringmauer abstechen

wollt

wollte, und trug sie nach Byzanz hinüber, eine Stadt am schwarzen Meere. Hier beschloß Constantin daher den Sitz des Reichs zu gründen, und man muß gestehen, daß die Natur selbst diesen Fleck mit allen Schönheiten und Bequemlichkeiten ausgerüstet habe, die einem Gewalthaber den Gedanken eingeben konnte, sie zum Sitz seines Reichs zu erheben.

Rom war jetzt nicht mehr jene Stadt, von deren Erhaltung das römische Reich abhing. Nicht hinter den Alpen saß, wie vordem, der furchtbarste Feind des Reichs, sondern hinter dem Eufrat, an und hinter der Donau bis nach dem Donflusse hin. Beyde Feinde konnten besser beobachtet, beyden konnte schnell begegnet werden, wenn an der Gränze von Europa und Asien, da wo Byzanz stund, alle Macht wie auf einen Mittelpunkt zusammen gezogen wurde. Nehmet nur eure Karte zur Hand, junge Leser, und ihr werdet bald sehen, daß die Lage von Byzanz den Constantin auffodern mußte, den Hauptsitz dahin zu verlegen. Auf europäischem Grund und Boden erbaut, hat Constantinopel (so wurde es nach seinem Erbauer genannt) gegenüber die vormals mit volkreichen Städten angefüllte fruchtbare Küste von Kleinasien liegen; zur Rechten Aegypten und Afrika, zur Linken das schwarze Meer. Die linke Seite der Stadt begränzt ein geraumer sicherer Hafen; die südliche wird von den Fluthen des Pro-

pons

pontis, oder Mar di Marmora bespült; der Bosphorus und der Hellespont öffnen und schließen die Schiffahrt aus dem schwarzen ins mittelländische Meer und umgekehrt; welch' eine Lage für den Handel mit den Morgen und Abendländern, und mit dem europäischen Norden!

Constantin schloß das alte Byzanz in seine neue Stadt ein, die er mit den vornehmsten Kostbarkeiten aus Griechenland und Italien ausrüstete. Alles zeugte von der Prachtliebe und dem Reichthume des Erbauers. Ein kaiserlicher Pallast, so groß und prächtig als der in Rom, ein Kapitolium, ein Amphitheater, und manches andere herrliche Gebäude stieg in der neuen Kaiserstadt empor, und die öffentlichen Plätze bekamen an Säulengängen und öffentlichen Bädern eine prachtvolle Einschließung. Die großen Freyheiten und Vorrechte, welche die Einwohner erhielten, lockten ganze Schaaren von Familien aus den benachbarten Ländern herbey; auch wurde die Volksmenge der neuen Residenzstadt durch die Leute vermehrt, die, nach einer kaiserlichen Verordnung, keine Länder erkaufen oder ererben durften, wenn sie in der Residenzstadt kein neues Haus bauten. So wurde Constantinopel bald eine der größten, schönsten und volkreichsten Städte. Constantin gab aber auch dadurch Gelegenheit, daß der römische Weltstaat in der Folge in zwey von einander auf ewige Zeiten abgesonderte Reiche zerfiel.

Kei-

Keine unmittelbare Veränderung brachte diese Begebenheit in der Staatsverfassung hervor. Roms Einwohner unterwarfen sich, wiewohl ungerne, ihrem Schicksal. Auch ereignete sich, zwey oder drey Jahre hindurch wenig Merkwürdiges im Reiche bis die Gothen, wahrnehmend, daß die Römer ihre Besitzungen von der Donau zurückgezogen hätten, ihre Einbrüche erneuerten, und das Land mit unerhörter Grausamkeit verwüsteten. Constantin trieb sie jedoch bald zu Paren und das mit solcher Schärfe, daß ihrer beynahe hundert tausend durch Kälte und Hunger umkamen. Dadurch aber, daß Constantin so viele Franken, Alemannen, Gothen und andere Deutsche in Kriegsdienste nahm, auch verschiedene zu wichtigen Staatsämtern beförderte, scheint er dem Reiche sehr geschadet zu haben; wenigstens gab dieß Gelegenheit, daß die Deutschen mit der römischen Kriegskunst und der übrigen Verfassung immer bekannter wurden. Noch mehr Tadel aber verdient dieß, daß der Kaiser die Besatzung aus den Gränzfestungen, die hin und wieder am Rhein und an der Donau angelegt waren, größtentheils heraus zog und tiefer ins Land in die Städte verlegte. Denn wenn auch Constantin die Absicht hatte, den Städten dadurch aufzuhelfen, so war doch nichts natürlicher, als daß jene ehemaligen Beschützer der Reichsgränzen in den Städten durch Schauspiele und andere Vergnügungen noch weich-

li-

licher wurden; und den Rest von alter Kriegszucht den sie noch hatten, vollends verloren, die furchtbaren Nachbaren aber desto mehr gereitzt wurden, die Gränzen zu überschreiten, an denen sie jetzt fast keinen Widerstand mehr antrafen.

Wie wenig Constantin die Ruhe des Reichs befestiget hatte, ergab sich nach seinem Tode aus der Geschichte seines Sohnes Constantius. Ein gebohrner Deutscher, Namens Magnentius, welcher einige römische Legionen kommandirte, konnte diesem sogar die Herrschaft über Gallien streitig machen, und auch einige Zeit sein Nebenbuhler in Behauptung des kaiserlichen Titels seyn. Kaum hatte Constantius diesen kühnen Barbaren besiegt, so eilte er in die Arme der Wollust zurück, und hielt die Augenblicke, die er ferner zur Vertheidigung des Reichs verwenden sollte, für verloren. Unter ihm stieg das Verderben des Hofes aufs höchste. Verschnittene und Maitressen beherrschten damals das berühmte römische Reich. Die wenigen rechtschaffenen Diener des Staats, die noch übrig waren, wurden der Verläumdung, der Schmeicheley, dem Ehrgeitz und Eigennutz der verderbten Höflinge Preis gegeben.

Diese Schwäche der Regierung benutzten die Alemannen, welche die Gegenden des heutigen Schwarzwaldes, Breisgaues und Badens im Besitz hatten, und machten zum öftern so verwüstende

Ein-

Einfälle in Gallien, daß sich der Kaiser endlich entschloß, ihnen persönlich an der Spitze seines Heeres entgegen zu gehen. Er wollte bey Augst unweit Basel eine Brücke über den Rhein schlagen, wurde aber durch einen gewaltigen Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, welche die Alemannen auf die Arbeiter abschossen, verhindert. Doch fanden die Römer Gelegenheit, des Nachts an einem seichten Orte, der ihnen gezeigt ward, über den Rhein zu setzen. Die Alemannen baten um Frieden, und der Kaiser, der sich längst in seine Residenz zurücksehnte, bewilligte ihn gern, schärfte jedoch seinen Truppen nachdrücklich ein, daß er es nicht aus Zaghaftigkeit, sondern aus Leutseligkeit gegen die Alemannen thäte. Aber eben daher war die Ruhe nicht von Dauer. Constantius war noch in Italien, als die Nachricht einlief, daß die Alemannen, Franken und Sachsen über den Rhein gegangen und den Römern mehr als vierzig Städte, namentlich Strasburg, Zabern, Speier, Worms, Maynz und selbst Cöln, entrissen hätten, und alles aufs schröcklichste verwüsteten.

In dieser Verlegenheit wußte sich der schwache Kaiser nicht anders zu helfen, als daß er seinen Vetter Julian zum Reichsgehülfen erklärte, und ihm die Kriegsangelegenheiten in Gallien und am Rhein übertrug.

Eine glücklichere Wahl hätte der Kaiser nicht treffen können. Julian, der wegen seiner Verfolgung der Christen den Beynamen Apostata (der Abtrünnige) erhielt, besaß vorzügliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Frühe schon hatte er die Schriften der griechischen Philosophen studirt, und sich in ihrer Schule gebildet. Er war klug, tapfer, enthaltsam und von unermüdeter Thätigkeit. Einem Alexander im Felde, einem Mark Aurel in der Staatsverwaltung zu gleichen, war sein Ehrgeiz; die Liebe der Tugend und eine feurige Ruhmbegierde wurden seine herrschenden Leidenschaften. Er verschmähte jede Weichlichkeit und Leckerey, und begnügte sich mit der einfachsten und nothwendigsten Befriedigung der Naturbedürfnisse. Die Kost des gemeinsten Soldaten war die seinige, Wasser sein einziges Getränk, und die bloße oder mit einem Teppich bedeckte Erde sein Bette. Sein Schlummer war kurz und unterbrochen. Mitten in der Nacht stand er auf, endigte irgend ein dringendes Geschäft, visitirte die Wachen, oder studirte. Bald brachte er ein anderes Leben in die muthlose römische Armee in Gallien, aber er fand zugleich an den Deutschen sehr furchtbare Feinde. Zwar nahm er ihnen einige Städte am Rhein wieder ab; inzwischen streifte aber eine Parthey Alemannen sogar bis nach Lion, und machte die Gegend umher zur Wüste. Endlich kam es in der Gegend von Strasburg, wo sich die Haupt-

macht

macht der Alemannen zusammen gezogen hatte, zu einem Treffen, im Jahr drey hundert und sieben und funfzig nach Christi Geburt. An der Spitze der Deutschen stund der furchtbare König Knodomar, vor dessen Namen ganz Gallien zu zittern gewohnt war. Ihn begleiteten sechs andere alemannische Könige, zehen Fürsten von königlichem Geblüte, alle Edeln der Nation, und fünf und dreyssig tausend geübte Streiter. Voll Trotzes ließen sie dem Julian durch einen Botschafter befehlen, das Land zu räumen. Aufgebracht hierüber rüsteten sich die Römer zum Kampfe, und Knodomar seiner Seits ordnete sein Heer mit einer Klugheit, die nichts weniger als den Barbaren verrieth. Da er wahrnahm, daß die Feinde den Kern ihres Heers auf dem rechten Flügel gesammelt hatten, so stellte er die Hauptstärke des seinigen auf den linken. Um auch der geharnischten Reuterey desto besser beykommen zu können, stellte er zwischen seiner Reuterey leicht bewafnete Fußknechte, welche, während jene angriffen, zwischen die Glieder schlüpfen, die Pferde in den Bauch verwunden, und die Reuter aus dem Sattel heben sollten. Er selbst übernahm die Führung dieses Flügels. Sein hoher Wuchs, sein kriegerisches Ansehen, sein unbändiges Streitroß, und sein brausender Federbusch machte ihn Freunden und Feinden kenntlich. Der Kampf war von beyden Seiten langwierig und hartnäckig, aber endlich errang Julian,

wiewohl mit der äussersten Anstrengung, den Sieg. Sechs tausend Deutsche blieben auf dem Platze; ungefähr eben so viele wurden von den nachsetzenden Feinden in den Rhein gesprengt. Knodomar, der in eine umbuschte Anhöhe am Fluß geflüchtet war, wurde erkannt und gefangen genommen. Ein glorreicher Sieg war gewonnen, und Gallien dießmal gerettet.

Kaum hatte Julian die Todten bestattet, und Beute und Gefangene in Sicherheit gebracht, als er bey Maynz über den Rhein gieng, und die Deutschen in ihrem eigenen Gebiete heimsuchte. Zehen Meilen weit drang er den Mayn hinauf, und an beyden Ufern des Flusses ward alles verwüstet und geplündert, dann aber setzte ein ungeheurer Wald seinem fernern Vordringen ein Ende. Dieser Wald war dicht und finster, die Wege verheert und verrammelt, der Boden voll Hölen und Schlüchte, deren jeder seine Schritte mit ungesehenen Gefahren bedrohte. Diesen Gefahren seine Kriegsleute blos zu stellen fand er nicht für rathsam; daher gieng er über den Rhein zurück, nachdem er mit den Alemannen einen zehenmonatlichen Waffenstillstand geschlossen hatte.

Da die Salier und Chamaver, zwey fränkische Völkerschaften, welche die Mündungen des Rheins und der Maas besetzt hielten, die Schiffahrt auf diesen beyden Strömen hinderten, so beschloß Julian

lian sie zu verjagen. Zuerst fiel er so unvermuthet über die Salier her, daß sie um Frieden baten. Dann zog er einen Kordon längs des Rheins, der von Cöln bis zum Ocean reichte. Ueberall wurden die Chamaver aufgejagt, in die Enge getrieben, und zusammen gehauen. Da sie sich aller Hülfsquellen beraubt sahen, so baten sie um Frieden, der ihnen unter der Bedingung zugestanden wurde, daß sie zuerst Geißeln lieferten. Sie ersuchten den Sieger, sich an den Gefangenen genügen zu lassen, die bereits in seinen Händen wären. „Diese, sagte er, hat mir der Krieg gegeben; ich verlange den Sohn eures Königs.“ Ein jammervolles Stillschweigen folgte. „Ach, rief der König, mein Sohn ist hin. Das mörderische Schwert hat ihn gefressen, und was ich bisher nur als Privatmann beweint, wird jetzt das Unglück meines ganzen Volkes.“ Julian winkte, und der Todbeweinte Jüngling trat lächelnd herein. „Sieh' hier deinen Sohn, sprach Julian zu dem staunenden Vater. Deine Unbesonnenheit opferte ihn; aber die Götter, und die Römer haben ihn dir erhalten. Er bleibe bey mir, mehr jedoch als Denkmal meiner Menschlichkeit, denn als Unterpfand eurer Treue. Solltet ihr Chamaver ruchlos genug seyn, euren heilig beschwornen Eid zu brechen, so werden wir eure Treulosigkeit zu rächen wissen, ohne daß der Unschuldige dafür büßen dürfe.“

Inzwischen war auch der Waffenstillstand mit den Alemannen zu Ende gegangen. Daher gieng Julian von neuem über den Rhein, und richtete in ihrem Gebiete schröckliche Verwüstungen an. Um nicht gänzlich aufgerieben zu werden, unterwarfen sich die erschrockenen Alemannen. Aber kaum waren die Römer abgezogen, so rüsteten sie sich von neuem zum Kriege. Entschlossen, den Römern den Uebergang über den Rhein zu verwehren, besetzten sie das Ufer des Flusses, und richteten sich in allen ihren Bewegungen nach denen der Römer. Julian wagte es nicht, im Angesicht der Feinde einen Uebergang zu unternehmen, aber eine sehr einfache Kriegslist war hinreichend, den unerfahrnen Feind zu täuschen. Dreyhundert leicht bewafnete Soldaten setzten sich zur Nachtzeit in vierzig kleine Boote, fuhren in der Stille eine Strecke den Strom hinunter, und landeten in einiger Entfernung vom feindlichen Lager. Gerade kamen die feindlichen Heerführer von einem nächtlichen Gelage zurück. Halbtrunken stießen sie auf die römischen Abentheurer, und sprengten bestürzt ins Lager zurück. Weil sie glaubten, das ganze feindliche Heer sey in Anzuge, so ergriefen sie erschrocken die Flucht, und gaben ihr fruchtbares Land der Verheerung preis. Bis an die Gränzsteine, die das Gebiet der Alemannen von der Burgunder ihrem schied, drang Julian vor, nahm sechs Könige in Eid und Pflicht, befreite zwan-

zig

zig tausend Römer aus der Gefangenschaft, und endigte damit siegreich seine Feldzüge gegen die Deutschen.

6.

Umfang des römischen Reichs zur Zeit seines Verfalls. Die Völkerwanderung.

Die Kriege mit den Deutschen nahmen sogleich wieder ihren Anfang, als der tapfere Julian im Jahr drey hundert und drey und sechzig der christlichen Zeitrechnung, in einem Feldzuge gegen die Perser, umgekommen war. Nur zwanzig Monate hatte er das Reich als Kaiser beherrscht. Seine Nachfolger waren weniger glücklich in Bekriegung der Feinde des Reichs, und besonders wurden die Einfälle verschiedener deutscher Nationen immer verheerender und gefährlicher. Sichtbar schwand der so lange behauptete Kriegsruhm der Römer dahin; die Deutschen hingegen waren noch eben das kriegerische, freyheitliebende und unternehmende Volk, wie es sich den Römern zuerst bekannt gemacht hatte. Zwar verschafte ihnen die römische Bekanntschaft einige Verfeinerung, die aber ihrer Stärke mehr vortheilhaft als nachtheilig war. Sie hatten in der Kriegskunst von den Römern gelernet und die Art

ihrer

ihrer Waffen verbessert. Durch ihre Vereinigung in größere Völkerschaften hatte ihre Verfassung mehr Regelmäßigkeit und Festigkeit erhalten. Noch immer bauten sie das Feld nur zur höchsten Noth, um sich nicht an beständige Wohnsitze zu heften, die sich mit ihrem Eroberungs- und Freyheitsgeiste nicht vertrugen. Je rauher ihr eigenes Land war, um so lüsterner waren sie nach den angenehmen und wohlangebauten Provinzen des römischen Reichs. Daher erneuerten sie ihre Einfälle so lange, bis sie endlich die Zertrümmerung dieses ungeheuren Staatskörpers herbeyführten.

Ehe das weit ausgedehnte Reich der Römer sich allmählich auflößt, und wie ein verwittertes Gebäude bey jedem neuen Anstoß immer mehr in Trümmer zerfällt, wollen wir auf der Karte die Länder übersehen, welche dieses Reich ausmachten. Es gehörte dazu: Italien mit den umher liegenden Inseln, Sizilien, Sardinien, Korsika; das Hauptland, worinnen die Hauptstadt Rom, bis auf Constantin auch kaiserliche Residenz; Portugal (Lusitanien); Spanien (Hispania); Frankreich (Gallien); England und der südliche Theil von Schottland (Britannien); Holland (Belgien, Batavien); von Deutschland (Germanien) besaßen sie nur, was westwärts vom Rhein und südwärts von der Donau lag, also die ehemaligen Churfürstenthümer Maynz, Trier, Cölln, die Hälfte des baierischen und schwäbischen Kreises und

den

den österreichischen Kreis fast ganz. Ferner gehörten dazu die Schweitz (Helvetien); Ungarn südlich von der Donau (Pannonien); die Moldau und Wallachei; die ganze europäische Türkey (das alte Griechenland) nebst allen Inseln des mittelländischen Meeres und des Archipelagus. Weiter die Küstenländer am nördlichen und östlichen Ufer des schwarzen Meeres, z. B. die taurische Halbinsel, Krim, Tschirkassien mit seinen durch ihre Schönheit berühmten Einwohnern; ganz Kleinasien, welches jetzt den Türken gehört, bis zum Euphrat; südlich darunter alle Küstenländer am Mittelmeer rings herum bis zu den Säulen, oder wie wir den Paß jetzt nennen, bis zur Meerenge von Gibraltar, also Syrien, wo die Hauptstadt Antiochien; Phönizien mit den Handelsstädten Sidon und Tyrus; Palästina, das Vaterland der Juden, Egypten, die Kornkammer Italiens; die jetzigen Raubstaaten, Algier, Tunis, (in dem Gebiete des alten berühmten Karthago), Tripolis; und Fez und Marokko.

Dieß war der ungeheure Inbegriff von Ländern, welche die Kaiser Roms beherrschten. Ihr Reich reichte also vom atlantischen Meere im Westen bis nahe an den kaspischen See im Osten; von der Nordsee, dem Rhein, der Donau und dem schwarzen Meere im Norden bis zu den Wasserfällen des Nil, auf der Südgränze Egyptens, im Süden.

Je

Je größer der Umfang eines Reichs ist, um so schwieriger ist die Beherrschung desselben. In einem großen Reiche entstehen leicht Empörungen, leichter als in einem kleinen, das man übersehen kann, und wo alles genau zusammenhängt. Ein großes Reich erfordert verschiedene große Armeen, die gar bald ihre Stärke fühlen lernen und die bürgerliche Gewalt überwiegen. Bey der geringsten Veranlassung wählt die eine ihren Befehlshaber oder Liebling zum Regenten, und das ist hinreichend um bey jeder der andern Armeen einen Gegner entstehen zu lassen. So sah man oft mehrere römische Kaiser zugleich, die ihre Erhebung den Truppen in den entlegenen Provinzen zu danken hatten; und verschiedene von ihnen waren Ausländer. In einem Reiche von unabsehbarer Größe müssen nothwendig Fehler entstehen, die eben dadurch, daß sie lange unbemerkt bleiben, sich verschlimmern und oft unheilbar werden. Dieß war für die Römer desto gefährlicher; da fast an allen Enden ihres Reichs tapfere Barbaren standen, die sich jede Schwäche, welche sich an den Gränzen äusserte, zu Nutze machten. Und es lassen sich kaum schlechtere und verächtungswürdigere Regenten denken, als die Römer in einer langen Reihe von Jahren hatten. Es waren großentheils entweder unbesonnene, grausame Tyrannen, oder schändliche und äusserst sorglose Wollüstlinge. Wenn auch zuweilen die Regierung in

würdige Hände fiel, so war es entweder nicht mehr möglich, die Fehler der Vorgänger zu verbessern, oder auch zu gefährlich, die verjährten Misbräuche abzuschaffen und unangenehme Veränderungen zu machen. Nachdem das Reich durch eine ganze Menge der nichtswürdigsten Regenten geplagt und verwahrloset worden war, fieng der Hof an ganz asiatisch zu werden. Pracht und Schwelgerey stiegen aufs höchste, besonders nachdem Constantin den Sitz des Hofes nach dem Orient verlegt hatte. Vorher hatten Freygelassene die Kaiser regiert: nun wurden sie von Verschnittenen beherrscht. Diese hungrigen Günstlinge, deren ganzes Gefühl sich auf Gold und Silber einschränkte, mußten gesättiget werden: und was ihnen der Kaiser nicht gab, das raubten sie selbst. Als die Barbaren so furchtbar wurden, daß sie das Reich zu verschlingen drohten, und die Kaiser weder Muth noch Kräfte genug hatten, sie zurück zu treiben, da ward es immer gemeiner, ihnen Geld zu geben, um sie in Ruhe zu erhalten. Aber eben dadurch wurden sie eingeladen, den Frieden bald wieder zu brechen, um sich ihn von neuem bezahlen zu lassen. So wurden die Römer den Barbaren zinsbar: und die Summen, die sie ihnen zahlen mußten, beliefen sich so hoch, daß der auf mancherley Weise erschöpfte Staat sie zuletzt nicht mehr tragen konnte.

Alle diese vereinigten Ursachen, verbunden mit dem allgemeinen Sittenverderben, führten die Auflösung des Staats herbey. Immer kämpften römische Armeen am Rhein und an der Donau, und mußten sich aufs äusserste anstrengen, um nur ihr Gebiet jenseits jener Flüsse noch zu behaupten. Mit vieler Mühe und Anstrengung gelang ihnen dieß auch größtentheils bis vier hundert Jahr nach Christi Geburt. Um diese Zeit aber fiel eine der merkwürdigsten Begebenheiten vor, welche auf der Erde geschehen sind. Man nennt diese Begebenheit gewöhnlich die große Völkerwanderung, und versteht darunter die großen Einfälle, welche viele deutsche Völker um das Jahr vierhundert, mehr als hundert Jahre hindurch, in einen großen Theil des römischen Reichs thaten, und dort sich festsetzten. Ganze Völker, welche bisher im heutigen Deutschland und in dem angränzenten Polen und Ungarn gewohnt hatten, verließen nemlich um diese Zeit ihre alten Wohnsitze, fielen auf mehreren Seiten in die römischen Provinzen, fast zu gleicher Zeit, ein, blieben dort wohnen, machten die Römer die bisher dort geherrscht hatten, zu ihren Unterthanen, und stifteten ganz neue Reiche, welche zum Theil noch bis auf den heutigen Tag fortdauern.

7.

Die Hunnen. Aufenthalt. Lebensart und frühere Schicksale derselben.

Wenn du, mein junger Leser, jetzt und in der Folge, auf deine und deiner Nebenmenschen Schicksale aufmerksam achtest, so wirst du bemerken, daß von dem einen Schicksale, welches uns begegnet, immer der Grund in einer vorhergehenden, oft längst vergangenen Begebenheit lag, und daß alle Schicksale, die uns und andere treffen, stets unter einander in einem genauen Zusammenhange stehen. So wie dieß aber bey den Schicksalen einzelner Menschen ist, so ist es auch mit den Begebenheiten und Schicksalen ganzer Völker, Länder, ganzer Erdtheile, ja des ganzen menschlichen Geschlechts. Was jetzt in diesem oder jenem Lande, unter diesem oder jenem Volke, vorgeht, hat frühe oder spat, und wenn es auch erst nach Jahrhunderten wäre, oft den wichtigsten Einfluß auf die künftigen Schicksale desselben und auf die Schicksale anderer Länder und Völker. Wenn du das reiflich überlegst, Jüngling, so wirst du daraus nicht nur die Weisheit Gottes in der Regierung der Welt erkennen, sondern es muß dich auch bewegen, stets bey allem was du thust, vorsichtiglich und mit Ueberlegung zu Werke zu gehen.

So wurde auch jetzt der Grund zu der wichtigen Begebenheit, wodurch nicht nur in Deutschland, son-

sondern fast in ganz Europa alles ganz anders würde, als es bisher gewesen war; eigentlich weit entfernt von Deutschland und Europa, und viele hundert Jahre vorher, ehe sie geschah, gelegt. Ein weit von Deutschland wohnendes Volk gab eigentlich Veranlassung zu der großen Völkerwanderung. Dieß waren die Hunnen, ein tatarisches Nomaden-Volk, aus der heutigen Mongoley, einem frühebewohnten Lande, in dessen unermeßlichen Steppen noch heutiges Tages mancherley weidende, raubende und kriegende Horden umher irren, mit jeder Jahreszeit ihren Aufenthalt verändern, und gleich aufgelegt sind zur Jagd der Menschen und der wilden Thiere.

Die Hunnen wohnten ursprünglich im Norden und Nordwesten von Sina, in der heutigen Mongoley und Kalmückey. Ihr weitläuftiges, aber wenig fruchtbares Gebiet erstreckte sich mehrere hundert Meilen in die Breite und Länge vom Irtis bis an den Amur, und von den tibetanischen Gebirgen bis zum Altai. Durch Gestalt, Sitten und Lebensart konnten sie sich bey gesitteten Völkern wohl nicht beliebt machen. Ihr Wuchs war kurz und untersetzt, ihr fleischigter Hals zwischen den Schultern vergraben, der Kopf dick und rund, die Stirne kurz, die Nase gequetscht, das ganze Antlitz breit und platt, der Bart dünne, die schmalen schwarzen Augenbraunen wenig gebogen. Die krum-

krummen Schenkel, der gewölbte Rücken, die rückwärts gebogene Stellung des Kopfs, das abstehende lauschende Ohr, das kleine scharfe tiefliegende Auge, das weiße starke hervorblöckende Gebiß schienen ganz ein Raubthier unter den Menschen zu charakterisiren. Gleich den übrigen Nomadenvölkern jener unermeßlichen Steppen, haßten auch die Hunnen den Ackerbau, verabscheuten ein stetiges häusliches Leben, und fühlten zwischen Mauern und Wänden sich gleichsam geängstiget und beklommen. Ihre Beschäftigungen waren die Viehzucht, die Jagd und der Krieg; ihre Nahrung die Wurzeln der Wüste, und das oft rohe Fleisch der Thiere; ihr Getränk die Milch der Heerden, aus deren Molken sie einen berauschenden Trank zu bereiten wußten; ihre Kleidung die Leinwand, die ihre Weiber bereiteten, und die Felle des erlegten Wildes, die sie nicht ablegten, bis sie ihnen auf dem Leibe auseinander fielen. Der treueste Freund und der unzertrennlichste Gefährte des Hunnen war sein Pferd. Auf seinem kleinen häßlichen, aber schnellen und unermüdsamen Pferde aß, trank, schlief und stritt er. Mit ihm durchschwärmte er seine Wüsteneyen, während seine Heerden und seine Familie auf Wagen, welche von Ochsen gezogen wurden, langsam folgten. Die ganze Horde gehorchte vier und zwanzig Oberhäuptern, welche zum Behuf großer Unternehmungen gemeiniglich einen gemeinschaftlichen Ober-

befehlshaber wählten. Ihre Art zu fechten war wild und regellos. Mit gräßlichem Geschrey überfielen sie den Feind, stoben von dem leichtesten Widerstande auseinander; aber nur um mit der Schnelligkeit des Falken und mit der Wuth des Löwen zum Angriffe zurück zu kehren, und alles vor sich her zu Boden zu werfen. Wiewohl in den Verfeinerungen und Verderbnissen der Gesellschaft wenig bewandert, waren sie dennoch schlau und listig, tückisch und boshaft, der Geilheit und Völlerey im höchsten Grad ergeben. Ihr Wort aber galt statt eines Eidschwurs, und ihre Bündnisse waren zuverläßig und unverletzlich.

Diese Hunnen hatten um das Jahr zwey hundert und zwanzig nach Christi Geburt, den größten Theil des östlichen Asiens, selbst Sina sich unterworfen. Allein etwa sechzig Jahre spater erhoben sich die Sineser wieder, und die Hunnen mußten ihnen Gehorsam leisten. Oefters versuchten sie wieder die Herrschaft an sich zu reissen, aber jedesmal zogen sie den Kürzern, und wurden endlich gänzlich aus ihren bisherigen Wohnsitzen verjagt. Sie zogen nun weiter westwärts, und giengen im Jahr Christi drey hundert und vier und siebenzig über die Wolga und Donau, die beyden Gränzflüsse Asiens und Europas.

In den Ebenen zwischen diesen beyden Flüssen wohnten damals die Alanen, ebenfalls ein tatarische

rische Nation, deren Bildung aber durch die Vermischung mit deutschem und sarmatischem Geblüte sehr gewonnen hatte. Ihr Wuchs war lang und stattlich, ihre Gesichtsbildung angenehm, ihre Blicke mehr feurig als wild; ihr goldgelbes Haar verrieth ihre Verwandschaft mit den tapfern Deutschen. Weniger scheuslich von Gestalt, und weniger viehisch von Sitten als die Hunnen, waren sie gleichwohl eben so streitbar, eben so raub- und kriegslustig als jene. Ein in die Erde gespießtes Schwerdt war das einzige einfache Symbol des Gottes, den sie zu ehren würdigten. Ein Kranz von erbeuteten Feindesschädeln war der prachtvolleste Schmuck des Kriegsmannes und seines Rosses. In der Schlacht zu fallen, war ihr sehnlichster Wunsch; so wie ihnen im Gegentheil vor nichts so sehr graute, als vor der Kraftlosigkeit des Alters, und vor dem ruhmlosen Tode auf dem Siechbette. Einem Könige zu gehorchen, verschmähten sie; jeder Einzelne war ein Edler, und die Oberhäupter führten blos den bescheidenen Namen der Richter.

So tapfer und im Kriege geübt die Alanen waren, so vermochten sie es doch nicht, den Angriffen der Hunnen zu widerstehen, die mit überlegener Macht über sie herfielen. Nach einer muthvollen Gegenwehr sahen sie sich genöthiget, ihren barbarischen Siegern sich zu unterwerfen, und es blieb ihnen keine Wahl weiter übrig, als entweder zu die-

nen oder auszuwandern. Die einen flohen in den Kaukasus, in dessen unzugänglichen Gebirgen sie ihren Namen und ihre Unabhängigkeit bis auf diesen Tag behauptet haben. Die andern wanderten bis an die Küsten des baltischen Meers, vereinigten sich hier mit andern deutschen Völkerstämmen, und halfen ihnen Gallien und Spanien plündern. Bei weitem der größte Theil der Nation ließ sich den Siegern einverleiben.

Die Hunnen, die sich über die Verbindung mit einem so kriegerischen Volke freuten, setzten nun ihren verheerenden Zug weiter fort, und kamen an die Gränzen der Gothen. Die Herrschaft derselben, welche vierzig oder funfzig Jahre früher von der Ostsee bis an die Donau und das schwarze Meer; und von dem Don bis an die Theis reichte, war wenige Jahre vor dem Einfalle der Hunnen durch eine Theilung in das ost- und westgothische Reich zerfallen; beyde schied der Dnieper; in jenem regierte jetzt Ermanarich, in diesem Athanarich. Der erstere war ein Greis von mehr als hundert Jahren, als die böse Zeitung eintraf, daß Ungeheuer, welche den Waldteufeln ähnlicher wären als den Menschen, aus den Sümpfen und Wüsteneyen des fernen Scythiens hervorgeschwärmt wären, um das Menschengeschlecht zu verschlingen; daß sie die streitbare Nation der Alanen besiegt hätten, und schon die Gränzen des gothischen Reichs mit Brand, Mord und Verheerung erfüllten.

ten. Seines hohen Alters ungeachtet wollte Ermanarich den Feinden mit gewafneter Hand entgegen gehen; aber eine Verschwörung seiner eigenen Unterthanen kostete ihm das Leben. Sein Nachfolger Vithimir sah sich gezwungen, mit so vieler Mannschaft als er in der Eil zusammen raffen konnte, dem unaufhaltsam daher strömenden Feinde die Spitze zu bieten. Der zu ungleiche Kampf war bald entschieden. Die Ostgothen verlohren eine Hauptschlacht; ein Theil unterwarf sich; und ein anderer flüchtete nach dem Dnieper. Hier erwarteten die Westgothen unter Athanarich ihren Feind, in einem wohl verschanzten Lager. Athanarich schickte zwanzig tausend der Seinigen voraus, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Allein die Hunnen, welche es bemerkten, umzingelten den Athanarich, und würden ihn mit seinem ganzen Heere aufgerieben haben, wenn er sich nicht mit dem Schwerdt in der Hand, eine Bahn durch sie gebrochen, und nach einem ungeheuren Verluste einen Weg in die Gebürge geöfnet hätte.

Der gothische König verlor den Muth nicht, und beschloß von neuem sein Glück gegen die andringenden Feinde zu versuchen. Aber schon hatten sich Verzagtheit und Entsetzen der ganzen Nation bemächtigt. Die scheußliche Gestalt, das brüllende Geschrey, und die viehischen Sitten der Hunnen hatten ihnen ein gewisses Grauen eingeflößt, und nie-

mand bezeugte Lust sich mit ihnen in einen Kampf einzulassen. Alle Vorstellungen des Königs waren fruchtlos, und ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, ward beschlossen, das Land den barbarischen Hunnen zu überlassen, und neue Wohnsitze zu suchen.

8.

Die Gothen richteten in Thracien große Verwüstungen an, und machten sich den Römern furchtbar.

Zweymal hundert tausend streitbare Gothen verließen mit Weib und Kindern den Boden, den ihre Väter anderthalb Jahrhunderte besessen hatten, und eilten an das Gestade der Donau, jenseits deren sie Ruhe, Sicherheit und einen Wohnplatz zu finden hoften. Als sie sich dem Strome näherten, zogen die Römer eiligst ihre Truppen zusammen, um ihnen den Uebergang zu wehren. Mit Erstaunen sahen sie bey ihrer Ankunft das Ufer des Stroms in einer meilenlangen Strecke besetzt mit Männern, Weibern und Kindern, welche mit jämmerlichem Geschrey und flehenden Geberden ihre Arme ihnen entgegen breiteten. Verständlicher noch ward das Anliegen der Nation ihnen von den Anführern vorgetragen, welche sich in das nächste beste Fahrzeug warfen, und zu den Römern hinüber schifften. Sie schil-

schilderten ihnen die Drangsale ihrer Lage. Sie beschworen sie, ihnen die wüsteliegenden Ländereyen Thraciens einzuräumen, und versprachen im Dienste ihres Wohlthäters auch den letzten Blutstropfen zu versprützen.

Es war nicht leicht, hier eine Entschließung zu faßen. Die Verweigerung und Gewährung dieser Bitte hatte mancherley Bedenkliches. Schon befanden sich viele tausend Gothen und andere Deutsche in den verwüsteten Provinzen an der Donau. Wenn zu diesen noch der ungeheure Schwarm von einer Million Menschen, unter welchen erwähntermaßen wenigstens zweymal hundert tausend Männer sich zählen ließen, hinzu kam; so war dieß für die röschen Besitzungen in dieser Gegend allerdings sehr bedenklich. Wie wollte man der Raubsucht der vielen muthigen Deutschen, die man nun in der Nähe hatte, Einhalt thun? Wie konnte man dieß, da die Zahl aller römischen Soldaten, sich damals nicht über hundert tausend Mann belief? Allein auf der andern Seite gaben die rüstigen Deutschen vortrefliche Soldaten ab. Man konnte, wenn man ihnen einen Theil der verwüsteten Länder einräumte, den Sold und das Werbegeld ersparen. Auch schmeichelte es dem Stolz und der Eitelkeit des damaligen Kaisers Valens und seiner Günstlinge, daß so tapfere Leute sich in den Schutz der Römer begaben. Das Gesuch der Gothen ward also bewilliget, jedoch

doch unter der Bedingung, daß jeder Gothe, bevor er den römischen Boden beträte, seine Waffen ablegen sollte, und daß sie mit diesen ihre Kinder auslieferten, welche in den Städten Asiens nach der Weise gesitteter Völker erzogen werden, und zugleich die Treue der Eltern verbürgen sollten.

Sobald man sich wegen der Bedingungen vereinigt hatte, erhielten die römischen Beamten in Thracien vom Kaiser den Befehl, für den Transport der Gothen, und bis man ihnen einen schicklichen Wohnsitz würde anweisen können, auch für ihren nothdürftigsten Unterhalt zu sorgen. Die nöthigen Anstalten, um eine Millionen Menschen von allen Altern und Geschlechtern über die Donau zu führen, wurden nun in aller ersinnlichen Eile getroffen. Eine Anzahl römischer Befehlshaber und Kriegsmänner ward hinüber geschickt um die Entwafnung und Einschiffung der Nation zu besorgen. In die Wette drängten die geängstigten Gothen sich auf die Fahrzeuge. Manche wurden überladen, und sanken in der Mitte des Stroms zu Grunde. Andere wurden von der Heftigkeit des gerade von vielen Regengüssen aufgeschwollenen Stroms an einander geworfen und zerschmettert. Diejenigen, die es wagten, über den breiten und reissenden Fluß zu schwimmen, wurden grösstentheils das Opfer ihrer Kühnheit. Mehrere Tage und Nächte dauerte die Ueberfahrt; und so gewaltsam war das Gedränge und

Ge-

Gewirre, daß diejenigen, welchen die Zählung der Menge aufgetragen war, das Geschäft sehr bald als unausführbar aufgaben. So wie die neuen Unterthanen und Bundesgenossen des Reichs auf dem jenseitigen Ufer landeten, wurden die Kinder beyderley Geschlechts aus den Armen der Eltern gerissen, und durch ganz Asien zerstreut. Schmerzlicher noch war ihnen die Auslieferung ihrer Waffen, die sie als das einzige Unterpfand ihrer Sicherheit betrachteten. Sie gaben daher lieber das kostbarste hin, was sie hatten, um dieses Kleinod zu retten, und wirklich ließen sich die Römer bestechen und gönnten den Gothen die Freude, die ihnen der Besitz ihrer Waffen gewährte.

Die neuen Kolonisten waren noch nicht lange in die römischen Provinzen aufgenommen worden, so erschienen große Schaaren von Ostgothen an den Ufern der Donau, und baten den Kaiser um eben die Gunst, welche er ihren Brüdern, den Westgothen bewilliget hatte. Aber schon bereute der Hof seine zu vorschnell genommene Maaßregel. Den nur allzu furchtbaren Schwarm der bereits eingewanderten Barbaren noch mit einem neuen Nachschub zu verstärken, däuchte ihm allzu gefährlich. Unbedingt ward den Ostgothen ihr Gesuch abgeschlagen. Aber diese machten nicht viel Umstände; sie lauerten auf die erste günstige Gelegenheit, und drangen

gen

gen mit Gewalt über die Donau in die römischen Provinzen ein.

Einen solchen Frevel hätten die Römer gerne bestraft, aber sie waren zu schwach dazu, und schon zeigten sich auch unter den freywillig aufgenommenen Gothen allerley bedenkliche Bewegungen. Es schien aber auch, als ob man sie recht vorsetzlich zu einer Empörung reitzen wollte. Statt des freyen und hinlänglichen Unterhalts, den der Kaiser ihnen versprochen hatte, wurden ihnen die ungenießbarsten Lebensmittel in einem kaum erschwinglichen Preise verkauft. Statt gesunder und bestandreicher Nahrungsmittel versah man ihren Markt mit dem Fleische verreckter Hunde, und anderer von Krankheit aufgerieheuen Thiere. Ein lebendiger Hund ward nicht selten um einen Sklaven vertauscht; und ein Pfund groben Brodes um zehen Pfund Goldes. Als auch diese Hülfsquellen erschöpft waren, und den geplünderten Barbaren nichts mehr übrig blieb, worauf ihre Dränger einigen Werth setzten, sahen sie sich gezwungen, ihre Söhne und Töchter feil zu bieten, indem es ihrer Meinung nach immer noch besser sey ein Sklave zu seyn und zu essen, als frey zu seyn und Hungers zu sterben.

Hunger kennt kein Gesetz. Der Unwille der Gothen gegen die unbarmherzigen Römer wurde immer bitterer, und es ward beschlossen, dem Unwesen mit gewafneter Hand Gränzen zu setzen. Das gan-

ze Unternehmen leitete Fritiger, der Gothen tapferer Anführer. Ueberzeugt von dem großen Gewinn, der durch eine Vereinigung aller gothischen Stämme der gemeinschaftlichen Sache zuwachsen würde, versicherte er sich durch geheime Unterhändler des Beystandes und der Freundschaft der Ostgothen. Alles ward verabredet, und bald schlug der Funke, der so lange unter der Asche geglommen hatte, in lodernde Flammen auf. Die nächste Veranlassung gab eine Schlägerey auf dem Markte zu Marcianopel zwischen Gothen und Römern über den Einkauf von Lebensmitteln. Fritiger, der eben bey dem römischen Befehlshaber der Provinz zu Tische war, schlug sich glücklich durch, und sogleich nach seiner Ankunft im Lager bei den Seinigen wehten die entrollten Fahnen, und ein allgemeines Feldgeschrey kündigte Krieg an. Die beyden verbrüderten Stämme der Gothen vereinigten sich, und brachen unverzüglich auf, um an dem gemeinschaftlichen Feinde Rache zu nehmen. Der römische Befehlshaber raffte in aller Eile seine Truppen zusammen, um die Empörung zu unterdrücken. Aber weder die Ueberlegenheit der Waffen, noch die römische Taktik vermochten etwas gegen die Wuth und Rachgier der Barbaren. In dichten Schaaren drängten sie auf die Römer ein, durchbrachen ihre Glieder, und besäeten die Wahlstatt mit ihren Leichnamen. Der römische Befehlshaber war der erste, der den Rücken

wand-

wandte, und das Ausharren seiner tapfern Gehülfen diente blos, seine schändliche Flucht zu decken.

Ganz Thracien lag nun den Verheerungen der Gothen offen. Gerüstet mit den erbeuteten Waffen des geschlagenen Feindes, und vertheilt in mehrere einzelne Haufen, verbreiteten sie sich über das platte Land, und gaben dessen Bewohnern die erlittenen Drangsale mit Wucher zurück. Raub und Plünderung, Brand und Blutvergießen erfüllten jeden Winkel des fruchtbaren Thraciens. Umsonst flüchteten die unglücklichen Einwohner mit ihren Heerden, mit ihrem Vorrath und besten Habseligkeiten in Wälder und Hölen. Häusliche Verräther entdeckten ihre Schlupfwinkel den Barbaren, und leiteten sie zu der fetten Beute. Viele gothische Sklaven erhielten durch die siegreichen Waffen ihrer Landsleute die Freyheit wieder. Viele der als Geissel ausgelieferten Kinder wurden den Umarmungen ihrer Eltern wieder gegeben. Einen beträchtlichen Zuwachs an Mannschaft erhielten die Gothen durch die Unvernunft und Uebereilung der Römer. Unter den Mauern von Hadrianopel lag ein Korps gothischer Hülfstruppen, welche der Kaiser Valens eine geraume Zeit vor der großen Auswanderung in Sold genommen hatte. Ruhig sahen diese der Empörung ihrer Landsleute zu, und äusserten nicht die geringste Neigung, sich mit ihnen zu vereinigen. Valens selber, der die Macht des Beyspiels fürch-

tete,

tete, befahl ihnen, die gefährliche Gegend zu verlassen, und über den Hellespont zu gehen. Auch hierzu erklärten sie sich willig und bereit, nur begehrten sie die Auszahlung des rückständigen Soldes, einen zureichenden Vorrath an Lebensmitteln, und eine zweytägige Frist, um sich zu dem Marsche einzurichten. Dieses Begehren nahm der Magistrat von Adrianopel sehr übel, und da die Gothen einige unbedeutende Beschädigungen an den Ländereyen der Stadt verübten, so versammelte er einen Haufen Schild- und Waffenschmiede, die in der Stadt arbeiteten, und ließ den Gothen andeuten, daß sie entweder auf der Stelle aufbrechen, oder erwarten müßten, feindlich behandelt zu werden. Die Gothen übereilten sich aber nicht, diesem Auftrage zu folgen. Als aber der unkriegerische Haufen feindselig gegen sie anrückte, griefen sie zu den Waffen, und verjagten ihn ohne Mühe. Jetzt erst schlugen sie sich zu Fritiger, der sich in der Nähe der Stadt befand, und verwüsteten das Land.

Da die Macht der Gothen immer furchtbarer wurde, so sammelte der Kaiser ein ansehnliches Heer gegen sie, und stellte sich selbst an die Spitze desselben. Es kam am neunten August des Jahres drey hundert und acht und siebenzig bey Adrianopel zu einer Hauptschlacht, in der die Römer eine fürchterliche Niederlage erlitten. Zwey Drittheil ihres Heeres waren aufgerieben; zween Oberfeldherren

der

der Reuterey und des Fußvolkes, zween hohe Beamte des Pallastes, und fünf und dreissig Tribunen lagen auf der Wahlstatt: Der Kaiser selbst verlor sein Leben. Im heftigsten Kampfe ward er von einem Pfeilschuß getroffen, der ihn zu Boden warf. Mit äusserster Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn jenseits des mörderischen Gemetzels in eine Hütte zu flüchten, wo sie seine Wunde verbanden. Noch hatten sie dieses Geschäfte nicht vollendet, als eine Rotte nachsetzender Barbaren die Hütte umzingelte, und berannte. Gereitzt durch den unerwarteten Widerstand, und nicht wissend, welchen köstlichen Schatz die Hütte verschließe, zündeten sie dieselbe an, und verbrannten den Kaiser sammt seinen Begleitern.

Der Stolz der Gothen fühlte sich durch einen so glänzenden Sieg nicht wenig geschmeichelt, und sie machten nun sogleich Anstalten, die Stadt Adrianopel selbst in ihre Gewalt zu bekommen. Entblößt von allem Geschütze, und durchaus unkundig der Belagerungswissenschaften, rannten sie gleich wilden Thieren gegen die Mauern an, wateten durch den Graben, und suchten die Mauern zu erklettern. Die erschrockenen Einwohner fochten mit der Wuth der Verzweiflung, Kriegsleute und Bürger, Greise und Jünglinge besetzten die Mauern. Die Thore wurden verrammelt, die Wurfmaschinen aufgepflanzt, ungeheure Quaderstücke auf die Köpfe der Stürmenden geschleudert, welche von dem Getöse,

der

der Gewalt und furchtbaren Wirkung dieser unbekannten Maschinen geschreckt, mit blutigen Köpfen abzogen. Da ihre wiederholten Versuche keinen bessern Erfolg hatten, so wandten sie sich gegen Konstantinopel, und berannten diese Hauptstadt mit einer fürchterlichen Wuth, um sich durch die Eroberung derselben Meister des ganzen Morgenlandes zu machen. Der Plan war sehr richtig angelegt: nur verstanden sich die Gothen zu wenig auf Belagerungen. Sie zogen nach einigen vergeblichen Stürmen wieder ab, und breiteten sich in den Provinzen, bis an die Gränzen von Italien aus.

Zu eben der Zeit, da die Gothen alles mit dem Schrecken ihres Namens erfüllten, machten auch in andern Gegenden verschiedene deutsche Völkerschaften, besonders die Alemannen, Quaden und Markomannen gefährliche Einfälle in die römischen Provinzen, plünderten und raubten so viel sie konnten, schändeten Weiber und Jungfrauen, und schonten selbst die Nonnen nicht, tödteten Bischöfe und andere Geistliche, oder schleppten sie in die Gefangenschaft, verwandelten Kirchen in Pferdeställe, und ließen, ihre Habsucht zu befriedigen, selbst die Leichname der Heiligen nicht in Ruhe.

Der Kaiser Gratian, welcher auf Valens gefolgt war, bewies viele Tapferkeit im Kampfe gegen die Deutschen, und that ihren Streifereyen muthvollen Widerstand. Noch besser sorgte er für

die

Sicherung der römischen Gränzen dadurch, daß er die Regierung des Orients, dem Theodosius übergab, einem gebohrnen Spanier, der in Britannien, Afrika und Mösien gedienet, und sich großen Kriegsruhm erworben hatte. Theodosius führte den Krieg gegen die Gothen, die noch immer nicht beruhiget waren, vertheidigungsweise, und ließ es gewöhnlich nur unter solchen Umständen zu Gefechten kommen, unter welchen er mit vieler Wahrscheinlichkeit auf den Sieg rechnen durfte. Da es dem Feinde nicht gelang, sich fester Plätze zu bemächtigen, so beraubte er sich allmählich durch seine Verheerungen des eigenen Unterhalts. Der kluge und tapfere Fritiger der mit vieler Weisheit bisher die Häupter so vieler gothischen Schwärme geleitet hatte, starb, und Athanarich, der Anführer der Westgothen, trat mit Theodosius in Verbindung, welcher ihn mit kaiserlicher Pracht in Constantinopel aufnahm. Kurz, es entstanden nach Fritigers Tode Spaltungen, und da Theodosius vortheilhafte Bedingungen anbot, so eilten die Anführer verschiedener gothischer Stämme, jeder für sich den frühesten und damit vortheilhaftesten Kauf abzuschließen. Das Ende war, daß die Gothen in Thracien, Mösien und Kleinasien erbliche Kriegslehne, oder zinsfreye Ländereyen erhielten, wofür sie versprachen, Kriegsdienste zu leisten. Sie blieben überall, wo sie sich ansetzen ließen, in geschlossener Verbindung, und behielten vaterländische

dische Sprache, Sitten, und Obrigkeiten bey. Kurz, diese gothischen Kolonien bildeten jede einen kleinen Staat für sich, unter Anerkennung kaiserlicher Hoheit, und schützten das Reich so lange sie ihren Vortheil dabey fanden. Vierzig tausend Gothen traten als ein besonderes Korps zum beständigen Dienste in kaiserlichen Sold, unter dem Namen der Verbündeten.

9.

Theilung des römischen Reichs. Unternehmungen des gothischen Königs Alarich gegen dasselbe.

Um diese Zeit gieng mit dem großen römischen Reiche eine wichtige Veränderung vor. Es wurde nemlich von dem Kaiser Theodosius in zwey Theile getheilt, weil er glaubte, es könnte von seinen Söhnen, die ihm nach seinem Tode in der Regierung folgten, getheilt besser regiert werden. Der eine Theil desselben hieß nun das abendländische römische Reich, weil die Provinzen desselben von Rom aus gegen Abend zu lagen und hatte seinen eigenen Kaiser; der andere Theil hieß das morgenländische römische Reich, weil die Länder desselben von Rom aus gegen Morgen lagen, und hatte auch seinen eigenen Kaiser. In diesem war Constantinopel die Hauptstadt und Residenz des Kaisers; in dem

abend-

abendländischen aber, wozu unter andern Italien, Spanien, Portugal und Frankreich gehörten, war Rom die Hauptstadt und Residenz des Kaisers. Die Länder, wo die durch die Hunnen vertriebenen Gothen von den Römern waren aufgenommen worden, stunden unter der Herrschaft des morgenländischen römischen Kaisers.

Seit dieser Theilung gerieth das römische Reich immer mehr im Verfall, und nahte sich allmählich seinem gänzlichen Untergange. Zu einer Zeit, wo die Zügel des verwildernden Reichs mehr denn jemals einer kräftigen und gewandten Hand bedurften, gelangten dieselben durch Erbrecht an zween Knaben vom gewöhnlichsten Schlage; an den achtzehn jährigen Arcadius und an Honorius, seinen noch um volle sieben Jahre jüngern Bruder. Der sterbende Theodosius hatte die Nothwendigkeit gefühlt, den beyden Prinzen erfahrne Rathgeber an die Seite zu geben, welche sie in der schweren Kunst unterrichteten, hundert übelgepaarte Nationen mit Kraft und Klugheit zu regieren. Seine Wahl fiel auf den Stilico, seinen Oberfeldherrn, und auf den Rufinus, einen seiner vornehmsten Staatsbeamten. Stilico, ein Vandale von geringer Herkunft, aber von so ausserordentlichen Geistesgaben, daß er sich im römischen Dienste von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe des Soldatenstandes empor geschwungen hatte, herrschte im Namen des eilfjährigen Ho-

Honorius ganz unumschränkt über die Abendländer. Der Regierungsgehülfe des achtzehnjährigen Arcadius in den Morgenländern war Rufinus, ein gebohrner Gallier, der sich durch Verstellung und Heucheley das Vertrauen des Kaisers Theodosius in dem Grade erworben hatte, daß er dasselbe zur Befriedigung seiner Habsucht und anderer Leidenschaften aufs schändlichste mißbrauchen konnte. Diese beyden Reichsverweser hegten keinen heisseren Wunsch, als statt des halben, das ganze römische Reich nach Willkühr zu beherrschen. Sie haßten einander nicht nur von ganzer Seele, sondern ergriefen auch begierig jede Gelegenheit, einer dem andern zu schaden, und den verhaßten Gegner gänzlich zu stürzen. Da nun die Armeen, von deren Schutze die Sicherheit der beyden Reiche abhieng, jetzt meistens aus Deutschen bestanden; da die Obergenerale derselben Deutsche waren, welche mit römischer Schlauheit und Kriegskunst deutsche Unerschrockenheit und Tapferkeit verbanden, so war es ganz natürlich, daß diese Obergenerale bey der geringsten Beleidigung sich mit Gewalt Genugthuung verschafften, und die schönsten Provinzen plünderten und verwüsteten.

Das erste Beyspiel dieser Art gaben die Gothen. Kaum hatte Theodosius den Schauplatz geräumt, so stunden sie wieder unter den Waffen, und zwar furchtbarer als jemals, weil sie jetzt einem einzigen

tapfern und verschlagenen Anführer gehorchten. Dieß war Attila, entsprossen aus einem der edelsten gothischen Geschlechter. Er hatte in frühern Jahren gegen, und in spätern unter dem Theodosius gedient, und fand sich beleidigt, daß man seine Verdienste nicht mit der Würde eines Oberbefehlshabers belohnt hatte. Unwillig verließ er den römischen Dienst, und verleitete die sämtlichen gothischen Hülfsvölker, die sich nicht minder vernachläßigt glauben mochten, unter seinem Panier ein unabhängiges Kriegsheer zu errichten. Verstärkt durch ihre Brüder an der Donau, die gern den Krieg gegen den Frieden vertauschten; ingleichen durch eine Anzahl Hunnen, Alanen und Sarmaten, denen die hart gefrorne Donau zu einer sichern Brücke diente; überschwemmte der ganze unermeßliche Schwarm jetzt den ganzen wehrlosen Süden dieses Stroms. Von neuem empfanden Thracien, Dacien, Pannonien, jene namenlose Uebel, mit deren Bildern sie seit zwanzig Jahren fast vertraut geworden waren. Nachdem Attila diese Landstriche schröcklich verwüstet hatte, führte er seine Schaaren durch Macedonien und Thessalien nach Griechenland, und gab auch dieses schöne Land der Plünderung preis. Nirgend zeigte sich einiger Widerstand, und wohin die Gothen kamen, zogen sich die römischen Truppen zurück. Athen, Argos, Korinth, Sparta kapitulirten, das platte

Land

Land ward verheert, Alt und Jung als Sklaven fortgeführt.

Als Stilico die schönste Provinz des morgenländischen Kaiserthums den Barbaren überlassen sah, so hielt er sich berechtigt, vor den Riß zu treten, und die Majestät des Reichs zu rächen. Er rüstete eiligst in dem Hafen von Ravenna eine Flotte aus, und landete ohne einigen Unfall in der Gegend, wo noch jüngst Corinth gestanden war. Es kam in Arkadien zu einem langwierigen blutigen Gefechte, in welchem die Gothen einen bedeutenden Verlust erlitten. Stilico verfolgte sie mit seinem siegenden Heere, und es würde ihm wahrscheinlich gelungen seyn, sie völlig aufzureiben, wenn er nicht in den Städten die Zeit mit Schauspielen, Weibern und andern Vergnügungen verloren hätte. Dadurch erhielten die Gothen Zeit, sich wieder zu erholen, und Stilico kehrte, ohne weiter etwas gegen sie zu unternehmen, wieder nach Italien zurück.

In Constantinopel fand man die Hülfe aus den Abendländern sehr zudringlich, und man sah es gerne, daß Stilico wieder heimgieng, wo er hergekommen war. Dagegen verglich man sich mit dem gothischen Heerführer, und überließ ihm die Oberbefehlshaberstelle im östlichen Illyrikum, in eben den Provinzen, die er bisher verwüstet hatte. Er wuste diese Würde recht zu seinem Vortheil zu benutzen, und machte sogleich Anstalten, seine Gothen

mit dem Einzigen zu versorgen, was ihnen zur gänzlichen Eroberung des Reichs noch fehlen mochte, mit Helmen, Schildern, Spießen, Schwerdtern, welche die geplagten Einwohner voll der trostvollen Aussicht verfertigen mußten, sie nächstens zu ihrem eigen Verderben anwenden zu sehen. Die Gothen, geblendet von den Verdiensten ihres Heerführers, hoben ihn einst in einer feyerlichen Versammlung auf einem Schilde empor, und riefen ihn einstimmig zu ihrem Könige aus. So stand jetzt Alarich als König eines zahlreichen Soldatenvolks, und als Feldmarschall des morgenländischen Kaisers an der Gränze zweyer verbrüderten Reiche, welche, statt eines das andere zu unterstützen, einander heimlich anfeindeten. Er verkaufte seine theure Freundschaft bald diesem, bald jenem, und bereitete im Stillen seine Gothen zu dem kühnen Unternehmen vor, wozu ihm die sichtbare Schwäche des abendländischen Reichs, und das Misvergnügen seiner Gothen über die Römer, welche ihnen die gewöhnlichen Jahrgelder nicht zahlten, mehr als zu sehr aufmunterten. Er brach daher, bevor man etwas vermuthete, im Jahr Christi vier hundert nach Italien auf, überstieg die julischen Alpen, und drang gegen den Po vor, mit dem Vorsatze, auf Rom selbst loszugehen; und ein eigenes westgothisches Reich in Italien zu stiften.

Schrecken und Entsetzen ergrief alle Gemüther, als die barbarischen Gothen über die Alpen kamen, und einige wenig bedeutende Plätze besetzten. Die Christen flüchteten zu den Gräbern der Märtyrer, und die Heyden zu den Altären ihrer Götter. Viele Bewohner Italiens packten im Schrecken ihre Kostbarkeiten zusammen, um sich mit ihnen in einen andern Welttheil zu retten. Schaaren von Flüchlingen bevölkerten die Inseln des mittelländischen Meeres. Der schwache Kaiser Honorius vernahm mit Entsetzen die Nachricht, daß der fürchterliche Alarich sich den Thoren Mailands nähere. Statt zu den Waffen zu greifen, achtete er auf das Zureden der zitternden Höflinge, die der Meinung waren, der kaiserliche Hof sollte ohne Zeitverlust nach Gallien fliehen. Nur der tapfere Stilico widersprach mit Nachdruck, und traf sogleich Anstalten zur Gegenwehr. Er ließ die zerfallenen Mauern Roms wiederherstellen, und sammelte alles, was nur immer von streitbarer Mannschaft vorhanden war. In größter Eile gieng er über die Alpen, um die römischen Besatzungen vom Rhein, aus Gallien und Britannien zur Erhaltung des Hauptlandes herbeyzuführen. Nur mit Mühe hatte sich der furchtsame Kaiser Honorius bereden lassen, nicht über die Alpen zu flüchten. Indeß hatte er sich ihnen doch schon genähert, als die anrückenden Gothen ihm den Weg versperrten. Alarich, der seiner Beute schon gewiß

zu

zu seyn glaubte, erröthete nicht, dem Beherrscher der halben römischen Welt die demüthigendsten Bedingungen anzutragen. Der Kaiser ließ sich, um der Gefahr zu entrinnen, bereit finden, den Gothen Gallien und Spanien zu überlassen. Die Gothen nahmen das Anerbieten an, aber eben da sie nach diesen Ländern abziehen wollten, erschien Stilico, der im strengsten Winter über die Alpen zurückgekehrt war, und alle Truppen des abendländischen Reichs aufgeboten hatte, Italien zu retten. Hunnen, Alanen und selbst Gothen stunden in seinem Solde. Am ersten Osterfeyertage des Jahres vierhundert und drey grief Stilico die Feinde an, und siegte über sie.

Alarich ward geschlagen, aber nicht bis zur Unterwerfung überwunden. Stilico, dem es allein um die schleunige Entfernung eines wilden Feindes aus dem Herzen des Reichs zu thun war, bot Unterhandlungen an. Der Gothe ließ sich darauf ein, hatte aber einen Ueberfall von Verona im Sinne. Doch Stilico kam ihm zuvor, und schlug ihn zum zweytenmale. Dieses, und noch mehr die innerlichen Uneinigkeiten unter den Gothen selbst, scheint den König Alarich von weitern Unternehmungen abgehalten zu haben. Sein Rückzug war vielleicht weniger eine Folge des gedoppelten römischen Sieges, als vielmehr die Wirkung einer geheimen Uebereinkunft

kunft mit Stilico selbst. Er verließ nun Italien, und kam nach manchem Abentheuer wieder in seine Heimat.

10.

Einfälle und Eroberungen verschiedener deutscher Nationen in mehreren Ländern der Römer. Alarich kommt nach Italien und erobert Rom.

Alarichs glücklicher Einfall in das römische Gebiet machte großes Aufsehen selbst in den entferntesten Gegenden. Das Gerücht davon drang unter andern auch zu den Bewohnern der nördlichen deutschen Lande, und erregte dort eine allgemeine Gährung. Alles brannte vor Begierde, auszuwandern und Eroberungen zu machen. Da nun schon lange Zeit her, die Römer bey den Deutschen nicht beliebt waren, und man die Gränzen gegen Deutschland ganz entblößt hatte, um dem Alarich Widerstand zu leisten, so war es wohl kein Wunder, wenn die unruhigen Deutschen Lust bekamen, dem Beyspiel Alarichs zu folgen, und sich mit den Ueberbleibseln des römischen Glanzes und Wohlstandes zu bereichern. Es sammelten sich daher mehrere deutsche Horden unter den Fahnen eines gewissen Rhadegast, und giengen über die entblößten Vormauern des Reichs. Nicht weniger denn zweymal hun-

hundert tausend streitbare Männer soll Rhadegast in seinem Heere gehabt haben, und eine unzählbare Menge von Weibern und Kindern. Sie erstiegen, im Jahre vier hundert und fünf, die Alpen, und verbreiteten noch mehr Schrecken über Italien, als selbst Alarich verbreitet hatte, weil dieser ein Christ, Rhadegast aber ein Heide war, von dem es hieß, er habe ein Gelübde gethan, seinen Göttern alles Blut der Römer, die in seine Hände fallen würden, zu opfern.

Florenz war die einzige Stadt Italiens, die dem Grimm der Barbaren widerstand, und durch eine tapfere Gegenwehr ihren Zug aufhielt. Aber schon begann der Muth der Einwohner zu wanken, als Stilico an der Spitze eines ansehnlichen Heeres herbey rückte, um die getreue Stadt zu retten. Ohne eine Schlacht zu liefern, trieb er die Barbaren auf nackte und unwirthbare Anhöhen und schnitt ihnen alle Zufuhr ab. Hunger und Seuchen fiengen bald an, die Eingeschlossenen aufzureiben. Rhadegast, an jeder Rettung verzweifelnd, verließ sein verödetes Lager, ward ergriffen, vor Stilico geführt, und im Angesicht der Barbaren enthauptet. Dieses Schauspiel diente vollends, ihren Muth zu lähmen. Sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade, und die Menge der noch Uebrigen war so groß, daß ihrer ganze Heerden, den Kopf zu einem Goldgulden, verkauft wurden. Sie waren aber so entkräf-

kräftet, daß sie starben ehe man sie zur Arbeit brauchen konnte.

Das unglückliche Ende dieser Expedition war doch nicht im Stande, dem Wanderungsgeist der Deutschen Gränzen zu setzen. Nach kurzer Zeit zeigte sich wieder ein ungeheures Heer von Sueven, Alanen, Vandalen und andern deutschen Völkern an den römischen Gränzen. Da Italien durch Stiliço's Anstalten noch zu stark war, um es ganz erobern zu können, so richteten sie ihre Raub- und Eroberungssucht auf das schöne und fruchtbare Gallien.

Längs des Rheines wohnten damals die Alemannen und Franken. Jene behaupteten bey der Annäherung der Heereszüge die strengste Neutralität, die Franken hingegen stunden mit den Römern in Verbindung, und wollten den verbündeten deutschen Völkerschaften den Uebergang über den Strom streitig machen. In einem Augenblicke, wo die Vandalen von den vorausrückenden Alanen und den nachziehenden Sueven durch einen beträchtlichen Zwischenraum getrennt waren, wurden sie plötzlich und mit solcher Wuth von den lauernden Franken angefallen, daß ihrer zwanzig tausend nebst ihrem Könige auf dem Platze blieben. Doch die übrigen deutschen Völkerschaften kamen nun auch herbey, und bahnten sich mit Gewalt einen Weg. Ohne einiges fernere Hinderniß wurde der Zug fortgesetzt, und am ersten Tage des vierhundert und sechsten Jahres

giengen die vereinten Schaaren der Sueven, Alanen und Vandalen über den gefrornen Rhein, um nimmer wieder hinter ihn zurück zu kehren. Von diesem Tage an datirt sich der Untergang des römischen Reichs in den Ländern jenseits der Alpen.

Alles Land, das zwischen dem Rhein und den Pyrenäen lag, ward nunmehr von deutschen Völkern überschwemmt, und der fürchterlichsten Verheerung preis gegeben. Das schöne herrliche Land glich bald einer schröcklichen Wildniß, die um so schauerlicher war, da überall die dampfenden Ruinen zeigten, daß diese Verödung nicht das Werk der Natur sey, sondern der Menschen. Maynz ward erstürmt und zerstört; mehrere Tausend um Gnade flehende Christen wurden samt ihrem Bischof vor den Altären erwürgt. Worms erlag nach einer langen Belagerung; Speier und Strasburg traf kein besseres Schicksal. Cöln ward erobert, Trier geplündert, Rheims sahe seinen Bischof vor dem Altar sterben. Langres ward verbrannt, Besançon geschleift, und das alte Massilien völlig zerstört. Und nachdem ganz Gallien in eine schröckliche Wüste verwandelt worden war, wandten sich die gierigen Barbaren nach Spanien, um dort ihrer Raubsucht neue Opfer zu bringen. Ohne einen festen Eroberungsplan, und ungewohnt das Land zu bauen, waren sie gleich einem Schwarm Heuschrecken, den der erste beste Wind in irgend eine Gegend treibt, um die Früchte der Erde bis auf

die

die tiefste Wurzel zu vertilgen. Nichts gleicht dem Gemählde der Zerstörung, welche die Barbaren in dem schönen Spanien anrichteten. Hunger und Pest folgten ihnen auf dem Fuße nach. Die Bewohner ehemals blühender Städte wurden gezwungen, sich vom Fleisch ihrer todten Mitbürger zu nähren. Die wilden Thiere fielen aus den Wäldern auf das entvölkerte platte Land, und frassen die unzählichen Leichen, und endlich auch die dünne zerstreut lebenden Menschen auf. Aufgezehrt von Hunger und Pest, mußten nun auch die festen Städte, die bisher der einzige Damm gegen die Ueberschwemmung der Barbaren gewesen waren, denselben die Thore öffnen. Einige thaten es mit Frohlocken, weil ihnen die Grausamkeit des Feindes erträglicher schien, als die Raubsucht der römischen Beamten. Hier nahmen die verschiedenen deutschen Horden zum erstenmal eine förmliche Theilung unter sich vor. Gallien fiel den Vandalen und Sueven, Lusitanien und die Gegend um Carthagena den Alanen, und Bätika einem besondern Ast der Vandalen als Eigenthum zu. In der Folge gieng der größte Theil der Vandalen unter ihrem Könige Genserich, und mit ihnen die bereits geschwächten Alanen, nach Afrika hinüber, und errichteten hier ein eigenes Reich, wovon Carthago der Hauptsitz war. Daher bekamen die zurück gebliebenen Deutschen, besonders die Sueven, Gelegenheit, sich in Spanien wei-

ter auszubreiten. Die alten Einwohner des Landes mußten sich entweder zum Tribut oder zur Auswanderung bequemen.

Während das Reich der Römer auf dieser Seite ein Ende nahm, rührte sich auch der muthige Alarich wieder, der inzwischen in dem westlichen Illyrien neue Kräfte gesammelt hatte. Er machte Miene, von neuem in Italien einzufallen, um das Reich der Römer im Herzen selbst anzugreifen. Da Stilico nicht sah, wie er einem solchen Einfall hinreichenden Widerstand entgegen setzen sollte, so fand er sich mit dem gothischen Könige ab, und versprach ihm vier tausend Pfund Gold, wenn er von ferneren Unternehmungen abstehen würde. Alarich ließ sich das gefallen, allein Stilico zog sich dadurch den Verdacht zu, als stünde er mit dem Barbaren in einem heimlichen Einverständnisse, ein Verdacht, der durch mancherley andere Umstände noch mehr Gewicht bekam. Die Feinde des mächtigen Ministers schilderten ihn dem schwachen Honorius als den gefährlichsten Verräther, der selbst nach dem Kaiserthron strebe. Diese Anklagen wurden geglaubt; Stilico ward in Verhaft genommen, und im Jahr vier hundert und acht zu Ravenna enthauptet. Sein Andenken wurde geschändet, seine Vollmachten wurden vernichtet, seine Güter eingezogen, seine Gläubiger ihrer Ansprüche verlustig erklärt, und seine Anhänger in großer Zahl erwürgt.

Mit

Mit Stilico sank die letzte Stütze des schwachen Thrones dahin, und die unklugen Rathgeber des Honorius verleiteten ihn zu Maaßregeln, die das Unglück des Staats beschleunigten. Auf ihren Rath wurden nicht nur die Verwandten und Anhänger des Stilico theils umgebracht, theils ihrer Güter beraubt, sondern man fiel auch über die wehrlosen Kinder und Weiber der fremden Truppen her, die in römischen Diensten standen, und ermordete die Unschuldigen mit barbarischer Wuth. Diese höchst unbesonnene Treulosigkeit zu rächen, schlugen sich über dreyssig tausend Mann, größtentheils Verwandte der Ermordeten zusammen, und beschlossen sich mit Alarich zu verbinden. Der gothische König ließ sich dazu sehr bereit finden, brach im October des Jahrs vier hundert und acht aus Illyrien auf, drang ohne Widerstand in Italien ein, und verband sich mit den misvergnügten Deutschen. Ohne das von Natur und Kunst befestigte Ravenna, wo sich der kaiserliche Hof eingeschlossen hatte, anzugreifen, gieng er durch die unbewachten Päsfe der Apenninen, und schlug sein Lager unterhalb den Mauern Roms auf.

Rom behauptete noch immer den ersten Rang unter den Städten des Erdbodens, ob es gleich in den ersten Jahrhunderten durch den allgemeinen Verfall des Reiches und durch die Entfernung des kaiserlichen Hoflagers viel von seinem ehemaligen Ansehen und Glanz verloren hatte. Es zählte in seinen vier-

zehn

zehn Quartieren die ungeheure Anzahl von acht und vierzig tausend drey hundert und zwey und zwanzig Wohnungen, unter denen ein tausend sieben hundert und achtzig Palläste waren, deren jeder beynahe mit seinen Umgebungen für eine kleine Stadt gelten konnte. Der Umfang dieser ungeheuren Stadt dehnte sich in einer großen Ebene viel zu weit aus, als daß jeder Vertheidigungsposten hinlänglich hätte besetzt werden können, und innerhalb desselben gab es Menschen genug, aber keine im Felde und in Schlachten gestählten Römer. Die Reichen waren durch Ausschweifungen aller Art entnervt; die Armen waren ein faules Bettlervolk ohne Zucht, das durch öffentliche Austheilungen gefüttert werden mußte. Der erste Anfall von Wuth bey dem Anblick eines Barbaren, der frevelhaft es wagte, die heilige Hauptstadt der Welt zu belagern, brach über ein Weib aus, über Stilico's Witwe Serena. Sie ward eines geheimen Verständnisses mit Alarich beschuldiget, und ohne Untersuchung vom Senat zum Tod verurtheilt und erdrosselt. Damit war alle Wuth gestillt, und man hofte, Honorius werde aus Ravenna Hülfe senden, um die Stadt zu retten. Allein dieser elende Regent beschäftigte sich mehr mit einem großen Hahn, den er wegen seiner ansehnlichen Gestalt Rom nannte, als mit der Hauptstadt der Welt. Es dürfte ihm auch in jedem Fall sauer geworden seyn, etwas für die bedrängten Römer zu thun,

da

da die meisten Soldaten nach Gallien geschickt worden waren. Weil nun keine auswärtige Hülfe kam, so suchten die bedrängten Römer durch Zauberey dem Himmel seine Blitze zu entlocken, und sie ins feindliche Lager zu schleudern; aber leider waren alle Versuche der Art vergebens.

Alarich begnügte sich indessen, die Stadt einzuschließen. Durch die möglichst vortheilhafte Vertheilung seiner Truppen gelang es ihm, jeden Posten von Belang zu besetzen, die zwölf Hauptthore zu bestreichen, alle Zufuhr zu hemmen, und die Schiffahrt auf der Tiber durchaus zu hindern. Die Folgen hievon wurden in Kurzem sehr fühlbar. Die Nahrungsmittel wurden seltener, und das Korn stieg zu unerschwinglichen Preisen. Die tägliche Austheilung des Brodes und Oeles ward auf die Hälfte, dann auf ein Drittheil herunter gesetzt, und bald mußte man gar damit aufhören. Hunderttausende wurden nun ein Raub des wüthendsten Hungers. In dieser traurigen Lage blieb nichts übrig, als zur Gnade des gothischen Königes seine Zuflucht zu nehmen. Der Senat beorderte zwey Gesandte an ihn, welche ihm erklären sollten: „das römische Volk sey geneigt, den Frieden einzugehen, wenn ihm derselbe unter anständigen Bedingungen angetragen würde. Widrigenfalls werde es zeigen, daß die Ehre ihm theurer sey, als das Leben; die Belagerer werden ein zahlreiches, in den Waffen geüb-

übtes, und aus Verzweiflung fechtendes Volk gegen sich finden.“ Laut auflachend erwiederte Alarich auf diesen zu den Umständen gar nicht passenden Antrag: „Je dichter das Gras steht, desto leichter ist es zu mähen.“ Bald ward der Uebermuth der Gesandten um viele Grade herabgestimmt, und in einem bescheideneren Tone fragten sie: „unter welchen Bedingungen die Stadt, von der Belagerung befreyt werden könnte?“ Alarich forderte alles Gold und Silber, es möchte öffentliches oder Privateigenthum seyn; alle kostbare Geräthschaften, alle Sklaven von barbarischer Abkunft. Auf die Frage: „und was denkst du uns zu lassen?“ erfolgte die Antwort: „euer Leben!“ Doch das war Alarichs Ernst nicht. Er begnügte sich mit fünf tausend Pfund Goldes, dreissig tausend Pfund Silbers, vier tausend seidenen Kleidern, drey tausend Häuten Saffian und drey tausend Pfund Pfeffer; hielt dafür strenge Mannszucht, und nahm in dem fruchtbaren Tuscien Winterquartiere. Hier kam sein Schwager Adolph mit einer ansehnlichen Verstärkung von Gothen und Hunnen zu ihm; die sich mit Gewalt von der Donau her den Weg geöffnet hatten. Allmählig liefen auch eine Menge Sklaven in Rom davon, und sammelten sich unter Alarichs Fahnen, dessen Heeresmacht bis auf hundert und funfzig tausend Mann anwuchs.

Als Honorius in Ravenna von den Vorgängen in Rom und von Attila's Forderungen Nachricht erhielt, wagte er es, dagegen zu protestiren. Mehreren von den Punkten, die man dem Gothenkönige zugestanden hatte, versagte er geradezu seine Genehmigung. An seinem Hof befand sich alles in der größten Unordnung und Zerrüttung. Heute herrschte der, und morgen wieder ein anderer Günstling, und was man das einemal beschloß, das wurde nach einer kurzen Frist wieder umgestoßen. Heute ward unterhandelt, und morgen wurden alle Unterhandlungen wieder abgebrochen; ja in einem Anfall von Wuth, vom schmerzhaftesten Gefühl unverkennbarer Hülflosigkeit erpreßt, schwor man den Gothen einen ewigen unversöhnlichen Krieg. Die Römer, denen nichts Gutes ahndete, und die vielmehr einen zweyten Besuch von Attila befürchteten, thaten wiederhohlt die dringendsten Vorstellungen bey dem Kaiser, und ließen ihn bitten, sich mit dem furchtbaren Feinde zu vergleichen. Aber Honorius, von blinden Rathgebern irre geführt, war nicht zu bewegen. Er sandte den Römern sechs tausend Dalmatier zur Vertheidigung zu, die aber unterwegs von Alarich so übel empfangen wurden, daß kaum hundert davon kamen.

Zu verwundern ist es, daß Alarich das Gefühl seiner Ueberlegenheit sich nicht verleiten ließ, seine Forderungen an den Hof zu Ravenna zu steigern.

Er that es nicht. Immer noch nannte er sich einen Freund des Friedens und der Römer. Nichts schien ihm mehr am Herzen zu liegen, als wie seine Fehde mit Honorius durch einen gütlichen Vergleich beygelegt werden möchte. Er verlangte auffer einem bestimmten Jahrgelde und einigem Proviant, daß ihm Venetien, Noricum und Dalmatien eingeräumt werden sollte. Aber die letztere Bedingung wollte Honorius durchaus nicht eingehen. Und obschon Alarich zuletzt seine Forderungen blos auf Noricum und auf eine jährliche Lieferung an Lebensmitteln einschränkte, und sich dagegen zum Beystand gegen alle Reichsfeinde erbot, so wurden gleichwohl auch diese sehr billigen Bedingungen verworfen.

Alarich zog nun zum zweytenmale mit seinem Heere nach Rom, und zwar furchtbarer als das erste mal. In kurzem brachte er die Belagerten durch Hunger und Drohungen so weit, daß sie ihm nicht nur die Thore öffnen, sondern auch dem Honorius den Gehorsam aufkündigen, und ihren bisherigen Statthalter Attalus zum Kaiser erklären mußten.

Das Schicksal der Römer schien durch diese Verfügung wirklich einige Besserung zu erlangen. Attalus, der die Liebe des Volks besaß, besetzte sogleich die wichtigsten Staatsämter mit andern Personen, und dem Alarich übertrug er, so wie er es längst wünschte, das Oberkommando über die ganze kaiserliche Kriegsmacht. Rom war entzückt

über

über die glücklichen Regierungsanstalten des neuen Kaisers, und Attalus selbst erklärte, den Tag nach seiner Thronbesteigung, feyerlich im Senate, daß er den ganzen Erdkreis den Römern zu unterwerfen gedächte. Ein freudiger Enthusiasmus verbreitete sich durch alle Stände. Man sprach mit aller Zuverläßigkeit von Wiederherstellung des ehemaligen römischen Reichs, von Erneuerung des erloschenen Ruhms, und von der Herrschaft über die Welt. Allein diese Fieberhitze war bald vorüber, denn der ehemalige Geist, der die Römer zu Thaten und Aufopferungen spornte, war nicht mehr. Alarich rieth dem Attalus, sich vor allem von Afrika, als der Vorrathskammer Italiens, Meister zu machen, und erbot sich, einen Theil seiner eigenen Leute zu dieser Unternehmung herzugeben. Aus unzeitigem Mißtrauen gegen die Gothen wurde aber dieser Antrag verworfen. Ueberhaupt konnte Alarich deutlich genug merken, daß sich die Gesinnungen des Attalus sehr geändert hätten, und daß man die Fremden so weit als möglich hinweg wünschte. Darüber wurde der Gothenkönig so unwillig, daß er dem neuen Kaiser den Purpur wieder auszog, und ihn in den Privatstand zurücksetzte.

Rom ward inzwischen von den Gothen wieder geräumt, und Attila wandte sich von neuem mit Friedensvorschlägen an den kaiserlichen Hof zu Ravenna. Allein Honorius, der bey dem geringsten

Schein von Hofnung, wieder Muth faßte, war jetzt weniger als jemals geneigt, zu einer Aussöhnung die Hand zu bieten. Der Gegenkaiser war abgesetzt, Afrika war dem Kaiser ergeben, und auch von andern Seiten hatte man Aussichten zu Unterstützung an Soldaten. Da nun Attilas Anträge geradezu verworfen wurden, so wandte er sich zum drittenmal nach Rom, um der Stadt nachdrücklicher als zuvor seinen Unwillen fühlen zu lassen. Ravenna, wo sich der Kaiser beständig mit seinem Hofstaate aufhielt, war ihm vermuthlich zu fest, und mit Belagerungen hielten sich die Deutschen nicht gerne auf. Rom war hingegen ohne große Mühe einzunehmen, und welche Aussichten öffneten sich nicht da für die Plünderungssucht der Gothen! Verräther öffneten ihnen um Mitternacht ein Thor, und die erste Stadt auf der Erde ward eilf hundert und ein und sechzig Jahre nach ihrer Erbauung als ein im Sturm eroberter Ort behandelt. Viele Gebäude wurden in die Asche gelegt, und die Gothen zerstreuten sich durch die ganze große Stadt, um sich durch Rauben und Plündern zu bereichern. Indessen betrugen sie sich doch menschlicher, als man von ihnen erwarten konnte. Alles, was sich in die vielen Kirchen geflüchtet hatte, wurde verschont. Sie führten selbst Leute dahin, um sie der Wuth ihrer Kameraden zu entreissen. Alarich ließ sogar einige aus der Peterskirche geraubte kostbare Gefäße zu-

rück geben. Am grausamsten rächten sich vierzig tausend Deutsche, welche die Römer als ihre Sklaven sehr unbarmherzig behandelt hatten, an ihren ehemaligen Herren. Wer sich nicht in die Kirchen oder durch die Flucht rettete, der mußte sich das Schicksal eines Sklaven gefallen lassen, oder seine Freyheit theuer erkaufen.

Roms Eroberung und Mißhandlung durch die Gothen verursachte eine allgemeine Bestürzung. Das alles vergrößernde Gerücht ermangelte nicht, diese Geschichte mit den größten Uebertreibungen zu verbreiten. Alle Kirchen ertönten von den Ermahnungen und Wehklagen der Bußprediger, und man betrachtete dieses Unglück als einen Vorboten von dem nahen Ende der Welt. Die Einwohner der eroberten Stadt selbst verbreiteten überall die schröcklichsten Erzählungen von dem was sie gesehen und nicht gesehen hatten. Viele derselben waren schon vor der Bestürmung durch den zunehmenden Mangel sowohl, als durch die Besorgniß des kommenden, aus der bedrängten Hauptstadt getrieben worden. Andere Schaaren folgten während und nach der Plünderung. Rom blieb verödet, und die entlegensten Provinzen des Reichs wimmelten von Ausgewanderten jedes Standes, Geschlechts und Alters. Dieser schröcklichen Zerrüttung des Staats sahe niemand gleichgültiger zu, als der Kaiser Honorius. Als die Hauptstadt in den Händen der Feinde war, und die

Nach-

Nachricht davon nach Ravenna kam, lief der Verschnittene, welcher die Aufsicht über das kaiserliche Vogelhaus führte, eiligst zu dem Monarchen, und berichtete ihm voller Bestürzung: „Rom ist verloren!“ Der Kaiser erschrack heftig, weil er sich einbildete, sein großer Hahn wäre gestorben, und er tröstete sich sehr leicht, als man ihm sagte, daß nicht sein Leibhahn, sondern die Hauptstadt der Welt, verlohren sey.

Schon am sechsten Tage verließ Alarich mit seinem Heere das verödete Rom, und durchplünderte die umliegend.n Länder Unteritaliens. Mehrere angesehene Städte wurden eingenommen, verwüstet und den Flammen preis gegeben. Belastet mit dem Raube Italiens stand der gothische König an der äussersten Gränze des Landes; lüsternd blickte er nach dem gesegneten Sizilien hinüber, von wo ihm der Uebergang nach dem reichen und wehrlosen Afrika ein Leichtes dünkte. Unverzüglich wurde eine Menge leichter Fahrzeuge ausgerüstet, um das Heer über die schmale Enge hinüber zu führen. Aber kaum hatte man die Flotte mit der ersten Abtheilung der Mannschaft vom Gestade abgestossen, als ein plötzlicher Windstoß sie ergrief, die Fahrzeuge zerbrach, und die Ladung versenkte. So grausam an die Wandelbarkeit des Glückes erinnert, zog sich Alarich nach Cosenza zurück, erkrankte und starb noch in eben dem Jahre vier hundert und zehen. Seine

Gothen begruben ihn auf eine eigene Art. Sie ließen hinter der Stadt Cosenza einen kleinen Fluß ableiten, führten in dem Bette desselben ein kostbares Grabmahl auf, leiteten das Wasser zurück, und schlugen alle Gefangenen todt, welche daran gearbeitet hatten.

II.

Unternehmungen der Gothen unter ihrem Könige Adolph. Ursprung des burgundischen Reichs. Die Sachsen setzen sich in Britannien fest.

Die Gothen glaubten ihrem verstorbenen König Alarich keinen würdigern Nachfolger geben zu können, als den Bruder seiner Gemahlinn Adolph oder Athaulf. Nach einer einstimmigen Wahl erhielt er die königliche Würde.

Adolph war jung und feurig. Trunken von dem Glanz seiner neuen Würde, und im lebhaften Gefühl seiner Kräfte, hatte er anfangs im Sinne, den römischen Staat gänzlich zu vernichten, und auf dessen Ruinen einen neuen zu gründen, der ihn einst als seinen Stifter vergöttern sollte. Ein ruhiges Nachdenken bestimmte ihn aber bald, diesen schimmernden Entwürfen zu entsagen. Er sah ein, daß die Sinnesart der Römer und Gothen zu verschie-

schieden wäre, als daß beyde zu Einer Nation vereinigt werden könnten. Deswegen beschloß er, dem verfallenen Reiche wieder aufzuhelfen, und dasselbe durch das Schwerdt seiner Gothen zu behaupten. Die Unternehmung auf Sizilien und Afrika wurde daher sogleich aufgegeben; und dagegen ein neuer Versuch gemacht, mit dem kaiserlichen Hof zu Ravenna Unterhandlungen einzuleiten, welche zu einem für beyde Armeen gleich ersprießlichen Frieden führen möchten. Adolph versprach, das fast erschöpfte Italien zu verlassen, und dagegen sich in dem zerrütteten Gallien einen Sitz zu erobern, gegen dessen gutwillige Abtretung er dem Reiche Lebenslang als dessen getreuer Bundesgenosse und Krieger zu dienen versprach. Nach langen Berathschlagungen gab endlich Honorius seine Einwilligung zu einem Vorschlag, den er zu verhindern ausser Stande war, und Adolph zog mit seinen Gothen nach Gallien.

Hier hatte sich ein gewisser Jovin, ein gebohrner Gallier, zum Gegenkaiser aufgeworfen, und seinen Bruder Sebastian zum Mitregenten angenommen. Adolph erbot sich, dem Honorius die Köpfe dieser beyden Rebellen zu verschaffen, und auch die Schwester des Kaisers Placidia, die bey der Eroberung Roms in Attila's Hände gefallen war, auszuliefern; dagegen sollte er ihm etwas gewisses an Proviant versprechen. In Ansehung des ersten

Punk-

Punktes hielt Adolph Wort, aber die Prinzessinn wurde nicht ausgeliefert, denn Adolph hatte sich längst in sie verliebt, und die Nichterfüllung des Vertrags von Seiten des Kaisers war ihm Vorwand genug, sie zurückzuhalten. Niemand war darüber aufgebrachter, als des Kaisers Oberfeldherr Constantius, der selbst auf die Prinzessinn Absichten hatte, und durch die Vermählung mit ihr sich den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen hofte. Er drang daher mit allem Nachdrucke auf die Auslieferung der Placidia, und da Adolph sich weigerte, so kam es wieder zum Kriege. Die Prinzessinn war indessen nicht gleichgültig gegen Adolphs Bewerbungen, und gab ihm ihre Hand. Die Vermählung wurde zu Narbonne mit großer Pracht vollzogen. Im kaiserlichen Schmucke prangte die Prinzessinn auf einem erhabenen Throne, während ihr Verlobter in römischer Kleidung zu ihrer Linken auf einem bescheidenen Sitze sich begnügen ließ. Funfzig Jünglinge in seidenen Gewändern brachten die Morgengabe, jeglicher in jeder Hand ein Becken, deren das eine mit Goldstücken, und das andere mit Edelsteinen angefüllt war.

Adolph genoß seines Glückes nur wenige Jahre, und auch in dieser Zeit konnte er die Waffen nie aus den Händen legen. Zwar gab sich Placidia die größte Mühe, zwischen ihrem Gemahl und ihrem Bruder einen Frieden zu vermitteln, aber Constantius

hin-

hinderte es, und setzte den Krieg so glücklich fort, daß Adolph sich entschliessen mußte nach Spanien zu gehen, wo er im Jahr vier hundert und funfzehn von einem seiner eigenen Leute ermordet wurde. Doch erlebte er es noch, daß Catalonien unter die Herrschaft der Gothen kam. Und dieß war der Anfang zu der Stiftung jenes mächtigen gothischen Reichs in Spanien, welches sich unter der Regierung kluger und guter Könige, und unter dem Schutze weiser Gesetze, hundert Jahre lang in dem blühendsten Wohlstand befand, und erst im Jahre siebenhundert von den Arabern ganz zerstört werden konnte. Aus den Trümmern desselben aber giengen neue kleinere Reiche hervor, die sich in der Folgezeit nach und nach wieder vereinigten, und am Ende das heutige spanische Reich bildeten.

Inzwischen hatten auch die Burgunder, ein ursprünglich deutsches Volk, ebenfalls im römischen Gebiete ein neues Reich gestiftet. Sie waren nach und nach aus ihren ältesten bekannten Wohnsitzen zwischen der Oder und Weichsel an den Rhein vorgerückt. Honorius, dem sie gegen Alarich hatten zu Hülfe kommen wollen, wies ihnen neue Wohnsitze, wahrscheinlich in Elsaß an. Einige Zeit nachher breiteten sie sich in Gallien aus, und erwarben sich einen Staat, welcher seit der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts unter der Benennung des burgundischen Königreichs das Herzogthum Bourgogne,

gogne, die Grafschaft Hochburgund, die Dauphiné, Lyon nebst der dazu gehörigen Landschaft, ganz Savoyen, und einen Theil der Schweiz in sich begriff. Die Residenz ihrer Fürsten war zu Genf.

Allenthalben kam das römische Reich ins Gedränge, und eine Provinz nach der andern wurde von demselben abgerissen. Honorius, der vollendetste Schwächling unter der Sonne, war glücklich genug, daß er des Reiches Auflösung nicht erlebte. Als er im Jahr vier hundert und drey und zwanzig an der Wassersucht starb, gehörten zum abendländischen Kaiserthume noch Italien nebst Sizilien, wenigstens noch ein Drittheil von der pyrenäischen Halbinsel, der größte Theil von Gallien, und die afrikanischen Besitzungen. Alles freylich Länder, welche größtentheils durchgeplündert und neuen Angriffen nun nicht mehr vertilgbarer Feinde ausgesetzt waren. Ganz verarmt an weisen Führern ward das römische Reich bald von Weibern, bald von Kindern, bald von Verschnittenen regiert, und wie ein kranker Wollüstling mußte es die Starken und Gesunden an seinem Siechbette vorüber gehen sehen, und hülflos erwarten, was die Uebermüthigen ihm lassen, welche Schmach sie ihm anthun wollten.

Nunmehr wurde auch das entfernteste Land des abendländischen Kaiserthums, das fruchtbare Britannien oder heutige England, die Beute eines deutschen Volkes. Schon um die Mitte des vierten

Jahr-

Jahrhunderts war Britannien in Gefahr gewesen, von den Barbaren verschlungen oder in eine Einöde verwandelt zu werden. Vom Norden her wurde es von den wilden Picten und Scoten verwüstet, und auf der Süd- und Ostseite plünderten und verheerten die räuberischen Sachsen. Die verlassenen und bedrängten Britten sandten zum öftern Gesandte nach Rom, und baten flehentlich um Schutz und Beystand. Aber hier war wenig zu erwarten; denn die Römer waren kaum im Stande Italien, Gallien und andere nähere Länder gegen die eindringenden Deutschen zu vertheidigen. Endlich sandte aber doch der Kaiser Honorius nicht lange vor seinem Tode, ein ansehnliches Korps nach Britannien, um die Barbaren zu vertreiben, und die Einwohner zu schützen. Dieß war aber auch die letzte Hülfe, welche von Rom aus nach Britannien geschickt wurde; denn um das Jahr vier hundert und sieben und zwanzig verließen die römischen Besatzungen die Insel, und die Römer sagten sich von der bisherigen Herrschaft über Britannien, das sie nicht länger vertheidigen konnten, gänzlich und förmlich los. Seitdem war Britannien ein fürchterlicher Schauplatz der schottischen und pictischen Grausamkeiten und Verwüstungen, wobey die von den Römern eingeführte Kultur wieder zu Grunde gieng, und die Nation in die alte Barbarey zurück fiel.

Als man sich der wiederhohlten Einfälle und Verwüstungen der Barbaren gar nicht mehr erwehren konnte, so that der britannische König Vortigern in einer Versammlung der Stände seiner Nation den Vorschlag, ein auswärtiges Volk zu Hülfe zu rufen, um nicht gar zu Grunde zu gehen. Der Vorschlag gefiel, und man wandte sich deßhalb durch Abgeordnete an die Sachsen.

Dieses kriegerische Volk hatte sich seit mehr als hundert Jahren nicht nur durch glückliche Unternehmungen zu Lande, sondern auch durch kühne Räubereyen zur See bekannt und furchtbar gemacht. Freilich hatten eben diese Sachsen, die an der Nordsee, vom Ausflusse der Elbe und der Weser an bis gegen den Rhein und der Schelde hin wohnten, auch schon manchmal die Britten selbst durch plündernde Landungen in Schrecken gesetzt. Es war also wirklich ein sehr gewagtes Unternehmen, bey solchen eroberungssüchtigen Menschen Hülfe zu suchen und sie ins Land zu locken. Allein man glaubte doch am Ende, für seine Sicherheit besser zu sorgen, wenn man sich mit einer Anzahl entlegener Feinde verbände, statt sich der überlegenen Menge einheimischer Feinde preis zu geben.

Die Sachsen vernahmen inzwischen die Auffoderung, nach Britannien zu kommen, mit vielem Vergnügen, und ermangelten nicht, ohne Verzug Folge zu leisten. Der Krieg war ihr liebstes und gewöhn-

wöhnlichstes Erwerbmittel, und die Fruchtbarkeit Britanniens, so wie die Schwäche der Einwohner, versprach ihnen keine kleinen Vortheile. Der König Vortigern empfieng die Fremden, mit denen auch eine Anzahl Angeln und Jüten zu Schiffe gegangen waren, mit vieler Freundschaft, und es ward sogleich ein gemeinschaftlicher Zug gegen die nördlichen Barbaren veranstaltet. Diese vermochten es nicht, dem kühnen Angriffe der Sachsen zu widerstehen, sondern flohen mit großem Verlust in ihre entfernte Wälder und Schlupfwinkel zurück. Voll Freude über diese glückliche Begebenheit, und um sich der Hülfe der Sachsen ferner zu versichern, räumten ihnen die Britten die Insel Thanet ein, und versprachen ihnen auch einen lebenslänglichen Sold an Lebensmitteln und Kleidern. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Sachsen gleich anfangs mit dem geheimen Vorsatze nach Britannien gekommen waren, sich dieses Landes selbst zu bemächtigen. Die Leichtigkeit, mit welcher sie die Barbaren geschlagen und verjagt hatten, und die offenbare Trägheit der Britten selbst, munterte sie noch mehr auf, in dem Lande zu bleiben, dessen Reichthum sie längst kannten. Sie ließen daher immer mehr Verstärkung nachkommen, und dazu war ihnen die erhaltene Insel Thanet sehr vortheilhaft, weil sie hier von den Britten nicht leicht beobachtet werden konnten. Als sie sich stark genug glaubten, suchten sie Gele-

gen-

genheit, mit den Britten in Händel zu gerathen, und fiengen an sich zu beschweren, daß ihnen der versprochene Sold nicht gehörig entrichtet werde. Endlich machten sie mit den Picten und Schotten, die sie in ihren Unternehmungen hindern konnten, einseitig Friede: und nun kam es zwischen den bisherigen Bundesgenossen zu öffentlichen Feindseligkeiten und zu einem Kriege, in welchem die Sachsen, nach vieljährigem Verwüsten und Morden, die Oberhand erhielten. So ward also auch in England ein deutsches Reich errichtet, das von den Stiftern, den Sachsen und Angeln, das angelsächsische genannt wurde. Es bestand anfangs aus sieben kleinen Fürstenthümern, die aber nachher unter die Gewalt eines einzigen Königes vereiniget wurden. So ist das englische Reich entstanden. Die eigentlichen Einwohner, die Britten, wurden entweder mit barbarischer Grausamkeit vertilgt, oder sie mußten ihren Ueberwindern als Knechte dienen. Auf diese Art wurde in Britannien allmählich alles sächsisch, Einwohner, Sprache, Sitten und Verfassung.

12.

Eroberungen des Attila, Königs der Hunnen.

Es ist Zeit, daß wir uns wieder zu den Hunnen wenden, die seit funfzig Jahren in den Wohnsitzen der Gothen an der Niederdonau, in dem jetzigen Ungarn, sich festgesezt hatten, wo sie hauptsächlich mit der Pferde- und Hornviehzucht sich beschäftigten. Den Sitten ihrer Väter getreu, durchstreiften sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch die angränzenden Länder, behandelten manche kleine Völker als Unterthanen, manche andere als Bundesgenossen, und gaben dem römischen Kaiser mehr als eine große Schaar in den Sold. Besonders mächtig wurden sie seit dem Jahre vier hundert und fünf und vierzig, da Attila ihr alleiniger Beherrscher wurde. Der Hauptsitz seines weitläuftigen Reiches war in den Ländern des rechten Donauufers. Sein Hoflager bestand aus ganz hölzernen Gebäuden, hatte einen weiten Umfang, und war so reinlich und ordentlich, daß es wohl für eine Hauptstadt gelten konnte.

Attila war in vielfacher Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, und der Schrecken seines Zeitalters. Seine äusserliche Bildung trug ganz den Stempel seiner Abkunft. Der dicke Kopf, die dunkle Farbe, die kleinen tiefliegenden Augen, die gequetschte Nase, die breite Brust, die breiten Schultern, der

kurze fast viereckigte Körper verriethen sattsam seinen mongolischen Ursprung. Sein Gang war stolz und majestätisch, die kleinen funkelnden Augen wußte er so trotzig zu rollen, daß ihm gegenüber auch den Beherzten ein Schrecken anwandelte. Der Krieg war sein Element, und weil seine Unterthanen nichts mehr liebten als Rauben und Plündern, so stund der tapfere Attila bey ihnen im größten Ansehen, und wurde von ihnen fast abgöttisch verehrt. Das wollen wir den Hunnen verzeihen, daß sie ihren König nur darum verehrten, weil er ein gewaltiger Krieger war. Wir wissen aber besser, wodurch Könige und Fürsten sich wahre Verehrung und Hochachtung bey ihren Unterthanen erwerben können. Indessen mangelte es dem Hunnenkönige doch auch nicht an geistigen Eigenschaften, die ihn vor dem bloßen Eroberer und Länderverwüster auszeichnen. Er war ein feiner schlauer Kopf, der eine sehr gesunde Beurtheilungskraft besaß, und durch sein Benehmen verrieth, daß er die Menschen geschickt zu seinen Absichten zu gebrauchen wisse. Unverbrüchlich hielt er sein gegebenes Wort, schonte derer, die nicht widerstanden, und ahndete kaiserliche Mordanschläge gegen seine Person mit Verachtung und Geldbußen. Auch wird von ihm gerühmt, daß er strenge Gerechtigkeit geübt, und täglich selbst Gericht unter freyem Himmel gehalten habe, wo sich alle einstellen konnten, die gegen jemand eine Klage vorzubringen hatten.

Obgleich unter Attila's Regierung viele Hunnen Pracht und Schwelgerey sehr liebten, so lebte er doch für seine eigene Person immer sehr mäßig. Wenn er ein Gastmahl gab, so ließ er seinen Gästen eine Menge der herrlichsten Speisen und Getränke in silbernen und goldenen Gefäßen vorsetzen; er selbst aber begnügte sich mit wenigem; aß aus einer hölzernen Schüssel und trank aus einem hölzernen Becher. Er selbst war nicht gesprächig; doch sorgte er dafür, daß seinen Gästen die Zeit nicht bey ihm lange wurde. Er erlaubte (gegen die Gewohnheit der asiatischen Völker) nicht nur seiner Gemahlinn öffentlich zu erscheinen und seine Gäste zu unterhalten, sondern unterhielt sogar eine Art Hofpoeten, die seine Thaten in Verse bringen, und wenn die Unterhaltung zu stocken anfieng, sie der Gesellschaft vorsingen mußten.

Ehe noch Attila als Alleinherr das weite Hunnenreich von der Donau bis an die Ostsee, die Wolga und die persische Gränze bey Derbend beherrschte, befanden sich die Hunnen im Besitze von ganz Pannonien, Servien und Bulgarien; die Kaiser zu Constantinopel zahlten ihnen jährliche Subsidien, und die Hülfsvölker, welche sie im Morgen- und Abendlande bald den Kaisern, bald derselben Gegnern stellten, hatten sie mit dem Zustand beyder Reiche nur allzu gut bekannt gemacht. Attila bildete aus den ihm unterworfenen Völkern, ihrer verschiedenen

Klei-

Kleidung und Rüstung ungeachtet, das furchtbarste Heer. Die Bewegungen desselben lenkte er durch seine Befehle, ohne an dem Gefechte selbst Antheil zu nehmen. Durch verrätherische Römer unterrichtet, trieb er die Kunst, Städte zu erobern, höher, als alle Feldherren der barbarischen Völker seiner Zeit. Jahrhunderte lang knüpfte man an die Namen von Attila und seinen Hunnen, die Vorstellung von Tod und Verderben auf der Stelle. So weit seine Heereszüge giengen, konnte man sagen: „hier standen einst Städte, hier wohnten einst Menschen!“ Da wo seines Pferdes Huf den Boden geschlagen hatte, wuchs kein Gras. Schaaren von überwundenen oder zinsbaren Königen bedienten Tag für Tag den großen Attila. Sie lauschten auf seinen Wink, sie zitterten vor dem Runzeln seiner Stirne, und vollzogen ohne Widerrede seine Befehle. Zu Friedenszeiten hatten sie abwechselnd die Aufwartung in seinem Lager. Gefiel es ihm aber seine Macht zu mustern, so rückten fünf bis siebenmal hundert tausend Barbaren ins Feld, bereit seine Schlachten zu schlagen.

Für die Römer war Attila ein sehr gefährlicher Nachbar. Seine Gesandtschaften an dieselben waren eine Art von Brandschatzungen, welche je länger je drückender wurden. Als man ihm nicht mehr gutwillig geben wollte, was er forderte, so zog er die um ihn her zerstreuten Horden an sich,

und zwang den Hof von Rom, ihm zwischen den zwey Strömen Sau und Donau einen Strich Landes einzuräumen, so daß er mitten zwischen beyden Reichen saß, und sich hinwenden konnte, wohin er wollte. Den Hof von Constantinopel zwang er noch zu einem schändlichen Vertrage. Die Römer mußten ihm alle Hunnen ausliefern, die zu ihnen übergelaufen waren, oder noch überlaufen würden; das Lösegeld für die gefangenen Römer bezahlen, die ihm heimlich entwischten; ihm jährlich sieben hundert Pfund Gold überschicken, und keinem Volk beyzustehen geloben, mit welchem die Hunnen Krieg führten. Dieser für die Römer so schändliche Vertrag zeigt, was man sich von dem Hunnenkönige gefallen lassen mußte. Der Kaiser Marzian, welcher im Jahr vier hundert und ein und funfzig den morgenländischen Thron bestieg, hatte zwar das Herz, den Gesandten des Attila, welche die bedungenen jährlichen Subsidien forderten, zu sagen: „Gold habe ich für meine Freunde, aber Eisen für meine Feinde.„ Allein Marzian hätte dieses Kompliment gewiß theuer gebüßt, wenn nicht folgender Vorfall die Aufmerksamkeit des Hunnenköniges auf eine andere Seite gelenkt hätte.

Der damalige Kaiser in Rom, Valentinian der Dritte, hatte eine Schwester, Namens Honoria; eine reitzende Prinzessinn, die aber ihre hohe Abkunft mit allen Ausschweifungen des niedrigsten Pö-

Bels schändete. Als ihr Bruder, der Kaiser, davon Nachricht bekam, gerieth er in den äussersten Unwillen, und sandte die ehr- und pflichtvergessene Schwester nach Constantinopel in ein Kloster, um für ihre Ausschweifungen daselbst zu büßen. Dreyzehn langwierige Jahre verlebte Honoria in der Gesellschaft der frommen Jungfrauen, und theilte ihre Uebungen und Kasteyungen, ohne ihnen einen Geschmack abzugewinnen. Des einsamen Lebens überdrüßig, und nach den so lang entbehrten Freuden der Welt sich sehnend, gerieth sie auf einen sonderbaren Einfall. Attilas Name erfüllte den Erdkreis, und seine Thaten waren das allgemeine Gespräch. Nach und nach war Honoria mit dem Gedanken vertraut, daß Attila und kein anderer dazu geeignet sey, als ihr Held und Erretter aufzutreten. Ohne sich an dem ungeheuren Abstande der Nationen, der Sitten und des Glaubens zu stoßen, fand sie Mittel, ihm durch einen vertrauten Verschnittenen ihre Hand anbieten zu lassen, mit der Versicherung, sie betrachte sich mit Vergnügen als seine Braut, und wünsche nichts mehr, als daß er ihr Erbe den Händen ihres ungerechten Bruders entreissen möge. Dieses Anerbieten begleitete sie sogleich mit einem kostbaren Verlobungsringe.

Obgleich Attila schon mehrere Gemahlinnen hatte, so schien es ihm doch, das Anerbieten der Prinzessinn sey in jeder Hinsicht so vortheilhaft,

daß

daß er es nicht von der Hand weisen dürfte. Er ließ daher der schönen Honoria, ohne sie gesehen zu haben, seine Gegenliebe versichern, und hielt darauf förmlich bey ihrem Bruder um sie an, in der festen Ueberzeugung, daß dieser es sich zur Ehre schätzen würde, den König der Hunnen zum Schwager zu bekommen. Allein dießmal verrechnete er sich. Valentinian, der vielleicht schon Nachricht davon bekommen haben mochte, wer den Attila auf diesen Einfall gebracht hätte, dankte ihm zwar höflichst für die Ehre, die er ihm erzeigen wollte, schlug ihm aber unter Anführung verschiedener Gründe, sein Verlangen geradezu ab. Zugleich ward die Prinzessinn unverzüglich von Constantinopel nach Italien zurück entboten. Ganz in der Stille traute man sie dem nächst-besten unbedeutenden Menschen an, und mauerte sie dann auf ewig ein.

Attila schäumte vor Wuth, als er davon Nachricht bekam, und schwur sich fürchterlich zu rächen. Er bot sogleich alle seine Heere auf, und verließ seine Hauptstadt an der Spitze von fünf bis siebenmal hundert tausend Kriegern. Er hätte zwar von Ungarn aus geradezu nach Italien marschiren können, aber mancherley andere Ursachen bewogen ihn, einen großen Umweg zu nehmen. Er zog mit seinem Heere längst der Donau hinauf, zerstörte die römischen Festungen an diesem Strom, und verödete jeden Landstrich, den er berührte. So kam er durch

das

das heutige Oesterreich, Baiern und Franken, und rieß mehrere deutsche Völker, auf welche er bey seinem Zuge stieß, mit sich fort, wodurch sein Heer immer stärker wurde. In der Gegend wo der Neckar in den Rhein sich ergießt, setzte er über diesen Strom, und stürzte sich mit unwiderstehlichem Ungestümm in die belgischen Provinzen. Alle Städte, die dem barbarischen Heere im Wege lagen, wurden erstürmt, geplündert und größtentheils in Asche gelegt. Die starken Mauern von Metz schienen anfangs dem Grimm der Barbaren trotzen zu wollen; als sie aber auf die Länge dem wüthenden Sturme nicht widerstehen konnte, brach der Feind desto wüthender herein, mordete ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, tödtete die Priester in den Kirchen, und die Kinder über den Taufsteinen; die Stadt ward in die Asche gelegt, und eine einzige Kapelle zum heiligen Stephan bezeichnete den Ort, wo einstens Metz stund. Zwischen dem Rhein und der Seine, zwischen der Marne und der Mosel war alles Land eine Einöde. Zum fünftenmal ward Trier zerstört. Der verheerende Zug gieng bey Auxerre über die Seine vor Orleans; schon waren die Mauern niedergeworfen, die Vorstädte besetzt, und das verzagende Volk in der Stadt lag betend auf den Straßen, als plötzlich der tapfere römische Feldherr Aetius, und Theoderich, König der Westgothen, zum Ersatz anrückte. „Es ist Gottes Hülfe!“ rief

rief der Bischof Anianus, und alles Volk erhob sich mit dem Geschrey: „es ist Gottes Hülfe!“

Attila zog sich schleunig zurück in die Ebene bey Chalons in Champagne; denn die Hauptstärke seines Heeres war die hunnische Reuterey. Hier kam es zu einer entsetzlichen Schlacht, von der ein alter Schriftsteller sagt, es sey ihr keine, weder in der damaligen, noch in den vergangenen Zeiten, gleich gewesen. Die Nationen von der Wolga bis an das atlantische Meer, waren in den Ebenen von Chalons versammelt. Nichts geringeres galt es, als den Kampf der gesitteten Welt mit der ungesitteten, das Ringen roher Kraft mit den vereinten Anstrengungen des Muthes und der Klugheit.

Es war in dem vier hundert und ein und funfzigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung, an einem der frühern Herbsttage, als diese Schlacht geliefert wurde. Es fochten Ostgothen gegen Westgothen, Franken gegen Franken, Alanen gegen Alanen, Burgunder gegen Burgunder. Die Schlacht fieng mit Anbruch des Tages an, und dauerte bis tief in die Nacht hinein. Dreymal hundert tausend Erschlagene, nach der freygebigsten Berechnung, nach der sparsamsten, ein hundert zwey und sechzig tausend, deckten die Wahlstatt; ein ganz blühendes Geschlecht war in wenigen Stunden abgemähet worden durch den verderblichen Ehrgeitz eines Einzigen. Die Römer und ihre Bundesgenossen siegten, waren

ten aber so abgemattet und geschwächt, daß sie den König Attila mit den Ueberbleibseln seines Heers sich ganz ruhig zurückziehen ließen. Attila selbst hatte dieß nicht gedacht, und ließ, weil er den Tag nach der Schlacht einen neuen Angriff befürchtete, alle Geräthschaften und Kostbarkeiten, die er auf seinem Zuge erbeutet hatte, in seinem Lager auf einen Haufen zusammen schleppen, in der Absicht, sich mit denselben sogleich zu verbrennen, wenn sein Lager von den Römern angegriffen und bezwungen werden sollte. Aber seine Feinde blieben ganz ruhig, und er zog sich also über den Rhein nach Deutschland und von da weiter in sein Gebiet zurück.

Durch diesen Durchzug der Hunnen, so wie durch die Völkerwanderung überhaupt, bekam Deutschland ein ganz anderes, aber freylich kein freundlicheres Ansehen. Die vielen schönen Städte, welche die Römer auf der linken Rheinseite angelegt hatten, wie z. B. Speyer, Worms, Maynz, Cöln, Trier und andere, waren in Aschenhaufen verwandelt worden; die schönen Gebäude, Kirchen Palläste, Landhäuser, an denen die Römer Jahrhunderte lang mühsam gebaut hatten, lagen zertrümmert da; die Gärten und Felder, die durch ihren Fleiß entstanden waren, lagen wüste; die Gegenden, die sie durch Austrocknung der Sümpfe, durch Aushauen der dicken Waldungen verschönert und frucht-

bar

bar gemacht hatten, bekamen wieder ein trauriges Ansehen. Auch das Christenthum, das die Römer zu verbreiten angefangen hatten, verlor sich in den meisten Gegenden, und die heidnische Religion wurde wieder allgemein.

So unglücklich Attila's letzter Heereszug sich geendigt hatte, so gieng er doch nur in seine Residenz zurück, um neue Kräfte zu sammeln, und dann mit verstärkter Macht über die Römer herzufallen. Nur einen Winter vermochte er die Ruhe zu ertragen. Als er noch einmal bey dem Kaiser um die Auslieferung seiner Braut angehalten, und wiederum eine abschlägige Antwort erhalten hatte, brach er mit Anbruch des Frühlings auf, zog durch Pannonien und Noricum, gieng über die julischen Alpen, und lagerte sich unter den Mauern des festen und volkreichen Aquileja, damals der blühendsten unter allen italienischen Seestädten. Nach der hartnäckigsten Gegenwehr ward die Stadt eingenommen und zerstört. Als diese Vormauer Italiens gefallen war, stand der ganze obere Theil des blühenden Landes den feindlichen Verheerungen offen. Das reiche Venetien ward überdeckt mit dem Schutt und der Asche seiner funfzig Städte. Pavia kaufte den gänzlichen Untergang mit der Auslieferung seines ganzen Reichthums ab. Zwischen dem Po, den Alpen und den Apenninen ward alles Land überschwemmt, ausgeraubt und verödet. Im kaiserli-

chen

chen Pallaste zu Mayland fand Attila ein Gemählde, welches die Kaiser auf Thronen sitzend, und scythische Fürsten zu ihren Füßen niedergeworfen vorstellete. Attila befahl einem Mahler, das Gemählde zu ändern; nun erschienen die Kaiser in einer demüthigen Stellung vor den Scythen auf dem Throne, und zählten Tusidien hin. Was das Gemählde an Schönheit bey der Umänderung verloren haben mochte, hatte es zwiefach an Wahrheit gewonnen.

Italien gerieth über die Fortschritte der Barbaren in eine dumpfe Betäubung. Der unkriegerische Kaiser Valentinian verließ das feste Ravenna und floh in das offene Rom, vermuthlich um bey zunehmender Gefahr Italien gänzlich zu räumen. Die einzige Stütze des Reichs war jetzt der tapfere Aetius, aber ohne Heer, und ohne Aussicht eines zu sammeln war er nicht im Stande etwas zu leisten, das seines ehemaligen Ruhmes würdig war. Die Barbaren, die ihm hatten Gallien vertheidigen helfen, weigerten sich auch diesseits der Alpen ihn zu unterstützen. Aetius konnte daher nichts thun, als mit einer kleinen Schaar dem Feinde das Vorrücken erschweren, und wirklich that er ihm hin und wieder einen nicht unbedeutenden Abbruch. Noch verderblicher aber war für die Hunnen das heiße Klima Italiens, die italienischen Weine, Gewürze und

Leckereyen. Es brachen ansteckende Krankheiten unter ihnen aus, die sie zu Tausenden hinraften.

Attila rückte indessen immer weiter; und wollte bereits gegen Rom aufbrechen, als eine Gesandtschaft in seinem Lager ankam, und mit derselben Leo der Große, Bischof von Rom, wahrscheinlich von seiner Geistlichkeit in Procession begleitet. Der ehrwürdige Prälat bot seine ganze Beredsamkeit auf, um dem hunnischen Könige friedliche Gesinnungen einzuflössen, und es vereinigten sich mancherley Umstände, die ihm bey seinem Ansuchen zu statten kamen. Das zahlreiche Heer der Hunnen war durch Hunger und Krankheiten sehr geschwächt worden, und der mit großer Beute beladene Rest sehnte sich nach Hause. Die vom Aetius zusammen gezogenen Truppen hatten über die Hunnen schon verschiedene Vortheile erfochten, und das Hülfsheer des Kaisers von Constantinopel war selbst in das Land der Hunnen eingefallen. Eben so mögen die Geschenke sehr wirksam gewesen seyn, die wahrscheinlich dem Attila theils gebracht, theils versprochen worden, und vielleicht hatte sich Attila noch einen jährlichen Tribut ausbedungen. Alle diese Gründe, wirkten auf seine Entschließung, und bestimmten ihn, einen Waffenstillstand einzugehen. Er verließ Italien mit dem Bedrohen, daß er, wenn ihm die Prinzessinn Honoria, nebst einem königlichen Brautschatze, nicht ausgeliefert würde, bald wie-

der-

verkommen, und das Land weit härter heimsuchen werde. Allein diese Drohung zu erfüllen, ward Attila vom Schicksal verhindert, denn schon ein oder zwey Jahre darauf starb er. Man fand ihn eines Morgens, nach einem vorhergegangenen großen Schmauße, in seinem Bette im Bluke schwimmend. Groß war der Schrecken, allgemein die Trauer der Hunnen, um den großen König. Unter freyem Himmel ward ein seidenes Gezelt aufgeschlagen, unter welchem auf einem herrlichen Prunkbette, der königliche Leichnam zur Schau gestellt wurde. Die Edelsten der Nation ritten Tag für Tag in feyerlichem Gedränge um das Zelt. Sie schoren ihr Haar, zerfetzten ihren Leib, und sangen ein Trauerlied. Dann legten sie seinen Körper in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen, letztern in einen eisernen, vergruben ihn des Nachts, und tödteten alle Gefangenen, welche dabey gebraucht worden waren. Denn niemand sollte wissen, wo Attila's Körper und mit ihm köstbare Kriegsbeute vergraben läge.

Mit dem Tode dieses großen Eroberers lößte sich sein mächtiges Reich wieder in seine Theile auf; denn seine Söhne hatten nicht den Verstand und den Heldenmuth des Vaters, und die vornehmsten der unter ihm vereinigten Völker setzten sich in Freyheit, und machten Eroberungen für sich allein.

13.

Die Vandalen gründen ein Reich in Afrika und erobern Rom unter ihrem König Genserich.

Der Tod des mächtigen Hunnenköniges befreyte zwar Italien von neuen Verwüstungen, und von der Gefahr, unter die Herrschaft der Hunnen zu gerathen. Indessen konnte das zerrüttete Reich seinem Schicksale nicht entgehen, und der Zeitpunkt kam immer näher, da es den Barbaren zu Theil werden, und selbst der Name des abendländischen Kaiserthums erlöschen sollte. Daß dieß nicht bereits geschehen war, hatte der Kaiser Valentinian größtentheils seinem klugen und tapfern Feldherrn Aetius zu danken. Freilich bewies er, stolz auf seine Verdienste, ein allzustarkes Selbstgefühl. Er verlangte die Tochter des Kaisers zur Gemahlinn, und kränkte durch seine große Anmaßungen Valentinians Hofbeamten so sehr, daß sie sich zu seinem Untergange verschworen. Der Kaiser ließ sich so sehr gegen ihn aufbringen, daß er ihm mit eigener Hand das Schwerdt durch die Brust stieß. Kammerherren und Verschnittene vollendeten die Ermordung. Eben das Schicksal hatten noch andere würdige Staatsbeamte.

Es währte nicht lange, bis diese Ungerechtigkeiten bestraft wurden. Der römische Senator Maximus, ein sehr reicher und frey gebildeter

Mann,

Mann, dessen Gemahlinn Valentinian, theils durch List, theils durch Gewalt, zur Untreue verleitet hatte, schwor dem untauglichen Kaiser den Tod. Zwey ehemalige Trabanten des Aetius, hieben ihn auf öffentlichem Platze, und im Angesichte seiner Leibwache, nieder. Vier und zwanzig Stunden nach Valentinians Tode trug Maximus den kaiserlichen Purpur; aber nicht länger als drey Monate. Daß er der Mörder des Kaisers wäre, war wenigstens nicht öffentlich bekannt. Er nöthigte die Witwe seines Vorgängers, die Eudoxia, ihn, der plötzlich auch Witwer geworden war, zu ehelichen. In einem unglücklichen Augenblicke inniger Vertraulichkeit gesteht er ihr, was sie schon vermuthet hatte, und Eudoxia ladet um die Ermordung ihres ersten Gemahls an dem zweyten zu rächen, die Vandalen ein, nach Rom zu kommen.

Die Vandalen werden als eines der ältesten Hauptvölker der Deutschen genannt, welches, in mehrere Stämme vertheilt, an der Ostsee, von der Weichsel bis über die Memel hinaus wohnte. Bald breitete sich der vandalische Name aus von Reval bis Lübeck, und bezeichnete nicht weiter ein Volk, sondern einen Völkerbund. Im dritten Jahrhundert saßen Vandalen in Schlesien und Böhmen; im vierten in Dacien, vom Pruth bis zur Theis; von hier vertrieben durch Gothen, nahm sie Constantin der Große in Pannonien auf; im Anfang des fünf-

ten

ten Jahrhunderts zogen sie zugleich mit Sueven und Alanen nach Gallien und Spanien. Von den Sueven nach Gallien verdrängt, behaupteten sie sich noch im bätischen Spanien, und machten allerley Versuche, sich auf den bey Spanien liegenden Inseln Majorca und Minorca festzusetzen. Ihre Unternehmungen leitete ein Anführer, dessen Name unter den Eroberern dieser Zeit neben Alarich und Attila die dritte Stelle einnimmt, der König Genserich. Er war nicht ansehnlich von Wuchs und Länge, dazu hinkte er in Folge eines Sturzes vom Pferde. Unerschrockenheit und Verschmitztheit aber unterwarfen ihm die Gemüther sicherer und bleibender, als die ansehnlichste Gestalt es vermocht hätte. Sparsam mit Worten, heimtückisch verschlossen, ein Verächter aller Wollust, dagegen aber dem Jachzorn und der Rachgierde allzuoft erliegend, ehr- und raubsüchtig ohne Ziel und Gränzen, einzig in der Kunst, den Saamen der Zwietracht zwischen den Völkern auszustreuen, damit er herrschen möge: das war Genserich. Seine gesammelte Kriegsmacht bestand aus nicht mehr als funfzig tausend Mann, und darunter befanden sich Alanen, Gothen, Glücksritter und Umtreiber aus andern Völkerschaften. An der Spitze dieser tapfern Macht näherte er sich dem mittelländischen Meere, schifte sich ein, und landete unvermuthet auf der Küste des römischen Gebietes in Afrika. Hier schlugen sich die über die

römische Herrschaft äusserst erbitterten Mauritanier (in Fes) zu ihm. Die schöne Provinz Afrika, wo kaum drey Städte mit Mauern versehen waren; welche die wenigen Garnisonen und die neu angeworbenen Truppen sehr schlecht vertheidigten, wurde eine Beute der schröcklichen Raub- und Mordsucht der unbarmherzigen Deutschen, und man kannte seit der Zeit keine grausamere Behandlungsart, als das Verfahren der Vandalen. Niemand that dem Genserich Widerstand. Er eroberte auch die Hauptstadt Karthago, die, ihres Handels und Reichthums ungeachtet, doch noch mit leeren Plätzen und Trümmern angefüllt war. Der kaiserliche Hof mußte mit Genserich Frieden schließen, um nur den Besitz von Mauritanien zu retten. Die Vandalen brachten hierauf nicht nur die balearischen Inseln, sondern auch Sizilien, Sardinien und Corsika in ihre Gewalt.

Auf dieser Stufe der Macht und des Ansehens stund Genserich, als die Kaiserin Eudoxia ihn bitten ließ nach Rom zu kommen, um ihren Gemahl zu bestrafen. Welche Unbesonnenheit und Verblendung! Um die Ermordung eines liederlichen Mannes zu rächen, gab sie Italien und Rom der Verheerung preis. Aber auch welch' ein Wechsel der Dinge! Rom hatte ehemals Karthago zerstört, und jetzt nach sechs hundert Jahren, kam ein Volk von der Ostsee her, und rächte Karthago's Zerstörung durch die Plünderung Roms.

Genserich war sogleich bereit, der Einladung der Kaiserin Eudoxia zu folgen, und erschien im Junius des Jahres vier hundert und fünf und funfzig mit einer großen Flotte vor der Tiber. Der Kaiser Maximus war wegen des großen Anhanges den seine Gemahlinn hatte, sogleich verloren. Von jedermann verlassen hatte er das schröckliche Schicksal, von dem Pöbel gesteiniget, und von den Soldaten niedergehauen zu werden. Am dritten Tag nach seiner Ermordung erschien Genserich vor den Thoren Roms. Nunmehr hätte Eudoxia nichts mehr gewünscht, als daß er wieder hingegangen wäre, wo er hergekommen war. Allein dieß war jetzt ein vergeblicher Wunsch; noch weniger durfte man es wagen, den rohen Feind durch einen fruchtlosen Widerstand zu erbittern. Eher hofte man, durch eine Gesandtschaft ehrwürdiger Priester, an deren Spitze sich abermals der Bischof Leo stellte, den Grimm des Genserich wie einst den des Attila zu entwafnen. Doch diesem Barbaren war weiter nichts abzugewinnen, als das Versprechen, daß er der wehrlosen Menge schonen, die Stadt nicht in Brand stecken, und die Gefangenen menschlich behandeln wolle. Auf diese unbestimmte Zusage wurden ihm die Thore geöffnet. Die Plünderung nahm ihren Anfang und dauerte vierzehn Tage und Nächte. Die Schätze der Kirchen, die Reichthümer des kaiserlichen Pallastes, alle öffentlichen und

Pri-

Privatgebäude wurden rein ausgeraubt. Was nur immer einigen Werth hatte, mochte es übrigens noch so schwer und unbehülflich seyn, ward von den Vandalen fortgeschleppt, und auf ihre Schiffe geladen. Das eherne Dach des Kapitols, welches der Kaiser Domitian mit einem Aufwande von vielen Millionen mit goldenen Blechen hatte überziehen lassen, ward dießmal abgebrochen und hinweggeführt. Die heiligen Geräthe aus dem Tempel zu Jerusalem, die Bildsäulen der Götter und Helden, welche der Habsucht der Hunnen entgangen waren, wurden jetzt zu Schiffe gebracht. Der größte Verlust war unstreitig der, daß so viele Meisterstücke der Kunst von den Barbaren theils beschädiget und zerstört, theils nach Karthago abgeführt wurden. Von den letztern wurde ein großer Theil in den Fluthen des Meeres begraben.

Genserich begnügte sich nicht mit dem Raube der Kunstschätze. Eine blühende Jugend beyderley Geschlechts mußte den Ueberwindern in einen fremden Welttheil folgen. Eudoxia selbst wurde, nachdem man sie ihrer Schätze und Kostbarkeiten beraubt hatte, sammt ihren beyden Töchtern in die Gefangenschaft fortgespleppt. So endigte sich die unbesonnene Herbeyrufung eines Barbaren, von dessen Eroberungs- und Plünderungssucht man schon so viele Beweise hatte.

14.

Zerstörung des abendländischen Reichs der Römer durch Odoaker. Die Regierung des ostgothischen Königs Theodorich.

Seit dem Einfalle der Vandalen schwankte der römische Thron, wie ein vom Winde bewegtes Schilfrohr. Die herrlichen Staatsgebäude und Palläste in Rom verwandelten sich nun in kleine Privathäuser. Die schönen Parks und Landhäuser der vorigen Zeiten waren nicht mehr. Es regierten binnen zwanzig Jahren noch neun Kaiser, aber mehr dem Namen nach als in der That; die oberste Gewalt übten die Häupter der Miliz. Der letzte unter diesen Schattenkaisern, Romulus Augustulus, hatte noch nicht das Knabenalter erreicht, da ihn sein Vater, der oberste Feldherr Orestes, auf den Kaiserthron setzte, und er behauptete ihn kaum zehen Monate. Die in römischem Sold stehenden deutschen Truppen vereinigten sich unter ihrem Anführer Odoaker, warfen den jungen Romulus vom Thron herunter, und riefen im Jahr vier hundert und sechs und siebenzig ihren Anführer zum König von Italien aus. So gieng also endlich die römische Herrschaft im Abendlande unter, und fremde Völker schlugen ihren Sitz in Italien auf. Wo einst die größten Staatsmänner und Redner, Dichter und Weise gethront hatten, da sah man jetzt entweder

ein

ein elendes Gesindel von Eingebohrnen, oder rohe Haufen wilder Barbaren hausen. Was in den vielen Eroberungen und Plünderungen Roms sich noch von Kunstwerken aus alten Zeiten gerettet hatte, stand jetzt wie eine traurige Erinnerung an jene großen Vorfahren da, die nun längst ausgestorben waren. Die herrlichen Tempel und Bildsäulen wurden von Herulern und Gothen gleichgültig angeblickt, oft muthwillig verstümmelt, oft aus Aberglauben und Dummheit vernichtet. Seltsam vermischte sich jetzt die plumpe Rohheit der Barbaren mit der schlaffen Weichlichkeit der besiegten Römer, deren Sittenverderbniß bald die Fremdlinge ansteckte, welche Gutes und Böses von den Römern ohne Unterschied nachahmten.

Odoaker war kein wilder Barbar. Mit Klugheit und Tapferkeit verband er milde Sitten, und das Christenthum, zu dem er sich bekannte, leitete ihn zur allgemeinen Schonung, und zu einer lobenswürdigen Güte und Behutsamkeit. Er achtete die alten römischen Einrichtungen, und besetzte die höchsten obrigkeitlichen Aemter mit den vornehmsten unter den Eingebohrnen. Den abgesetzten Kaiser Romulus Augustulus behandelte er anständig und ohne allen Uebermuth. Ein Landgut im Neapolitanischen, das ehemals dem reichen Lucull gehört hatte, und etwa zwanzig tausend Thaler jährliche Einkünfte abwarf, gab ihm vielleicht mehr Zufrieden-

heit

heit, als der schwankende Kaiserthron ihm hätte verschaffen können. Sein Vorgänger Nepos hatte kein so glückliches Loos; er wurde ermordet.

Odoaker hatte seinen Kriegsleuten, die ihm den Thron in Besitz nehmen halfen, den dritten Theil der Ländereyen von Italien verheissen, und er hielt auch treulich Wort. Hierauf that er ein paar kräftige Züge über das adriatische Meer und über die Alpen, um Dalmatien und Norikum als Gränzländer zu gewinnen. Der Vandalen König Genserich überließ ihm, unter gewissen Bedingungen, den Besitz von Italien; den Westgothenkönig Eurich verband er sich durch Verträge und durch Abtretung der Provence, und so schien seine Regierung nach so vielen Unruhen doch endlich gesichert. Allein auch er sollte von einem Stärkern verdrängt werden. Die Ostgothen, ein blos vom Krieg lebendes Volk, hatte bisher in Pannonien, dem morgenländischen römischen Kaiser zu unaufhörlicher Angst, gehauset, und sich die Plünderung seines Gebiets durch einen fortgehenden schweren Tribut abkaufen lassen. Zu mehrerer Sicherung dieser Verträge hatte eines der Stammhäupter seinen achtjährigen Sohn Theodorich nach Constantinopel als Geisel schicken müssen. Dieser hatte dort im kaiserlichen Pallast eine anständige Erziehung erhalten, und alles lernbare Nützliche, die Wissenschaften ausgenommen, mit regem Sinne aufgefaßt. Achtzehn Jahre alt kehrte

er

er unverderbt an Seel und Leib zu seinen Landsleuten zurück, folgte zuerst seinem verstorbenen Vater in der Herrschaft über seinen Stamm, und vereinigte bald nachher auch die übrigen Stämme, unter seine einzige Herrschaft. Der damalige Kaiser Zeno zu Constantinopel, welcher den Werth des Jünglings kannte, bemühte sich aus allen Kräften, ihn durch die Bande der Dankbarkeit an sich zu fesseln. Er nannte ihn seinen Sohn, machte ihm Hofnung zu einer reichen Gemahlinn, gab ihm den Rang eines Patriciers, und ehrte ihn auf verschiedene andere Art. Aber Theodorich sah in diesen Gunsterweisungen nur Furcht und Bedürfniß, und ein noch viel stärkeres Bedürfniß trieb ihn selbst, die eigene Kraft zu entfalten, und dem Drange seiner Gothen zu willfahren, die längst schon auf die reichen Städte und blühenden Gefilde ihrer Mitvasallen, der Heruler, Vandalen und Isaurier mit scheelen Augen gesehen hatten.

Allmählich ließ es sich immer mehr zu einer Auswanderung an, und endlich schlug Theodorich dem Kaiser Zeno offen vor, er sollte ihn mit allen seinen Gothen nach Italien schicken, um den Thronräuber Odoaker aus dieser schönen Provinz zu vertreiben. Komme er auf diesem Zuge um, so verliere der Kaiser in ihm einen unruhigen Gegennachbar; erobere er das Land, so wolle er es in seinem Namen und zu seiner Ehre regieren.

Theodorich besaß Kriegslist und Eroberungssucht genug; um zu einem solchen Unternehmen nicht nur den Plan zu entwerfen, sondern ihn auch allein mit seinen Gothen auszuführen. Weil aber der Hof zu Constantinopel unstreitig die gerechtesten Ansprüche auf Italien hatte, so hielt Theodorich es für sicherer, sich mit dem Kaiser darüber zu verstehen. Diesem mocht' es auch nicht zuwider seyn, den unruhigen Nachbarn los zu werden, und somit gab er gerne seine Einwilligung zu einem Zuge, den er doch nicht hätte verbieten können. Theodorich sammelte seine ganze Macht, und in der Mitte des Winters, im Jahr vier hundert und neun und achtzig, begann der Zug von einer halben Million Menschen, unter welchen sich hundert und funfzig tausend streitbare Männer befanden. Weiber, Kinder und Greise folgten auf Wagen, an welche sich die Heerden anschlossen. Theodorich nahm zuerst seine Richtung nach Epirus, um von da über das adriatische Meer nach Italien zu gehen; aber es fehlte ihm zur Ausführung dieses Plans an Schiffen. Er zog sich also nordwärts durch Illyrien und Pannonien, durch verödete Gegenden, über die julischen Alpen, zwischen Krain und Oberitalien. Auf diesem Zuge gerieth er mit den Gepiden, einem andern deutschen Völkerstamme, der in dem jetzigen Ungarn am Balatonsee, sich ausbreitete, in einen sehr gefährlichen Kampf. Um einer unvermeidlichen Hungersnoth zu

ent-

entgehen, bat er sich von den Gepiden nicht nur einen freyen Durchzug, sondern auch Lebensmittel, aus. Anstatt einer günstigen Antwort erschien ein zahlreiches Heer der Gepiden, an dem Ufer des reissenden Flusses Ulka, welches durch übereinander steigende Mauern befestiget war. Dennoch wagten es die vom Hunger entkräfteten und muthlosen Gothen überzusetzen; aber mancher derselben stürzte von den Pfeilen und Schwerdtern der Gepiden durchbohrt, in den Fluß. Jetzt munterte aber Theodorich seine Leute noch einmal zur Tapferkeit auf, ließ die Fahnen neben sich in die Höhe halten, trank auf gutes Kriegsglück noch einen Becher aus, und dann flog er mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Seine Entschlossenheit wurde durch den glücklichsten Erfolg belohnt.

Odoaker rückte inzwischen dem langsam anziehenden Theodorich bis an das Aeusserste des adriatischen Meeres entgegen. Es kam in der Gegend des zerstörten Aquileja zu einer Schlacht, in der die unwiderstehlichen Schaaren der Gothen den Sieg davon trugen. Odoaker setzte sich nun an der Etsch in der Nähe von Verona, und verlor hier eine zweyte Schlacht, aber nicht den Muth. Er wußte sich in Oberitalien zu halten und schwächte endlich auch bey Faenza die Gothen durch eine blutige Niederlage. Aber nun rief Theodorich die Westgothen aus Gallien zu Hülfe, und siegte durch die überlegene

Men-

Menge seiner Streiter. Odoaker suchte einen Schutz in dem festen Ravenna. Theodorich dagegen durchzog ganz Italien; unterwarf es sich völlig, empfieng von den Vandalen in Sizilien und vom Senate zu Rom die Huldigung, und kehrte dann nach Ravenna zurück, um der Herrschaft des Odoakers ein Ende zu machen. Aber drey Jahre lang vertheidigte sich der tapfere Mann in der belagerten Stadt, bis er zuletzt durch Hunger zur Uebergabe genöthiget wurde. Theodorich versprach ihm nicht nur persönliche Sicherheit, sondern auch einige Theilnahme an der Regierung Italiens. Allein ein solches Verhältniß zwischen zwey herrschsüchtigen Männern konnte nicht lange bestehen. Odoaker wurde bald feindseliger Absichten gegen Theodorich beschuldiget, und bey einem Gastmahle mit eigener Hand von dem ostgothischen Könige niedergestossen. Seine Familie und seine vornehmsten Befehlshaber durften ihren Vater und Herrn nicht lange überleben.

So ward nun Theodorich der Stifter eines Reichs, das ganz Italien und Sizilien, einen Theil von Provence, Rhätien, Vindelicien, Noricum, und einen Theil von Pannonien und Dalmatien begrief. Dem Hofe zu Constantinopel war diese neue Herrschaft freylich gar nicht angenehm; allein weil es nicht zu ändern war, so fand er für gut, einen Vergleich zu schließen, und inzwischen Zeit und Umstände abzuwarten, bis man den Ostgothen Italien wie-

der

der entreissen könnte. Allein so lange Theodorich lebte, war daran nicht zu denken. Er behauptete sein neues Reich mit so viel Geschicklichkeit und Ansehen, daß er von seinen Unterthanen geliebt, und von allen seinen Nachbarn gefürchtet wurde. Er nahm, wie schon die letzten abendländischen Kaiser gethan hatten, seine Residenz in Ravenna, und ordnete von hier aus mit allgewaltigem Herrscherblick die Verwaltung seiner weitläuftigen Staaten. Nordwärts sicherte er seine Gränze durch Befreundung mit den kriegerischen Nachbarn. Die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer verschwägerten sich mit ihm. Gegen die griechische Gränze hin waren ihm die Gepiden eine Vormauer. Ihre Freundschaft erkaufte er durch einen Tribut, von dem jeder Einzelne wöchentlich fast sechs Reichsthaler nach unserm Gelde erhielt. Sein Wille galt von Sizilien bis an die Donau, von Sirmium (Belgrad) bis an das atlantische Meer. Alemannen und Baiern lehnten sich an ihn an, Westgothen und Franken wählten ihn zum Schiedsrichter, und unter den Geschenken fremder Fürsten, die von Zeit zu Zeit in Ravenna einliefen, befand sich auch schwedisches Pelzwerk und preußischer Bernstein.

Die Regentenweisheit Theodorich's veroffenbarte sich durch viele gute Einrichtungen, die er im Innern seines Reichs traf. Den dritten Theil der Ländereyen, die schon Odoakers Krieger besessen hat-

hatten, räumte er seinen Gothen ein. Diese Ländereyen waren durch das ganze Reich, und zwar nach Verhältniß der Familie, der Heerde und der Würde des Mannes vertheilt. Ausser der Ländereyen erhielten die Krieger Theodorich's noch ein jährliches Geschenk an Geld, welches die unterjochten Bewohner Italiens aufbringen mußten. Diese behielten übrigens ihr Eigenthum ungekränkt, und lebten in Ruhe und Wohlstand. In der bürgerlichen Verwaltung hielt Theodorich an den römischen Gesetzen und Einrichtungen, welche seit Constantins des Großen Zeit eingeführt waren. Man sah am Hofe zu Ravenna jene Staats- und Hofbeamten, welche den Thron des Honorius und Valentinian umgeben hatten. Die Civilstellen wurden allein von Italiänern besetzt; sieben Konsularen, drey Konrectoren und fünf Präsidenten verwalteten die Finanzen und die Justiz nach römischen Gesetzen; der Senat ward mit Achtung behandelt; die Verarmten in Rom erhielten die alten Spenden wieder, und was das müßige Volk gleich hoch schätzte, öffentliche Spiele. Die noch übrigen Denkmähler römischer Größe, und fremder Künste wurden nicht zerstört, vielmehr zu ihrer Unterhaltung besondere Fonds angewiesen; Ravenna, Verona, Spoleto, Neapel, Pavia und andere Städte wurden durch öffentliche Gebäude verschönert, welche den Mangel griechischer Symmetrie und Schönheit durch Größe, Festig-

stigkeit und Kühnheit in weiten aufgethürmten Massen etwas ersetzten. Rom und Ravenna zeigen noch bis auf den heutigen Tag in den prächtigsten Denkmälern die Größe und den Ruhm dieses Fürsten. Der Ackerbau lebte unter dem Schatten eines dreissigjährigen Friedens wieder auf. Tausende von losgekauften Gefangenen kehrten aus Gallien zum Landbau zurück. Privatleute wagten es, die Austrocknung der pomptinischen Sümpfe zu unternehmen, obwohl erst nach vielen Jahren das Kapital seine Zinsen bezahlen konnte. Der Preis nothwendiger Lebensmittel fiel; Handel und Wandel ward hergestellt, kurz, Italien erholte sich, und kein fremder Feind wagte neue Verheerungen.

So viel Gutes kann ein einziger weiser und guter Regent ausrichten. Das Beyspiel seiner Regierung wirkte auch nicht allein auf Italien, sondern selbst auf andere Länder, welche deutsche Völker im Besitz hatten, deren Könige und Fürsten theils seine Schwäger, theils seine Schwiegersöhne waren. Sein eigener Hof war einer der glänzendsten der damaligen Zeit, und gab selbst dem kaiserlichen Hof in Constantinopel nichts nach. Uebrigens besaß Theodorich nicht nur selbst einen sehr guten natürlichen Verstand, sondern er hatte auch Männer zu Räthen gewählt, die nicht nur aus den besten italienischen Familien, sondern auch von den anerkanntesten Verdiensten und Geistesfähigkeiten waren. Ohne Hin-

sicht

sicht auf religiöse Ueberzeugungen, ehrte er jeden verdienstvollen Mann, und erst in spatern Jahren ließ er sich verleiten, die Gesetze der strengen Toleranz zu übertreten, die er zeitlebens beobachtet hatte.

Theodorich starb in seinem ein und siebenzigsten Jahre, am dreissigsten October des Jahres fünf hundert und sechs und zwanzig, nachdem er drey und dreissig Jahre lang ruhmvoll regiert hatte. Von allen Stiftern deutscher Staaten kam keiner ihm völlig gleich. Da aber seine Nachfolger bey weitem seine Geistesgaben und Einsichten nicht hatten, so dauerte sein mit Anstrengung und Einsichten gegründetes Reich im Ganzen nicht länger als sechzig Jahre, nach deren Verfluß es von den griechischen Kaisern wieder über den Haufen geworfen wurde; mithin hörte um jene Zeit die Herrschaft der Deutschen über Italien ganz auf.

15.

Die Bewohner Deutschlands zur Zeit der Völkerwanderung und nach derselben, als: Friesen, Sachsen, Franken, Alemannen, Schwaben, Thüringer, Bayern und Slaven. Lebensart und Sitten der letztern.

Wenn das Aus- und Einwandern der Bewohner unseres Vaterlandes, und die öftern Veränderungen ihrer Wohnsitze noch lange fortgedauert hätte, so würde unser vaterländischer Boden gar lan-

ge noch eine Wildniß geblieben, und unsere Vorfahren selbst würden immer noch mehr verwildert seyn. Aber glücklicher Weise hörten mit dem fünften Jahrhundert nach Christi Geburt die Auswanderungen ganzer Völker aus Deutschland auf. Diejenigen, welche in unserm Vaterlande geblieben waren, blieben nun für immer dort, und behielten sogar meistentheils die Wohnsitze, die sie damals hatten. Doch suchten manche von ihnen ihr Gebiet immer mehr gegen ihre Nachbaren hin zu erweitern und sich mehr auszubreiten. An Landstrichen, welche angebaut und zum Bewohnen geschickt gemacht werden konnten, fehlte es in Deutschland noch gar nicht. Denn von den großen dicken Waldungen, die ehemals unser Vaterland bedeckten, war noch beynahe der größte Theil da.

Von den nach dem Ende der Völkerwanderung in unserm Vaterlande sich befindenden Völkern stammen wir heutigen Bewohner derselben größentheils ab. Die vielen Völkernamen, welche in den ältesten Zeiten die Bewohner der zwischen dem Rhein und der Elbe liegenden Gegenden bezeichneten, waren nun größtentheils in Vergessenheit gerathen, und fortan sind es nur noch wenige Nationen, die sich hervorthun.

An der Nordsee, vom Ausfluße der Scheld bis an den Ausfluß der Elbe (im heutigen Ostfriesland, Oldenburg, Delmenhorst und Bremen) breiteten sich die Friesen aus. Nordöstliche Nachbarn der-

derselben waren die Sachsen, die an der Nord- und Ostsee, und zwar über der Elbe, um die Weser, bis gegen den Rhein zu, ihre Wohnsitze hatten, die den größten Theil des jetzigen Niedersachsens und Westphalens begriffen. Sie theilten sich in Ostphalen und Westphalen und Engerer. Die beyden erstern trennte die Weser, doch lag zwischen ihnen noch das Gebiet der Engerer. Südwestlich an die Sachsen gränzten die Franken, zu welchen alle Völkerschaften gehörten, die, von der Ems an, den Rhein herauf, bis über die Sieg wohnten, und über die Werra und Weser hinauf sich erstreckten. Unter allen deutschen Völkern, die im fünften Jahrhundert nach dem westlichen Europa hinströmten, und auf den Ruinen des römischen Reichs neue Staaten errichteten, waren die Franken bey weitem die vornehmsten und glücklichsten. Im Süden hatten sie zu Nachbarn die Alemannen, deren Wohnsitze um die Mitte des vierten Jahrhunderts sich vom Neckar bis nach Basel erstreckten, und folglich Baden und Würtemberg begriffen. In der Folge breiteten sie sich in dem römischen Obergermanien aus. Ihr Gebiet reichte nun bis Zülpich hin, und es befanden sich in demselben die Städte Worms, Speier, Strasburg, Basel, Costanz und Bregenz. Nordwestlich hatten die Alemannen die Burgunder, und östlich die Schwaben zu Nachbaren. Diese gränzten östlich an Bayern, südlich an die Burgun-

der

der, westlich an die Franken, und nördlich an die Thüringer. Da die Alemannen und Schwaben schon seit einiger Zeit mit einander in Verbindung standen, so wurden ihre Namen häufig mit einander verwechselt. Die Römer und Franken nannten die Einwohner dieser Gegend meistens nur Alemannen, und noch jetzt bezeichnet bey den Einwohnern Frankreichs der Name Alemannien ganz Deutschland.

Die Thüringer, ein gothisches und also auch ein deutsches Volk, waren zur Zeit der Völkerwanderung, und zwar nicht lange nach dem Jahre vierhundert, nach Deutschland gekommen; die eigentliche Zeit ihrer Ankunft weiß man aber so genau nicht anzugeben. Sie waren ein ansehnliches Volk, und wurden von mehreren Königen regiert. Das heutige Thüringen hat von ihnen den Namen behalten. Aber sie hatten damals einen weit größern Landesstrich inne, als bloß dieses nach ihnen benannte Land. Sie wohnten auch in einem Theil des an das jetzige Thüringen gränzenden fränkischen Kreises, auch in einem Theil von Hessen, im Magdeburgischen und Halberstädtischen, und gränzten also an der einen Seite an das Gebiet der Sachsen, an der andern aber an das Land der Franken und Alemannier. Ein neues deutsches Volk waren die Baiern oder Bojarier, die in dem nach ihnen genannten baierischen Kreise und in einem Theile des angränzenden Oesterreichischen wohnten. Vermuthlich sind sie Nach-

kommen der alten Bojer, die sich vor Cäsars Zeiten in Böhmen niedergelassen hatten, nachher aber von den Markomannen vertrieben würden.

Alle diese Völker waren ursprünglich Deutsche. Allein da Deutschland durch die Völkerwanderung in verschiedenen Gegenden ziemlich leer von Menschen wurde, so kam um diese Zeit eine fremde Nation, die nicht ursprünglich zu den Deutschen gehörte, und verbreitete sich in einem großen Theile von Deutschland. Dieß waren die Slaven oder Wenden, wie sie auch genannt werden. Sie kamen aus Polen, Rußland und einigen Gegenden des heutigen Ungarns nicht gar lange nachher, als mehrere deutsche Völkerschaften unser Vaterland zur Zeit der Völkerwanderung verlassen hatten, und nahmen nach und nach folgende Länder in Besitz: Kärnthen, Krain und Steiermark, Mähren, Böhmen, Schlesien, Lausitz, das heutige Meißnische, Anhaltische, Wittenbergische, die Mark Brandenburg, Pommern und das Meklenburgische.

In ihren Sitten und in ihrer Verfassung hatten die Slaven manches eigene. Von Körper waren sie, gleich den Deutschen, groß, stark und sehr gelenk. Ihre Gesichtsfarbe war schmutzig braungelb, ihr Haar roth, ihre Augen klein und schwärzlich. In ihren Wohnungen, die anfänglich nur aus schlechten hölzernen Hütten bestanden, sah es gar sehr schmutzig aus. Ueberhaupt waren sie in den ältesten Zeiten

ten keine Freunde von Reinlichkeit und fleißigem Waschen, so wie viele unter ihren Brüdern in dem heutigen Rußland, das auch von den Nachkommen der alten Slaven bewohnt wird, es noch bis auf den heutigen Tag sind. Ihr Körper, Wohnung, Kleidung und Hausgeräthe waren daher immer voll Schmutz, und der Gestank um sie für Leute, welche die Reinlichkeit lieben, unerträglich. Manche andere ihrer Gewohnheiten waren auch eben nicht löblich. Sie waren äusserst unmäßig im Essen und Trinken; dagegen konnten sie aber auch tüchtig hungern, wenn es nöthig war. Sie hatten einen großen Hang zur Grausamkeit, wie man dieß überhaupt bey vielen ungebildeten Völkerschaften und rohen Menschen antrift Es war gar nicht sehr selten unter ihnen, daß Mütter ihre Kinder, Weiber ihre Männer, und Kinder ihr alten und schwachen Eltern ermordeten. Die Frauen wurden sehr hart von ihren Männern behandelt, und dennoch mußten sie sich, nach einer bey ihnen eingeführten Gewohnheit, mit ihren todten Männern verbrennen lassen. Da sie eben so wie die alten Deutschen aus vielen Völkerschaften bestanden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie nicht alle gleich rohe und wilde Sitten und Gebräuche hatten. Man rühmt von allen, daß sie sehr gastfrey gewesen sind, eine Gewonheit, die man bey vielen noch ungesitteten Völkern antrift. Sie waren große Freunde der

Freyheit, und keiner wollte dem andern unterworfen seyn, daher waren bey ihnen keine Leibeigene, welche erst durch die Deutschen gewöhnlich wurden, seitdem sie unter diesen lebten. Sie hatten inzwischen doch ihre Oberhäupter, oder Könige, welche sie Kral nannten. Da sie keine Deutsche waren, so redeten sie auch eine von der deutschen ganz verschiedene Sprache, welche mit der heutigen polnischen und rußischen Aehnlichkeit hatte. Ihrer Religion nach waren sie Heiden. Diejenigen, welche in Deutschland lebten, beteten ein gutes und ein böses Wesen an. Den guten Gott, von dem nach ihrer Meinung alles Gute her kam, nannten sie Bjesbog, i. weisser Gott, dem bösen Gott, den sie für den Urheber alles Bösen hielten, gaben sie den Namen Tschernebog, d. i. schwarzer Gott. Jede slavische Völkerschaft verehrte ausserdem noch manche andere Götter, von denen man sich allerley fürchterliche und häßliche Bilder, z. B. Figuren mit vielen Köpfen, schnitzte und mahlte. Einer von diesen vielen Göttern, die sie verehrten, hieß Radegast. Die Slaven pflegten eben so, wie die Deutschen, ihre Todten zu verbrennen, und die Asche ihrer verbrannten Leichname in besondern irdenen Gefäßen aufzubewahren. Solche Urnen oder Aschenkrüge hat man noch in neuern Zeiten in der Erde beym Umackern gefunden, und findet deren wohl noch zuweilen.

Die Slaven bestanden aus vielen Völkerschaften, von denen jede ihren besondern Namen hatte. Die Slaven im Mecklenburgischen heißen Obotriten, die im Brandenburgischen Haveler und Ukrer, die in Pommern Wilzen, die im Meißnischen Sorben. Manche Länder haben auch noch ihren heutigen Namen von ihren alten slavischen Bewohnern. So z. B. die Lausitz von der Völkerschaft der Lausitzen, Mähren von den Moravern oder Mähren, Schlesien von den Schlesiern. Die heutigen Bewohner der deutschen Länder, in welchen Slaven sich damals neue Wohnsitze wählten, sind, wenigstens zum Theil, Nachkommen der Slaven, mit denen sich aber auch Deutsche vermischten. Auch wird noch in manchen dieser Länder die alte Slavensprache gesprochen, wie z. B. in Böhmen, und in vielen schlesischen Dörfern, die an der polnischen Gränze liegen. Die merkwürdigsten Ueberbleibsel von den Slaven trift man aber in der Ober- und Niederlausitz an, nemlich die sogenannten Wenden. Diese sprechen nicht allein noch jetzt die Sprache ihrer alten Vorfahren, sondern haben auch noch manche alte Sitten und Gebräuche derselben beybehalten.

So verlor also Deutschland durch die großen Züge, welche in die römischen Provinzen auswanderten, am Ende wenig oder nichts, weil die Einwanderer den Abgang ersetzten. Nur eine Zeitlang war der Abgang merklich, der im fünften Jahrhun-

hundert nothwendig entstehen mußte: allmählig kamen immer größere Schwärme von Thüringern und Slaven, und nun gab's überall wieder Menschen, die sich nach ihrer Art nährten, das Feld bauten und auf die Jagd giengen. Dagegen sollte man glauben, diejenigen Länder, in denen sich die ausgewanderten Deutschen niederließen, seyen mit Einwohnern ganz überfüllt worden. Allein das war der Fall nicht. Die Auswanderer waren theils nicht so zahlreich, als man sich gewöhnlich vorstellt, theils fanden viele von ihnen auf der Wanderung selbst, durch feindliche Ueberfälle, ansteckende Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln, beym Uebersetzen über reissende Ströme ꝛc. ihren Tod. Kamen sie in ein neues Land, so fielen sie gewaltsam über die alten Einwohner her, und Tausende verloren das Leben. Die halb barbarischen Eroberer verwüsteten und zerstörten, wo sie hinkamen, oder doch, wo sie Widerstand antrafen. Millionen von Menschen wurden theils durch die Waffen, theils durch Hunger und Pest, die gewöhnlichen Gefährten des Krieges, vertilgt, so daß nach einer muthmaßlichen Angabe, binnen der zwey Jahrhunderte, in welchen jene verheerenden Züge dauerten, die Volksmenge von Europa um zwey Drittheile abgenommen haben soll. Mithin darf man sich schon aus diesem Grunde nicht wundern, wenn man liest, daß nach Alarich's Abzuge allein in Campanien fünfmal hundert tausend

send

send Morgen Landes wüste lagen, und von der Donau bis in den untern Theil von Italien viele hundert Städte und Dörfer bis in das sechste Jahrhundert ihre ehemalige Existenz blos durch einen Stein- und Aschenhaufen verriethen.

16.

Kulturgemählde von Deutschland nach der Völkerwanderung.

Alle die deutschen Völker, welche bey der Völkerwanderung in unserm Vaterlande zurückgeblieben waren, hatten damals noch meist die alten Einrichtungen und Gebräuche, die in frühern Zeiten unter ihnen eingeführt waren. Jedes Volk hatte seine eigenen Fürsten, welche als die Oberhäupter derselben angesehen wurden, aber im Frieden wenig zu befehlen hatten. Wenn ein Volk, mit einem andern Krieg führte, so gehorchte jeder willig dem Oberanführer, welcher Herzog genannt wurde, weil er vor seinem Heere herzog. Ein allgemeines Oberhaupt, welches über alle Völker Deutschlands gesetzt gewesen wäre, gab es damals noch nicht. Noch immer mußte der Leibeigene für den Anbau der Ländereyen, für das Vieh, für die Kleidung seines Herrn sorgen, und ihm die Waffen zum Kriegen und

Ja-

Jagen und alle Geräthschaften, die in der Hauswirthschaft nöthig waren, verfertigen.

Eigentliche Städte gab es in den deutschen Ländern disseits des Rheins wohl noch nicht, gewiß aber schon Dörfer. Da die großen Waldungen und Sümpfe noch größtentheils da waren, so war auch die Witterung noch eben so rauh und kalt, wie in früheren Zeiten. Die Kälte des Winters war noch immer so strenge und anhaltend, daß alle Seen und Flüsse unsers Vaterlandes jährlich mehrere Monate lang mit dickem Eis, und Wälder und Berge mit tiefem Schnee bedeckt blieben. Am Rhein und an der Mosel, wo die Römer geherrscht, das Land angebaut und die ersten Weinreben und Obst angepflanzt hatten, wurde indessen der Weinbau immer mehr getrieben und wohlschmeckendes Obst erzeugt. Noch waren die Deutschen in unserm Vaterlande eben so stark an Körper, noch eben so abgehärtet gegen alle rauhe Witterung und körperliche Beschwerden, noch eben so rüstige Läufer und Schwimmer, wie ihre ältern Vorfahren. Auch durch ihr goldgelbes Haar und ihr braunes Auge, unterschieden sie sich noch immer von andern Völkern. Jagd und Krieg waren, wie vormals, ihre vornehmsten und liebsten Beschäftigungen. Zum Vergnügen der Jagd boten ihnen die ungeheuren, mit allerley wilden Thieren angefüllten Wälder, die im innern Deutschlande noch lange nicht ausgerottet waren, die dringend-

gendste Gelegenheit dar. Krieg war die große Triebfeder aller Unternehmungen der Deutschen dieses Zeitalters; Neigung zum Gefechte und zur Beute lockte sie vom schwarzen Meere und von der Donau bis an den Ebro und bis nach Afrika. Die Römer erfuhren die Stärke ihrer nervigten Arme jetzt nicht allein zu Lande, sondern auch zur See. Die Anwohner der Ost- und Nordsee, und besonders die Sachsen, die den größten Theil ihres Lebens auf dem Wasser hinbrachten, wagten sich auf die ungestümme See in Kähnen, die von Weiden geflochten, und mit ungegerbtem Leder überzogen waren, und lenkten dieselben mit einer solchen Geschicklichkeit, daß sie den Gefahren des Meeres gleichsam Trotz boten. Sie waren die gefährlichsten Seeräuber, die man sich denken kann. Ihr Angriff fuhr stark wie ein Blitz daher. Standhafte Gegenwehr bewirkte plötzlich ihren Rückzug, um desto nachdrücklicher schaden zu können. Für die umliegenden Küsten Belgiens, Galliens und Britanniens waren sie höchst lästige Nachbarn.

Im Ganzen hatte die Kriegskunst der Deutschen noch keine merkliche Veränderung erlitten; in Ansehung der Rüstung und Bewafnung bemerkt man aber bey verschiedenen Völkern manches, was auf ihr Bestreben zu morden, und auf ihre Denkungsart einiges Licht verbreitet. Bey den Vandalen machten das Schwerdt, der Bogen, und die Streit-

axt die vorzüglichsten Waffen aus. Auch die Gothen führten große Bogen, die wie der abnehmende Mond gestaltet waren. Verschiedene Stücke Zeug von mancherley Farben, an eine Stange gebunden, stellten, vom Winde aufgeblasen, fliegende Drachen vor, und dienten den Schaaren als Fahnen. Die gothische Jugend übte sich frühzeitig im Gebrauch des Spiesses und Bogens, und es entstand aus solchen Uebungen eine Art von Ritterspiel. Oft foderte einer ihrer berühmtesten Helden, und zuweilen ihr König, den muthigsten unter den Feinden zum Zweykampfe heraus. Die Franken führten keinen Bogen, Schleudern und andere weittreffende Waffen; sie hatten eine ganz eigene Art von Gewehr. Ein am Schafte fast ganz mit Eisen beschlagener Spies von mittlerer Länge, mit Seitenhaken, die nach Art der Angeln gekrümmt waren, und da, wo sie eindrangen, den empfindlichsten Schmerz verursachten, hieß nach ihrem Namen Francisca. Harnische waren den Franken, so wie überhaupt den Deutschen, größtentheils noch unbekannt, und nur wenige bedeckten den Kopf mit einem Helme.

In Ansehung der Lebensart, der Sitten und Gebräuche hatte sich der Deutsche dieses Zeitalters im Ganzen noch wenig von seinen Vorfahren entfernt. Es herrschte bey denen, die im innern Deutschland wohnten, eine rauhe, zuweilen an

Grau-

Grausamkeit gränzende Denkungsart. Die Thüringer fanden am Pferdefleisch vielen Geschmack; sie aßen Krähen, Dohlen und Störche. Den Kranken, an deren Genesung man völlig verzweifelte, schlugen sie den Kopf ab, und verbrannten sodann den Leichnam derselben. Bey einigen Völkern mußte die Gattinn, welche ihre Ehre nicht verscherzen wollte, sich am Scheiterhaufen ihres Mannes aufhängen. Dürften wir den Schilderungen der römischen Schriftsteller völlig trauen, so waren die Sachsen wilde, die Franken treulose, die Alemannen der Trunkenheit ergebene Leute. Hingegen rühmten sie auch den tugendhaften, den keuschen Lebenswandel, durch den Gothen, Vandalen und andere deutsche Völker die Römer sehr oft beschämten.

In Ansehung der Kleidung unterschieden sich die Deutschen dieses Zeitalters ebenfalls wenig von ihren Vorfahren. Die Vandalen setzten, als sie schon in Afrika wohnten, auf ihre knap anliegenden Kleider und Hosen, einen solchen Werth, daß sogar die Römer, die sich in ihrem Dienste befanden, in dieser Tracht erscheinen mußten. Die Gothen liessen, gleich andern deutschen Völkern, ihre Haare wachsen, und schlugen sie auf der Scheitel in einen Knoten zusammen. Ein ansehnlicher Haarwuchs machte eine der größten Zierden aus. Ihre vornehmste Kleidung bestand in einem Pelze. Ihre Schuhe

Sohlen, die mit einfachen Stichen genähet, und mit kleinen Nägeln beschlagen waren, wurden blos durch zwey Bänder an den Fuß befestiget, und sie zogen diese Art von Bedeckung den Stiefeln oder Halbstiefeln vor, die ihnen auf dem Zuge zu lästig schienen. Bey den Franken waren Brust und Rücken gemeiniglich bis an die Hüften bloß. Von diesen fiengen Beinkleider an, die bis auf die Schienbeine herabhiengen, und theils von Leinwand, theils von Leder waren. Starkes, rothes Haar machte bey den Franken eine solche Zierde aus, daß es sogar unter die Vorrechte des freyen Standes gehörte. Ihre Unterthanen und Knechte bekamen daher nicht leicht die Erlaubniß, langes Haar zu tragen, und derjenige, der einem freygebohrnen, ohne Einwilligung seines Vaters, die Haare abschnitt, wurde, nach den fränkischen Gesetzen, nachdrücklich bestraft. Daß die Nachbarschaft der Römer und Gallier, und der Umgang mit denselben, auch in Ansehung der Kleidung ihren Einfluß bewiesen hat, das lehrt uns die Beschreibung bey Abholung einer fränkischen Braut fürstlichen Standes. Es zierten, als der Fürst Sigmar seine künftige Gemahlinn einholte, den Zug viele schöne geputzte Pferde, die ihrem Herrn theils vor- theils nachgeführt wurden. Den Siegmar, der von Gold und Seide schimmernd einherrat, umringte ein ansehnliches Gefolge von andern Fürsten und Edeln, völlig in vaterländischem

Ge-

Geschmacke gekleidet. Sie hatten ein kurzes, fest anliegendes, kaum bis an die Hüften reichendes, gestreiftes Kleid, das den untern Theil der Arme unbedeckt ließ. Ueber demselben trugen sie einen grünen Mantel, mit rothen Säumen. Das Schwerdt hing von der Schulter herab. In der rechten Hand führten sie Spiesse mit Widerhacken; die linke bedeckte der Schild.

Keine Nation verläßt den gewohnten Zustand der Barbarey gerne oder freywillig; immer ist es inneres Bedürfniß und Nothwendigkeit, die sie dazu veranlaßt. Die Deutschen gefielen sich bey ihrer Rohheit, und zogen das nomadische, herumwandernde Leben den Vortheilen vor, die ihnen die römische Kultur hätte gewähren können. Auch in der Ferne blieben sie ihrer gewohnten Lebensweise geraume Zeit treu. Sie theilten die gemachten Eroberungen unter sich, wie sie zu Hause erbeutete Pferde, Waffen und Geräthschaften zu theilen gewohnt waren. Der König bekam seinen verhältnißmäßigen Theil, wie jeder einzelne Soldat. Diese Einrichtung schmeichelte der Raubbegierde und dem Privatinteresse so sehr, daß sie die Knechtschaft hauptsächlich deswegen verabscheuten, weil sie vom Kriege ausschloß. Da jeder nur für sich und seine Familie stritt, so war diese Einrichtung dem Ganzen eben so nachtheilig, als sie dem Privatvortheil schmeichelte; und sie war ohne Zweifel eine der

Haupt-

Hauptursachen, warum es so schwer hielt, bis die vielen siegreichen deutschen Horden sich endlich an irgend einem Orte niederliessen, und einen neuen Staat in der Fremde bildeten. Sie plünderten die Gegend aus, in die sie fielen; und, ungewohnt das Land zu bauen, streiften sie dann wieder in einer andern herum, bis diese auch ausgesogen war. Alles was ihre Tapferkeit schwächen konnte, verabscheuten sie so sehr, daß der ostgothische König Theodorich seinen Leuten verbot, ihre Kinder in die Schule zu schicken: „weil diejenigen, welche von Jugend auf die Ruthe gefürchtet hätten, nie den Spieß und das Schwerdt eines Feindes unerschrocken ansehen würden." Ihre Wildheit mußte ihnen um so lieber werden, da sie diese als die Ursache ihrer Ueberlegenheit über ihre Feinde ansahen.

Ein so unstetes, kriegerisches Leben war Ursache, daß der deutsche Boden Jahrhunderte lang wenig angebaut und verbessert wurde. Man fand in den öden und verlassenen Gegenden überall Waide genug für die Heerden, und glaubte daher gar keine Ursache zu haben, sich sehr um den Ackerbau zu bekümmern. Hierzu kam noch, daß kein Volk eine Stunde in seinem Besitze sicher war. Immer mußten sie in Sorgen stehen, von einer benachbarten oder entferntern mächtigern Nation vertrieben zu werden. Wer konnte es ihnen unter diesen Umständen verdenken, wenn sie den Boden, den sie bewohn-

wohnten, unbebaut ließen? Auf die Sittlichkeit der umherwandernden Völker hatte das unstete Leben nicht den günstigsten Einfluß. Die Deutschen z. B. lernten bey dieser Gelegenheit die üppigen und verdorbenen Römer näher kennen, und nahmen, ohne es selbst zu wissen, manches von ihren Sitten und von ihrer Denkungsart an. Daher verfielen sie nach und nach in manches Laster, das ihnen vorher unbekannt oder verhaßt gewesen war. Doch behielt der deutsche Charakter noch manchen eigenthümlichen Zug, wodurch wir uns selbst noch jetzt von jeder andern europäischen Nation unterscheiden. Unter die alten Fehler, die der Deutsche auch im Auslande nicht ablegte, gehörte vornehmlich die Neigung zum Trunke. Man fand es noch immer nicht unanständig, vom frühen Morgen bis an den spaten Abend zu zechen, und man glaubte seinem ankommenden Gaste keine größere Ehre erzeigen zu können, als wenn man ihm gleich bey seinem Eintritte mit einem vollen Becher entgegen kam, und ihm bey Tisch so oft und viel zutrank, daß er sich beym Aufstehen nur mit Mühe im Gleichgewichte erhalten konnte. Daher ist in jenen Zeiten nicht nur der Ursprung des Gesundheittrinkens zu suchen, sondern auch die Entstehung des sogenannten Mundschenkenamtes, welches so in Ehren gehalten wurde, daß es späterhin sogar Fürsten verwalteten und ein Reichsamt daraus wurde.

Als sich die Deutschen, mehr aus Noth als nach einem bestimmten Plan, in verschiedenen Ländern fest niederliessen, so wirkte das auch auf ihre Kultur nach und nach sehr vortheilhaft. Besonders drang sie die Noth, ihrem Umherschweifen Gränzen zu setzen, seitdem sie in die westlichen Provinzen der Römer eingerückt waren. Allenthalben war ihnen der Weg zu weitern Auswanderungen verschlossen: auf allen Seiten war das Land besetzt. Und da die Volksmenge in ihren neuen Ländern weit stärker, als in den vorigen war, so ward ihnen der Raum zu dem bisherigen Jäger- und Hirtenleben zu enge; daher mußten sie dieses verlassen, und sich zum Ackerbau entschliessen, den sie vorher nur wenig und in so ferne getrieben hatten, als er mit ihrem unsteten Leben bestehen konnte. Der Ackerbau heftete sie an feste Wohnsitze, entwickelte den Begriff des Landeigenthums, und machte neue Gesetze und verschiedene gute Einrichtungen nothwendig. Die Stätigkeit, die der Ackerbau erzeugte, war der Bevölkerung weit günstiger, als die vorige nomadische und blos kriegerische Lebensart; und da der Ackerbau allein nicht hinreichte, die Einwohner alle zu beschäftigen und zu ernähren, so mußten sie auf andere Erwerbsmittel denken. So entstanden allmählig Handwerker, Künste und Handlung. Die Fortschritte die sie darinn machten, wurden ihnen desto mehr erleichtert, da die alten Ein-

wohner noch einen Rest von römischer Kultur behalten hatten, die ihren neuen Beherrschern zum Vorbild diente.

Kriege und gewaltsame Erschütterungen der Staaten, so verheerend sie auch an sich seyn mögen, waren immer der Weg, auf dem der weise Weltregent die Menschen zur Erkenntniß, Weisheit und Glückseligkeit führte, wenn sie nur seiner Leitung folgten, und die Winke benutzten, die er ihnen gab. So war es auch mit der Völkerwanderung. Sie hatte viele verderbliche Folgen, aber es ward auch viel Gutes durch sie gewirkt, das freylich nicht sogleich sichtbar wurde, und zum Theil erst lange nachher sich entwickelte. Konnte wohl den Römern, Italiänern oder Galliern dem Anschein nach etwas schröcklicheres begegnen, als daß sie Völkern gehorchen sollten, die sie von jeher als Barbaren verachtet hatten? Sie hatten so feine und artige Sitten, fanden so viel Geschmack an Gelehrsamkeit und witzigen Künsten, redeten eine sehr ausgebildete Sprache, liebten den Frieden, aber auch Weichlichkeit und üppiges Wohlleben. Die Deutschen waren dagegen in allen diesen Stücken das Gegentheil. Ihre rauhe Sprache konnte man gar nicht verstehen, und man fand an ihnen gar nichts Gutes und Vorzügliches, als Leibesgröße und Stärke, mit kriegerischer Tapferkeit verbunden. Die-

Diese wilden Menschen sollten nunmehr über Nationen regieren, die ihnen zwar an Kenntnissen sehr überlegen waren, auch ungemein viele Bequemlichkeiten oder Vergnügungen des Lebens vor ihnen voraus hatten, die sie aber ihrer Feigheit und Ausartung wegen äusserst gering schätzten. Das wirkte sehr verschieden auf die Sieger und die Besiegten. Da die einwandernden und erobernden Deutschen noch halb barbarische Krieger waren, so konnte es nicht fehlen, daß die alten Einwohner an Kultur nicht eben so viel verloren, als ihre neuen Beherrscher gewannen. Dieß verursachte eine völlige Umbildung der Staaten und Nationen im westlichen Europa. Der griechisch-römische Geschmack, der seit drey Jahrhunderten schon, selbst in Italien, sehr gesunken war, gieng fast gänzlich unter. Sitten, Künste, Wissenschaften, Handlung mußten der eingedrungenen Barbarey unterliegen. Die schönsten Denkmäler des höhern Alterthums und der feinern Kunst wurden zerstört, weil die Barbaren den Werth desselben nicht kannten, und manche blühende Stadt wurde dem Boden gleich gemacht. Italien, das in allen seinen Theilen und auf alle erdenkliche Art angebaut war, bekam fast das wilde Ansehen des alten Deutschlands: es entstanden Waldungen und Sümpfe, wo vorher Lustgärten und prächtige Landhäuser gewesen waren. Aehnliche traurige Verwandlungen erfuhr Gallien, Spanien, und das

südliche Britannien: Sitten, Lebensart, Gesetz- und Regierungsverfassung, alles wurde verändert.

Krieg war die Losung des damaligen Menschengeschlechts, und erstickte, wie immer, jeden Trieb zu den Künsten und Wissenschaften. Die meisten Lehranstalten giengen aus Mangel an Wißbegierigen zu Grunde. Mechanische Künste, Baukunst und Schiffahrt wurden nicht mehr ausgebildet, und geriethen in sichtbaren Verfall. Von der Mathematik und ihrem praktischen Nutzen im bürgerlichen Leben fand man noch hie und da eine Spur. Natur- und Heilkunde war blos ein Geheimniß der Mönche, die sich deren grösztentheils bedienten, um die Layen noch mehr in das Netz des Aberglaubens zu verwickeln, und das einträgliche Ansehen der Reliquien aufrecht zu erhalten und zu vermehren. Auch der mißliche Zustand der damaligen Polizey war eine nachtheilige Folge der Völkerwanderung. Alle bürgerliche Ordnung wurde durch jene langwierigen Kriegsunruhen aufgehoben. Die Richterstühle wurden umgestürzt und ganze Räuberhorden bildeten sich, machten die Wege unsicher, und überfielen wohl gar die unglücklichen Einwohner der Städte und Dörfer in ihren eigenen Wohnungen; verübten da die gröszten Gräuel, und nahmen alles mit sich fort, was die Leute der Habsucht der plündernden Feinde noch zu entziehen gewußt hatten,

ohne dafür von einer gesetzlichen Macht zur Verantwortung gezogen und bestraft zu werden.

Kein Wunder, daß die Schriftsteller der damaligen Zeit gar übel auf die Deutschen zu sprechen sind, und viel Böses von ihnen und ihren Streifereyen zu sagen wissen. Man hat unsern Vorfahren auch in der Folge öfters den Vorwurf gemacht, sie seyen die eigentliche Ursache, daß in dem abendländischen Reiche der Römer alle Wissenschaften und freyen Künste untergegangen seyen. Daraus sey die lange Barbarey der mittlern Jahrhunderte bis ins funfzehnte hin, das heißt, Unwissenheit und Vernachläßigung des Verstandes, und das bey den meisten Christen im abendländischen Europa gänzlich, aber im Grunde auch größtentheils bey ihren Lehrern entstanden.

Dieser Vorwurf ist sehr scheinbar. Denn die Deutschen, welche ohne Liebe zu den Wissenschaften in die genannten Länder eindrangen, munterten niemand auf, sich in derselben hervorzuthun. Ueberdieß zerstörten sie so viele Kunstwerke, Büchersammlungen, Schulen und andere Hülfsmittel der Wissenschaften und Künste — nicht eben aus Haß gegen dieselben, wohl aber aus Geringschätzung und in der Hitze ihrer feindseligen Verheerungen — daß dadurch bey dem allgemeinen Elende der damaligen Zeiten die Lust zur Gelehrsamkeit sich bey den Römern nothwendig verlieren mußte. Aber diese Uebel waren

doch

doch nur vorübergehend; sie hörten in einem oder wenigen Jahren auf, und dann war den Deutschen selbst viel daran gelegen, daß Ruhe und Ordnung in den von ihnen eroberten Ländern wieder hergestellt wurden. Vielmehr trafen sie die Gelehrsamkeit bey den Römern in einem solchen Zustande an, daß dieselbe völlig sinken mußte, wenn auch die Deutschen ihre Herren nicht wurden; sie sank nur etwas früher und schneller, seitdem diese rauhen Krieger, die aber bald mildere Sitten annahmen, über die längst ausgearteten Römer geboten. Die letztern verachteten schon seit langer Zeit aus übelverstandener Frömmigkeit die vortreflichsten heidnischen Schriftsteller der vorigen Jahrhunderte. Trägheit und unaufhörliche Lustbarkeiten waren an die Stelle ihres ehemaligen Eifers für die Wissenschaften getreten, und diese hatten gleichsam ihre Zuflucht in einer ziemlich dürftigen Gestalt nur noch zu den Geistlichen genommen. Wenn die Gelehrsamkeit bey den Römern damals noch so blühend gewesen wäre, als in den ältern Jahrhunderten, so würden die Deutschen zu derselben weit eher eine Zuneigung gefaßt haben. Indessen sahen doch die Klügern unter ihnen bald ein, daß eine wohlgeordnete bürgerliche Verfassung der Wissenschaften und freyen Künste nicht durchaus entbehren könne, weil sie Verstand, Witz und Erfindungskraft schärfen, die Sitten verfeinern, unsere Freuden vermehren, und den Regenten al-

lein

lein in den Stand setzen, seinen Regentenpflichten in jeder Hinsicht genug zu thun. Erwarben sich gleich die Deutschen im Anfange diese Vorzüge nicht selbst, so bedienten sie sich doch der Gelehrten und Künstler, die sie unter den Römern fanden, mit dankbarer Hochachtung. Die beyden vornehmsten Räthe und Staatsbedienten, mit deren Hülfe König Theodorich die Regierung so glücklich führte, waren die zween gelehrtesten Römer seiner Zeit, Boethius und Cassiodorus. Der erstere hat verschiedene philosophische und mathematische Schriften aus der griechischen in die lateinische Sprache übergetragen, und ein Werk über philosophische Trostgründe geschrieben, das noch heutiges Tages geschätzt wird. Er vertauschte die Muße seines Studierzimmers mit dem öffentlichen Leben, weil seine Philosophie ihn überzeugt hatte, kein Bürger dürfe sich dem Dienst des Staats entziehen, so lange er Gutes schaffen könne. Seine Verdienste hoben ihn zu den höchsten Staatsämtern; er erwarb sich den Ruhm unbiegsamer Rechtschaffenheit, die keinen Menschen scheut, sah seine Söhne zu Konsulen ernannt, und ward doch zuletzt auf Befehl des Theodosius dessen Freund und Rathgeber er gewesen war, nach einem ungegründeten Verdacht im Gefängnisse enthauptet. Cassiodorus erwarb sich ebenfalls große Verdienste um die Gelehrsamkeit, und er verdient mit Recht der Wissenschaften Schutzgott in Italien genannt

nannt zu werden. Auch er bekleidete unter Odoaker und Theodorich die wichtigsten Staatsämter, entsagte aber zuletzt der Welt und gieng in ein von ihm gestiftetes Kloster. Unter seinen Schriften zeichnet sich besonders eine Sammlung treflicher Briefe und Verordnungen aus, die er im Namen des Theodosius entworfen hat.

Verschiedene andere deutsche Fürsten fiengen ebenfalls an, römische Gelehrte, besonders Geistliche hervorzuziehen und zu gebrauchen, bis endlich unter den Deutschen selbst Männer aufstanden, die sich als Gelehrte einen Namen machten. Gegen die römischen Künstler, als Baumeister, Bildhauer und dergleichen mehr, betrugen sich die Deutschen auf gleiche Art, indem sie von ihnen die Gebäude und andere Kunstwerke verfertigen ließen, deren sie ohne dem nur in geringer Zahl benöthigt waren. Sie selbst legten erst spat Hand an diese Künste: ihre Hauptarbeiten blieben noch lange Feldbau und Krieg. Man pflegt zwar von einem plumpen Gebäude, das kein Ebenmaaß, keine Zierlichkeit und wahre Bequemlichkeit hat, zu sagen, es sey im gothischen Geschmack gebaut worden. Allein die Gothen hatten keine besondere Bauart, und ließen auch nur durch Römer bauen. Diese waren selbst schon von der schönen griechischen Baukunst weit abgewichen: die ihrige wurde also immer schlechter, und verfiel insonderheit, seitdem Gothen und

an-

andere Deutsche, welche dieser Kunst eben keinen großen Werth beylegten, über sie herrschten. Daher hat man dieses ziemlich uneigentlich die gothische Baukunst genannt. Die Deutschen nahmen diese Bauart nicht nur von den Römern an, sondern sie wurde auch nach mehrern Jahrhunderten von ihnen und andern europäischen Nationen mit den vermeinten Zierrathen der Araber vermehrt. Daher kommen noch so viele alte Gebäude, welche man richtiger ungeheure Steinklumpen nennen könnte, ohne Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, zwar groß und fest, auch mit äusserst dicken Mauern versehen, aber desto finsterer, kälter und feuchter, mithin für die Gegenden, welche die meisten europäischen Völker bewohnen, desto weniger zu öffentlichen Zusammenkünften, oder zu einem anständigen Aufenthalt brauchbar.

17.

Von der Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen. Schicksale der Religion bis auf Constantin.

Der größte Segen den die Völkerwanderung den Deutschen brachte, war die Bekanntschaft mit

der

der christlichen Religion, die nun immer allgemeiner wurde. Es gab zwar schon früher hin und wieder Christen unter den Deutschen, wie ich oben erzählt habe, allein bis gegen das Ende des fünften Jahrhunderts blieben doch die meisten deutschen Nationen der Religion ihrer Vorfahren treu. Die Sachsen verehrten noch den dem ganzen Norden so heiligen Odin oder Wodan, und seine Gemahlinn Freya. Die Alemannen verehrten damals noch gewisse Bäume, ingleichen Wasserfälle, Hügel und Wälder, und sie opferten denselben nicht nur Pferde sondern auch andere Thiere, denen sie vorher den Kopf abgehauen hatten. Die Thüringer beteten noch einige Jahrhunderte hindurch verschiedene Götzenbilder und Eichen an. Die Bewohner des eigentlichen Deutschlandes waren daher von der Annahme des Christenthums noch weit entfernt. Ja die Franken und Alemannen zerstörten sogar die demselben geweihten Kirchen zu Trier, Maynz und Cöln. Dem ungeachtet lebte die christliche Religion am Rhein und an der Donau bald wieder auf, und seitdem sich deutsche Völkerschaften in den römischen Provinzen niederliessen, wurden viele tausende von ihnen für das wohlthätige Christenthum gewonnen. Schon zur Zeit Constantins des Großen war ein ansehnlicher Theil der Gothen christlich, und ihrem Beyspiele folgten nach und nach verschiedene andere Nationen.

Die Ausbreitung des Christenthums ist eine so wichtige und folgenreiche Begebenheit, daß ich es nicht für überflüßig halte, auf den Ursprung davon zurück zu gehen, und die mancherley Veränderungen zu bemerken, die sich dabey ereigneten.

Es ist euch, meine jungen Leser, nicht unbekannt, daß nach dem Tode unsers Heilandes, seine Jünger oder Apostel sich alle nur erdenkliche Mühe gaben, überall wo sie nur hinkommen konnten, die Lehre Jesu auszubreiten. Zuerst thaten sie dieß unter den Juden in Palästina oder dem gelobten Lande, das damals auch unter römischer Oberherrschaft stund. Nachdem die Apostel, als Leute, welche ihr Vaterland liebten, zuerst unter ihren Landsleuten die Religion Jesu verbreitet hatten, so reisten sie dann auch in andern Provinzen des römischen Reichs in Asien und Europa herum, und lehrten und predigten dort. Ueberall fanden sie eine Menge Leute, welche durch ihre Predigten von der Wahrheit und Vortreflichkeit der Lehren Jesu überzeugt und Christen wurden. Mehrere römische Kaiser verfolgten zwar die Christen gar sehr, ließen sie ins Gefängniß werfen, entsetzten sie ihrer Aemter, ließen sie enthaupten, kreutzigen und wilden Thieren vorwerfen. Auch befahlen sie ihnen die Bibel wegzunehmen und zu verbrennen. Aber das half alles nichts. Je mehr man sie verfolgte, und die Verbreitung des Christenthums zu verhindern suchte, desto mehr nahm

die

die Zahl der Christen in allen Ländern des römischen Reiches zu.

Die Verfolgungen der Christen dauerten fort bis über das zweyte und dritte Jahrhundert, wiewohl nicht zu allen Zeiten, auch nicht in allen Ländern mit gleicher Heftigkeit. Kluge und billige Regenten suchten den Ausbrüchen des Hasses zu wehren, mit welchem das heidnische Volk, angetrieben von Götzenpriestern oder andern Personen, die von der Abnahme des Heidenthums, einen Abbruch ihres Gewerbes und Verdienstes erfuhren, wider die Christen, und vorzüglich die Lehrer derselben eingenommen war. Es war auch, um bürgerlichen Unruhen und Kriegen vorzukommen, sehr wohlgethan, daß die immer zunehmende Menge von Christen im römischen Reiche gegen die ungestümme Wuth ihrer Feinde beschützt ward, zumal wenn man die Erfahrung gemacht hatte, daß eine Parthey, die in der standhaften Treue gegen die Religion ihre höchste Ehre sucht, durch Widerstand und Druck nur noch hartnäckiger wird. Gleichwohl durfte auch die heidnische Religion nicht zu Grunde gerichtet und der allgemeinen Verachtung preis gegeben werden, weil mit derselben die Angelegenheiten des Staats, das Ansehen der Obrigkeiten und der Gesetze, so genau verbunden waren. Daher genehmigte selbst der gutgesinnte Kaiser Trajan, ungefehr im Jahr ein hundart und zehen nach Christi Geburt, die Bestrafung

derer

derer, welche sich weigern würden, die Götter des römischen Volks anzubeten, ob er gleich verbot, sie aufzusuchen, oder auf namenlose Angebungen einzuziehen. Die meisten seiner Nachfolger wählten ähnliche Maaßregeln; manche aber verfuhren mit der äussersten Strenge gegen die Christen. Die bösen Gerüchte, welche von ihren Meinungen und Sitten unter das Volk gestreuet, auch wohl bis zum Throne gebracht wurden, gaben nicht selten Anlaß und Vorwand zu langwierigen und blutigen Verfolgungen. Oft wurden auch die Vergehungen einzelner Christen, oder gewisser Haufen und, Partheyen der gesammten Gesellschaft angerechnet, und in einem sehr gewöhnlichen Fehlschluß, für Früchte ihrer Religion gehalten. Denn es ist nicht zu läugnen, daß manche sich durch lächerlichen Stolz, Eigensinn und Widersetzlichkeit, auch wohl durch eine trotzige Verachtung der Strafen, verdächtig und verhaßt machten. Das Christenthum hatte daran keinen Theil, wohl aber die unrichtige Kenntniß desselben und die Geringschätzung seiner Vorschriften.

Es war indessen nicht möglich, die christliche Religion auszurotten. Ihre standhaften Bekenner ertrugen fortdauernd lieber das härteste Schicksal, ließen sich lieber gefangen nehmen, des Landes verweisen, zu Arbeiten in Bergwerken verdammen, und wilden Thieren vorwerfen, als bewegen, ihren Glauben durch mündliche oder schriftliche Erklärungen abzuschwö-

schwören, einem Götzenbilde zu opfern und zu räuchern, oder heilige Bücher auszuliefern, wenn die heidnische Obrigkeit solches verlangte.

Es war natürlich, daß eine solche Geistesstärke Bewunderung fand, und es war verzeihlich, daß man das Andenken dieser Märtyrer nach ihrem Tode in Ehren hielt, ihre Grabstätten besuchte, und an ihren Sterbetagen, oder, wie diese im Hoffen auf ein besseres Leben genannt wurden, an ihren Geburtstagen, sich von ihnen, von den Tugenden, die sie im Leben, von dem hohen Muth, den sie im Leiden bewiesen hatten, gerne unterhielt. Aber diese Bewunderung konnte leicht ausarten, und überspannte Begriffe von dem Verdienst der Leiden für die Religion, auch wohl Gleichgültigkeit, Ueberdruß und Verachtung gegen Leben und Berufspflicht, erzeugen. Leute von einer feurigen Einbildungskraft verirrten sich hier auf mannigfaltige Weise; es fehlte aber nie an solchen, die richtiger urtheilten. So ruhmvoll es war, für die Religion zu dulden und zu sterben, so schimpflich war es, ihr aus Liebe zu einem bequemen Leben, oder aus Furcht vor Ungemach zu entsagen. Man hielt dieß für ein eben so grobes Verbrechen, als Mordthat und Ehebruch, und man verlangte von denen, welche auf diese Weise sich vergangen hatten, strenge Proben der Treue, wehmüthige Bekenntnisse und Abbitten, ehe sie wieder in die Gemeinschaft der Brüder aufgenommen wurden.

Die-

Diese scharfe Kirchenzucht war die Wirkung einer rühmlichen Sorgfalt für die Ehre der Religion und für den guten Namen der Gemeinen. Gewiß war sie auch von nicht geringem Nutzen. Aber verschiedene Lehrer übertrieben die Sache, legten den blos äusserlichen Bekenntnissen und Büssungen, den blos gesellschaftlichen Anstalten der guten Ordnung, einen zu hohen Werth bey, wollten gewissen Sünden gar keine Verzeihung gestatten, und am allerwenigsten der Glaubensverläugnung. Bey dem ungleichen Maaße von Erkenntnissen, und bey der Verschiedenheit der Denkungsart einer so zahlreichen und ausgebreiteten Religionsparthey waren Widersprüche im Urtheilen und Streiten über wichtige Angelegenheiten unvermeidlich.

Die ersten Lehrer der Religion waren keine Schulgelehrte, und die Religion war keine Wissenschaft, die viele Vorkenntnisse, und viel Grübeln erforderte. Sie gab dem Menschen Anleitung und Beystand sein Herz zu bessern, und sein Gemüth zu beruhigen, sie wollte ernstlich angewandt und ausgeübt, nicht aber mühsam erlernt und scharfsinnig zergliedert werden. Allein die christliche Lehre erhielt sich nicht lange in ihrer ursprünglichen Einfalt und Lauterkeit. Sie erhielt Zusätze und Einkleidungen aus der Schule der Weltweisen. Unter so vielen Menschen, die von so ganz verschiedenen Religionen, und mit so unähnlichen Denkarten zum Christen-

thum

thum übergiengen, konnte es nicht an solchen fehlen, welche ihre bisherigen Vorstellungen von Gott, vom Ursprung und von der Erhaltung der Welt, von der Natur, der Bestimmung und den Erwartungen des Menschen, mit den Lehren des Christenthums zu vergleichen und zu vereinigen, oder jene durch diese, und diese durch jene zu erläutern suchten. Der Jude liebt das Wunderbare, und der Grieche Witz und Spitzfindigkeit. Einige fanden das Christenthum nicht geheimnißvoll genug; andere vermißten in demselben Aufschlüsse über die unsichtbare Welt, das Reich der Geister, das Wesen der Gottheit; wieder andere übertrugen die gelehrte Sprache, welcher sich ihre Weltweisen in Schulen und Büchern zu bedienen pflegten, in den Vortrag der christlichen Lehre, und hofften, daß diese in einer solchen Einkleidung ihren Gegnern begreiflicher und gefälliger werden möchte.

Auf diese Weise kamen nicht nur verschiedene Lehrgebäude zu Stande, die alle für christliche Weisheit ausgegeben wurden, sondern, da die Urheber eines jeden für ihre Empfindungen und für die angebrachten Verzierungen eingenommen waren, so konnten auch nicht alle Streitigkeiten über Wahrheit und Irrthum, über bessere und schlechtere Arten der Vorstellung und des Ausdrucks wegbleiben. Die Bücher des neuen Testaments waren sehr nützlich, Verwirrung und Zwietracht zu verhüten. Allein sie

konn-

konnten doch den unnützen Fragen nicht wehren. Aus Vorliebe für gewisse Lehrsätze und Redensarten legten viele den Ausspruchen dieser Schriften einen solchen Sinn bey, der sich mit jenem vertrug; andere, welche verzweifelten, diese Uebereinstimmung herausbringen zu können, verwarfen wohl gar die Belehrung der Bibel, und sprachen ihnen das entscheidende Ansehen ab. Auf die Art verlor allmählich die Frage, was Jesus gelehrt habe, ihre Wichtigkeit; man fand mehr Unterhaltung für den Verstand, mehr Uebung für den Scharfsinn, in der Frage, wer Jesus gewesen sey, in welchem Sinn er Gottes Sohn, Gottes Wort, und Gott genannt werde, wie man sich sein Verhältniß mit Gott zu denken habe; eine Frage, welche sich geschickter und befriedigender aus der Schullehre morgenländischer und griechischer Weisen, als aus der heiligen Schrift beantworten ließ.

Wenn man auf der einen Seite die Religion zum Stoff für eine gelehrte Unterhaltung gebrauchte, so machte man sie auf der andern ganz zu einer Sache der Empfindung und Andacht. Viele zogen sich aus dem Geräusche der Welt zurück, und suchten die Einsamkeit. Sie verachteten alles Nachforschen und Streiten über die richtige Lehre, sie verabscheuten die herrschende Denkungsart, die Sünden und Thorheiten des großen Haufens, sie fürchteten im Umgange mit andern angesteckt, und zu bösen Lüsten ver-

verleitet zu werden; sie ergaben sich also stillen Betrachtungen über sich selbst, verloren sich ganz in den angenehmen Entzückungen über Gott und den Himmel, versagten dem Leibe seine Wartung, um desto mehr für die Seele zu sorgen, und tödteten ihre sinnliche Natur durch freywillig übernommene Beschwerlichkeiten und Peinigungen. Solche Leute, die man Asketen, Eremiten, zuletzt auch Mönche nannte, erregten leicht Aufsehen, und Bewunderung. In Egypten waren ihrer vornemlich viele. Jemehr sie sich häuften, desto näher kamen sie wieder zusammen, und so geschah es oft, daß in einer Gegend viele solcher Einsamen vereinigt unter einem gemeinschaftlichen Aufseher lebten, woraus die Klosterlebensart entstanden ist. Im vierten Jahrhunderte lebte in egyptischen Einöden einer der berühmtesten Stifter und Beförderer derselben, Namens Antonius.

Der große Haufe fand inzwischen weder an den gelehrten Behandlungen der Religion, noch an den stillen Andachten und strengen Uebungen der Frömmigkeit Geschmack und Vergnügen. Jemehr die Lehrer den Unterricht des Volks durch beyderley Ausschweifungen vernachläßigten, desto gleichgültiger ward das Volk gegen die Hauptsache der Religion; es behielt nur Sinn für Glauben und Gebräuche. Man kam diesem Bedürfniß zu Hülfe, in der guten Meinung, ungebildeten und sinnlichen

Menschen das Andenken an Gott, an den Stifter und die Vorschriften der Religion, wichtig zu machen. Man schrieb ihnen Formeln und Bekenntnisse vor, und gewöhnte sie, sich einzubilden, daß es schon genug sey, dieselben anzunehmen und nachzubeten; man vervielfältigte die wenigen Feierlichkeiten, die Jesus angeordnet hatte, drang auf eine genaue und ehrerbietige Beobachtung derselben, und legte ihnen eine besondere geheimnißvolle Kraft und Wirksamkeit bey, Gottes Gnade, Lohn und Segen zu verschaffen. Dem Leichtsinn und der Trägheit der meisten waren diese bequemen Mittel, Ersatz für ihre Sünden zu leisten, und sich des Himmels versichern zu können, sehr willkommen: Insbesondere ward die Taufe als eine äusserst wichtige, wohlthätige und entscheidende Religionshandlung angesehen. Daher die langen Vorbereitungen und Prüfungen, ehe man einen Neuling zuließ, und viele verlangten die Taufe, aus eben dem Grunde, erst in den spatern Lebensjahren und gegen die Annäherung des Todes. Die hohe Meinung, welche man von der Kraft der Taufe, des Abendmahls und anderer Gebräuche hegte, vermehrte zugleich das Ansehen derer, welche diese Gebräuche verwalteten, und die darinn begriffenen Vorrechte und Wohlthaten austheilten.

Dieser Stand der Lehrer ward eben auch dadurch immer vornehmer und glänzender, daß er, in Hinsicht seiner Bestimmung, mit jüdischen und

heid-

heidnischen Priestern in eine Klasse gesetzt, als ein ganz abgesonderter geistlicher Stand, als ein Orden von Mittelspersonen zwischen Gott und Menschen betrachtet, und von der Ehrfurcht und Freygebigkeit des Volks, oder der Laien, mit ausgezeichneten Vorrechten und mit guten Einkünften bedacht ward. Insbesondere erhielten diejenigen Lehrer, die man Bischöfe nannte, allmählig einen sehr hervorragenden Rang. Sie waren die Vorsteher der Aeltesten und Diakonen, und in Hauptstädten hatten sie zugleich die Aufsicht über die Geistlichen und das Kirchenwesen ganzer Provinzen.

Alle diese und andere Abweichungen vom Geiste des Christenthums waren, vermöge der Natur des Menschen überhaupt, und der Umstände jener Zeiten insbesondere, unvermeidlich. Dennoch blieb diese Religion ein unschätzbarer Segen für die Welt, daß durch ihre Hülfe unzählig viele Menschen theils von dem unvernünftigen Götzendienst, theils von dem schädlichen Unglauben, und mithin von den Lastern und Gräueln, die den Götzendienst, wie den Unglauben begleiteten, befreyet wurden, und nicht nur bessere Begriffe, sondern auch edlere Gesinnungen und Sitten anzunehmen Gelegenheit und Aufmunterung erhielten. Ein ehrbarer unbescholtener Wandel, Mäßigkeit und Keuschheit, eheliche und bürgerliche Treue, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Milde gegen die Armen, menschliche Behandlung

der Sclaven, Sanftmuth gegen Beleidiger, und Liebe gegen alle Menschen, waren die schönsten Früchte, welche das Christenthum hervorbringen konnte; und es erhielt von seinem göttlichen Ursprunge keine stärkere Empfehlung, als von seinen heilsamen Wirkungen auf die Gemüther und das Leben der Menschen. Eben diese Wirkungen offenbarten sich in diesen Zeiten noch so häufig und augenscheinlich, daß christliche Gelehrte darauf, als auf den unterscheidenden Charakter ihrer Glaubensgenossen sich berufen durften, und daß die Gegner des Christenthums dawider nichts gründliches einwenden konnten.

18.

Veränderte Gestalt des Christenthums seit den Zeiten Constantins des Großen.

Die Ausbreitung des Christenthums in allen Ländern der bekannten Welt beginnt vornemlich seit den Zeiten Constantin's des Großen, oder dem drey hundertsten Jahre der christlichen Zeitrechnung. Dieser Kaiser stellte die Bedrückungen der Christen gänzlich ab, und schenkte ihnen nicht nur vollkommene bürgerliche Sicherheit, sondern auch das Recht, ihre Religion nach ihren Einsichten frey und öffentlich auszuüben. Ja, um dieser Religion noch mehr

An-

Ansehen und Glanz zu verschaffen, bekannte er sich äusserlich selbst zu ihr, und bewog durch sein Beyspiel sowohl, als durch andere Reitzungen, einen großen Theil seiner Unterthanen, ein gleiches zu thun. Zwar brauchte er keine Gewalt gegen die Heiden, aber doch war es sein ernstlicher Wille, den Götzendienst zu untergraben und das Christenthum zur Religion des ganzen Reichs zu machen. Er nahm an allen Angelegenheiten derselben den nächsten Antheil; er ehrte ihre Lehrer, und verwilligte ihnen viele Freyheiten, er bauete Kirchen und verschaffte denselben ansehnliche Einkünfte.

So viel jetzt die Religion der Christen an äusserlicher Ehre und an der Menge von Anhängern gewann, so viel verlor sie an ihrer innern Würde und Stärke. Es schlichen sich allerhand Mißbräuche und abergläubische Meinungen in dieselbe ein. Constantin selbst trug dazu nicht wenig bey. In der guten Meinung, die Gottheit zu ehren, erbauete er viele Kirchen mit einem großen Aufwande von Pracht und Kunst, mit Altären, Gemählden und Bildsäulen und allen Verzierungen heidnischer Tempel oder fürstlicher Palläste. Dadurch nährte er aber die Eitelkeit und Prachtliebe bey Gottesdiensten, welche allmählich gedankenlosen Schauspielen und Aufzügen sehr ähnlich wurden. Er hatte immer das Kreutz, als ein lebhaftes Zeichen der Erinnerung an den Stifter der Religion, in Ehren gehalten,

er

er hatte das ächte Kreuz, an welchem derselbe hingerichtet worden, in der Nähe von Jerusalem wieder ausfindig zu machen gesucht, und wirklich rühmte man sich, es wieder entdeckt und wunderbare Wirkungen von seiner Kraft erfahren zu haben. Eine solche seltsame Neigung, Zeichen, Bilder und Nachlaß berühmter heiliger Männer zu verehren, auch die Gegenden, wo sie gelebt hatten, und insbesondere ihre Grabstätten zu besuchen, nahm immermehr überhand; man setzte einen besondern Werth in diese Spiele der Andacht, und man erwartete davon übernatürlichen Nutzen. Bilderverehrung, Reliquiendienst und Wallfahrten wurden immer gemeiner. Eben dieser Kaiser hatte verordnet, daß sein Leichnam in die von ihm erbaute Klosterkirche zu Constantinopel begraben würde. In der Folge verlangten, ausser den Kaisern auch die Bischöfe und andere geehrte Personen, diesen vermeinten Vorzug. Man bildete sich ein, das Gebet der Lebendigen in den Kirchen sey nützlich für die Abgeschiedenen. Auf die Weise ward die christliche Frömmigkeit immer mehr durch dunkle Vorstellungen und abergläubische Gebräuche verunstaltet.

Die einsame Unthätigkeit und die selbst erwählten Tugendübungen der Mönche fanden überall Beyfall und Lob; auch Personen vom weiblichen Geschlecht widmeten sich häufig dieser Lebensart. Von Egypten aus verbreitete sie sich nach und nach über

alle

alle Landschaften, in welchen Christen wohnten. Unter den Griechen war es insbesondere der Bischof Basilius von Cäsarea, gegen das Ende des vierten, und in Italien ein gewisser Benedict, im Anfange des sechsten Jahrhunderts, welche den Mönchen oder den Nonnen genaue Sittenvorschriften oder Regeln ertheilten, und dadurch die Stifter und Vorbilder zahlloser Haufen und langer Geschlechter von Klösterbewohnern wurden. Aus dem Mönchsstande wurden häufig Bischöfe und Volkslehrer erwählt, die alsdann ihre andächtigen Gewohnheiten nicht nur fortsetzten, sondern auch anpriesen, kindische Begriffe und Mährchen von Erscheinungen böser Geister und von Wundern unter die Leute brachten, und die Würde des ehelichen und arbeitsamen Lebens herabsetzten. Geistlicher Hochmuth und Heucheley galten nun alles; die richtigen Vorschriften der christlichen Sittenlehre giengen fast verloren.

Die angesehensten Lehrer stritten nunmehr über dunkle, aber eben daher nicht sehr wichtige Stücke der Glaubenslehre mit einem Eifer, dessen nur die unläugbaren Wahrheiten der Religion würdig waren, und mit einer Feindseligkeit gegen Andersdenkende, die sich für aufrichtige Wahrheitsforscher durchaus nicht schickte. Man würde einander gegenseitig vertragen haben, wenn man mehr aus Liebe zur Wahrheit, als aus eigensinniger Begierde recht

zu

zu behalten, und aus persönlichem Hasse gegen die Gegner, gehandelt hätte. Schröckliche Auftritte und traurige Zerrüttungen würden unterblieben seyn, wenn die Lehrer der Religion ihre Uneinigkeiten nicht unter das Volk gebracht und dasselbe aufgewiegelt hätten, Parthey zu machen. Durch Kirchenversammlungen und Glaubensedicte ward zwar der christliche Lehrbegriff in den strittigen Artikeln genauer bestimmt, aber zugleich die Freyheit im Denken eingeschränkt, die Heucheley befördert, und der Streit noch nicht gehoben. Denn immer blieben Leute übrig, die das Recht, selbst zu untersuchen, was wahr sey, sich nicht wollten rauben lassen.

Der größte Schade dabey, und eine Quelle vieler anderer Uebel, war, daß die Geistlichen ein so furchtbares Ansehen über die Gewissensrechte der Laien, und eine wirkliche Herrschaft im Staate erhielten. Das gute Vertrauen, welches man auf ihre Einsicht und Rechtschaffenheit setzte, hatte schon in den Zeiten der Bedrückungen ihren Aussprüchen, selbst in bürgerlichen Angelegenheiten und Klagen, welche die Christen nicht gern bey heidnischen Richtern anbrachten, ein großes Gewicht gegeben. Constantin und seine Nachfolger hatten ihnen das Recht, über Lehre, Kirchenzucht und gottesdienstliche Einrichtung zu sprechen, bestätigt, und sich aus Klugheit oder Schwachheit, sehr ehrerbietig und frey-

gebig gegen sie betragen. Ein Bischof zu Mailand, Ambrosius durfte selbst dem Kaiser Theodosius Kirchenbuße auflegen, ohne ihn zu beleidigen oder herabzusetzen; so geachtet war die Würde seines Amts. In der Folge erhielten die Bischöfe, durch die Menge von Geistlichen und Mönchen, denen sie zu befehlen hatten, durch den Aufwand, den sie von ihren schönen Einkünften machen konnten, durch die Gültigkeit ihrer Aussprüche auf den Kirchenversammlungen, auch wohl durch ihre Brauchbarkeit zu Staatsbedienungen und Gesandschaften, immer noch mehr Ansehen und Gewalt. Die Regenten bedurften ihrer Hülfe, um sich in dem Besitz der Herrschaft zu behaupten, und um den Gesetzen beym Volk Gewalt zu verschaffen. Sie sahen sich genöthiget, an den Glaubensstreitigkeiten Theil zu nehmen, und irgend eine Parthey zu ergreifen, und sie ergriffen meistens diejenige, welche die stärkste war, oder sich ihnen nothwendig zu machen wußte. Aber damit ward den Uebeln noch nicht abgeholfen, vielmehr immer zu neuen Klagen und Gezänken Anlaß gegeben.

Den römischen Bischöfen kamen alle nur ersinnlichen günstigen Umstände zu Hülfe, ihre Würde und Macht zu erheben: das Alter, die Größe und der Ruhm ihrer Gemeine, der Glanz ihrer Wohnstadt, die Verlegung des kaiserlichen Hofs nach Constantinopel, die Theilung des Reichs, die Ohnmacht

und

und der Untergang des abendländischen, das Glück und die Geschicklichkeit, mit welcher sie in vielen wichtigen Dingen gehandelt hatten. Ihr Urtheil ward oft von den entlegensten Kirchen eingehohlt, und von denen, welchen sie ihren Beyfall in Streitsachen gaben, als Befehl ausgelegt. Sie wurden verwöhnt es selbst zu glauben, daß sie die Richter der allgemeinen Kirche wären. Hieronymus, ein wegen seiner gelehrten Verdienste allgemein geschätzter Mönch, brachte zuerst am Ende des vierten Jahrhunderts die Meinung recht im Gang, daß der Apostel Petrus, als der Fels der Kirche, den Rang vor allen Aposteln gehabt, das bischöfliche Amt zu Rom verwaltet, und alle seine Rechte und Vorzüge auf seine Nachfolger in diesem Amte übertragen und fortgeerbt habe. Bald nachher beriefen sie sich selbst hierauf, als auf eine wohlgegründete Wahrheit, und verlangten daher, daß man sie als Statthalter Christi verehren und glauben sollte, die oberrichterliche und gesetzgebende Gewalt sey ihnen von Gott selbst verliehen. In Zeiten und Gegenden, die immer verfinsterter wurden, fanden ihre Diener und Abgesandten leicht Glauben, und unter dem Schutze dieses Glaubens waren sie im Stande, den Völkern die wunderlichsten Einfälle als Lehren der Religion aufzubürden.

19.

Von den Festen und kirchlichen Einrichtungen der Christen zur Zeit der Völkerwanderung.

Schon die allerersten Christen feyerten den Sonntag als den Auferstehungstag, und der Kaiser Constantin der Große hatte sogar verordnet, daß alle Gewerbe und Handarbeiten am Sonntage ruhen, und die Richter nicht bey Gericht sitzen sollten. Große Hauptfeste feyerte man im fünften Jahrhundert fünfe: das Weihnachtsfest, den Charfreitag, Ostern, Pfingsten und den Himmelfahrtstag. Das erste soll bekanntlich an die Geburt Jesu erinnern; da es indessen erst vierhundert Jahr nach seinem Tode aufkam, so war nun der wahre Geburtstag des Heilands längst nicht mehr ausfindig zu machen, da in den Evangelien auch nicht einmal die Jahrszeit, in der er gebohren wurde, angegeben ist. Die Griechen wählten daher willkührlich den sechs und zwanzigsten Januar zur Feyer dieses Festes, und dieser Tag ist noch in der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag beybehalten. Daß man in den abendländischen Kirchen den fünf und zwanzigsten December annahm, kam daher, weil dieser Tag von uralten Zeiten her, bey den Römern ein heidnischer Festtag gewesen war, dem man nun um so bequemer einen neuen Namen und eine neue Beziehung unterlegte. Es war mit diesem altrömischen Volks-

feste

feste immer die Sitte verbunden gewesen, daß Freunde und Verwandte sich beschenkten, und daß man dem Gesinde und den Kindern eine Freude machte; daher gieng auch diese erfreuliche Sitte aus dem alten Feste ins neue christliche über. War doch auch das Gratuliren am Neujahrstage bey den Römern eine uralte Gewohnheit.

Pfingsten war eigentlich ein altes jüdisches Fest, das aber für die Christen eine ganz neue Heiligkeit erhielt, durch den Umstand, daß die Apostel gerade an dem ersten Pfingstfeste nach Jesu Auferstehung in einer feyerlichen Zusammenkunft, vom Geiste Gottes erweckt, den treuen Bund beschworen hatten, ihr ferneres Leben der Ausbreitung der Religion ihres göttlichen Lehrers ganz zu weihen. Mit Recht also kann man das Pfingstfest als das eigentliche Stiftungsfest des Christenthums betrachten. — Das Osterfest, welches wir Christen noch alljährlich zum Andenken der Auferstehung Jesu feyerlich begehen, ist eines der ältesten Feste, da es schon zu den Zeiten der Apostel, zwar nicht auf eigentlichen Befehl und Anordnung derselben, jedoch freywillig aus guten Absichten gefeiert wurde. Die Griechen und Lateiner nennen es nach dem jüdischen Namen Pascha, daher die Franzosen Pâques. Das deutsche Wort Ostern soll von einer angeblichen Göttinn Ostera herkommen, hängt aber wohl wahrscheinlicher mit dem altdeutschen Osten (Aufgang) zusammen,

men, und bedeutet demnach Auferstehung. — Das Himmelfahrtsfest wird alljährlich am vierzigsten Tag nach Ostern, zum Andenken der Aufnahme Christi im Himmel gefeyert. Es ist ein sehr altes Fest, ob es gleich nicht aus den Zeiten der Apostel hergeleitet werden kann.

Ausser diesen fünf großen Festen feierte man auch die Geburts- oder Todestäge der Apostel oder der Märtyrer, man führte Ostern- und Pfingstvigilien ein, indem die Gemeine sich die Nacht vor dem Feste zum Singen und Beten versammelte, wobey jedoch in den Kirchen viel Unfug getrieben wurde. Die an einigen Orten auch jetzt noch übliche Christnacht ist noch ein schwacher Ueberrest jener Vigilien. Durch Fasten sich zur würdigen Feyer der Leidenszeit des Heilandes zu bereiten, hatte man schon frühe für verdienstlich gehalten. Jetzt aber wurde eine bestimmte Fastenzeit von vierzig Tagen verordnet, in welcher man sich aller Fleischspeisen und des Weins enthielt. Man wurde zu diesem Fasten durch die Worte eines Evangelisten verleitet, welcher erzählt, Christus habe selbst einmal vierzig Tage lang in einer Wüste gefastet.

Der Gottesdienst bestand schon damals im Singen, einem Vortrag des Geistlichen, in dem priesterlichen Segen, und in der Austheilung des Abendmahls. Wer dem letztern nicht beywohnen wollte, gieng am Schlusse der Predigt nach Hause, und der

Prie-

Priester entließ diese Zuhörer mit den Worten: Ite missa est (scil. concio; geht, die Predigt ist nun zu Ende). Das verstanden die Deutschen nicht, daher sagten sie: nun ist Messe. Daraus entstand der Name Messe von den Gebeten, welche bey der Einweihung der Hostien abgelesen wurden, bis in spätern Zeiten jedes Gebetvorlesen vor dem Altar eine Messe genannt wurde. Zur Feyer des Abendmahls hatten sich anfangs die Christen wirklich bey einer gemeinschaftlichen Tafel versammelt. Man nannte diese Mahlzeiten Liebesmahle, und beschloß sie mit einem christlichen Kusse. Als aber die Christen zahlreicher wurden, mußte man, um Zeit und Kosten zu sparen, dieses Abendmahl sehr vereinfachen. Man verlegte es in die Kirchen, der Priester ließ die Kommunikanten an die Schranken treten, welche das Priesterchor von den Laien (den Nichtpriestern) trennten; er zerbrach ein flaches, dünnes Brod, und reichte jedem davon nur einen Bissen nebst einem Trunk aus dem Kelche. Die Oblaten kamen erst im dreyzehnten Jahrhundert auf. Daß übrigens der eigentliche Zweck einer rührenden Erinnerung durch solche Abendmahlsfeyer ganz verloren gegangen sey, begreift man leicht. Dagegen legte der Aberglaube diesem Brode übernatürliche Kräfte bey, und man versprach sich von dem Genusse desselben eine sichere Hülfe, selbst gegen leibliche Uebel.

Getauft wurden anfangs nur Erwachsene, Kinder erst späterhin. Die zu Taufenden wurden auch vorher erst im Christenthum unterrichtet. Man erbaute eigene Taufhäuser, oft von ungeheurer Größe, und die eigentliche Taufzeit war nur von Ostern bis Pfingsten und am heiligen Dreykönigstage; sonst ward im ganzen Jahre nicht getauft. Der Glaube, daß durch die Taufe der Teufel ausgetrieben werde, war damals schon herrschend. Das Einsegnen neuvermählter Eheleute durch eine geistliche Rede (Trauung), war anfangs willkührlich; geboten wurde es erst im achten Jahrhundert. Das Kreutzschlagen, Wallfahrten und Reliquiensammeln findet sich gleichfalls schon vor dem Anfange des Mittelalters. Constantin der Große ließ das Zeichen des Kreuzes in die Fahnen und Schilde seiner Soldaten setzen. Die Mutter dieses Kaisers, die fromme Helena, reisete zuerst nach Palästina, und kniete andächtig auf dem Hügel nieder, den man ihr als die Kreutzigungsstätte des Erlösers angab. Sie ließ nachgraben, und eines Morgens fand man wirklich drey große Kreutze, welche vermuthlich die Nacht vorher durch einen frommen Betrug dahin gelegt worden waren.

Das Verlangen, die heiligen Stellen zu besuchen, auf denen einst Jesus gewandelt war, erfüllte mehrere fromme Seelen und fast nie waren diese Stätten von Pilgern leer, die zum Andenken etwas

von

von der heiligen Erde von Golgatha, oder einen angeblichen Nagel vom Kreutze Christi mitbrachten. Ausser diesen Wallfahrten stellte man auch andere zu den Gräbern der Märtyrer oder Heiligen an, von denen man durch die Bemühungen der Priester oft so glücklich war, einen heiligen Ueberrest (Reliquie) z. B. einen Backzahn, ein Barthaar, oder sonst dergleichen zu erhalten, womit viele Krankheiten gehoben werden konnten. In der Folge trieb man sogar einen Handel mit diesen Reliquien, und reiche Leute verwahrten sie in goldenen und brillantenen Kapseln.

Von den Heiligen verbreitete der Aberglaube bald eine größere Menge von Wundergeschichten, als man von Jesu selber wußte. Man nennt dergleichen Mährchen Legenden. Es ist fast unglaublich, wie leicht jene Priester mit ihren Behauptungen Glauben fanden. Aber sie sparten auch keine Schlauheit, um sich Vertrauen zu erschleichen. Da die Bibel sie selber schon als Sündenvergeber empfohlen, so machten sie davon den trefflichsten Gebrauch. Eine furchtbare Macht über die Gewissen gab ihnen unter andern die Beichte, in der jedermann auch die kleinste Sünde umständlich bekennen sollte. Um sich zu bereichern priesen sie die Heiligkeit freywilliger Armuth an, und mancher von seinem Gewissen gequälte Kranke vermachte auf seines Beichtvaters Zureden sein Vermögen der Kirche,

um

um seliger ins Himmelreich einzugehen oder sich aus dem Fegefeuer zu retten. Selbst ein Grabmahl in der Kirche, besonders in der Nähe des Altars, wurde, als förderlich zur Seligkeit theuer bezahlt.

20.

Die Sprache der Deutschen im fünften Jahrhundert.

So wie die Deutschen in den Ländern, die sie in Besitz nahmen, größtentheils ihre Lebensart, Sitten und Gebräuche beybehielten, so war es auch mit ihrer Sprache. Sie konnten freylich nicht umhin, sich mit der Sprache ihrer neuen Unterthanen einigermaßen bekannt zu machen; allein so wenig sie anfangs sich um Wissenschaften und Künste bekümmerten, so wenig lag ihnen an der Bildung ihrer eigenen, oder an der genauern Kenntniß der lateinischen Sprache, welche in den von ihnen eroberten Ländern geredet wurde. Die verschiedenen deutschen Völkerschaften redeten zwar allesamt einerley Sprache, die sich aber in verschiedene Mundarten oder Dialekte theilte. Unter diesen waren die bekanntesten der gothische, fränkische und sächsische Dialekt. Feinheit und Anmuth dürfen wir in dem, was die Deutschen der damaligen Zeit sprachen, nicht suchen, es mußten viele Jahrhunderte vergehen, ehe die

deutsche Sprache sich einigermassen ihrer Rohheit entriß. Ja noch vor tausend Jahren redeten unsere Vorfahren eine Sprache, die der gegenwärtigen kaum noch ähnlich sieht. Wenn wir z. B. folgendes lesen:

Ewiges leohtes sceffenlo,
Leoht er selbo aller inti tak,
Naht noc einiga intfindanter,
Kapurt leohtes emazziges;
Giu intlazit gleichenti nahemu
Tage naht chumfti.

wer sollte meinen, daß dieß Deutsch wäre? Und doch war dieß die Sprache, die man vor noch nicht tausend Jahren in Deutschland allgemein sprach und schrieb. In unser gegenwärtiges Deutsch übersetzt heißt es:

Des ewigen Lichtes Schöpfer,
Du selbst ganz Licht und Tag,
Nicht einige Nacht empfindend,
Des Lichtes ewige Natur,
Schon weicht erbleichend vor des nahen
Tages Ankunft die Nacht.

Wiewohl in den folgenden Jahrhunderten die Sprache sich mehr dem heutigen Deutsch nähert, so werdet ihr, meine jungen Leser, doch auch in den folgenden Versen, die nicht über achthundert Jahre alt sind, Vieles nicht verstehen:

Wir

Wir horten je dikke singen
Von alen Dingen,
Wie snelle helide vuthen
Wi si veste burge brechen,
We sich liebin vuinisceste schieden,
Wi riche Kunige al zegingen.

Das heißt in unserm jetzigen Deutsch:

Wir hörten so oft singen
Von alten Dingen,
Wie tapfere Helden fochten,
Wie sie feste Burgen zerbrachen,
Wie sich liebe Freundschaften schieden,
Wie reiche Könige ganz zergingen.

Eben so dunkel lautet folgendes:

Sin gute bekanti vil und manig man:
Nu virnemit wi sini siddi warin gedan;
Offen was her sinir worte,
Vure die warheite niemannin her ni vorte;
Als ein lewo saz her vur die vuristin,
Als ein lamb gin her untir diurftigin:
Den tumbin was her sceirphe,
Den gutin was her einste;
Weisin unti Widewin
Die lobitin wole sinin siddin.

Das heißt:

Seine Güte bekannte viel und mancher Mann;

Nun vernehmt wie seine Sitten waren gethan:

Offen war er seiner Worte;
Für die Wahrheit fürchtete er niemand;
Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,
Als ein Lamm gieng er unter Dürftigen;
Den Bösen wär er scharf,
Den Guten war er milde,
Waisen und Witwen
Die lobten wohl seine Sitten.

Noch schwerer ist es, unsere Mutterspräche in den schriftlichen Ueberbleibseln der frühern Jahrhunderte wieder zu erkennen. Hier zur Probe den Anfang des sogenannten Ambrosianischen Lobgesanges in fränkischer Sprache aus dem vierten Jahrhundert:

Thih cot lopemes,
Thih truhtinan gehemes
Thih enuigan fater
Eokiuuelih erda uuirdit.
Thir alle engila, thir himilà
Inti alle Kiuualtido
Thir Cherubim inti Seraphim
Unbilibanlichero stimmo foraharent:
Uuiher, uuiher, uuiher!
Truhtin cot herro,
Folliu sint himila inti erda
Therà meginchrefti tiurda thinerà, u. s. w.

Das

Das heißt:

Dich, Gott loben wir (te deum laudamus)
Dich Herr bekennen wir:
Dich ewigen Vater
Die ganze Erde verehrt,
Dir alle Engel, dir die Himmel,
Und alle Gewalten,
Dir die Cherubim und Seraphim
Mit unablässiger Stimme rufen:
Heilig, Heilig, Heilig!
Herr Gott, Herr!
Voll sind die Himmel und die Erden
Der Großkraft deiner Ehre, u. s. w.

Wie das Vaterunser in der Sprache der Gothen lautete, hab' ich schon oben an einer kleinen Probe gezeigt. Mit einem viel weichern Organ, und uns verständlicher, beteten die Alemannen dieses Gebet folgendermaßen:

Fatter unseer, thu pist in himile.
Wihi *) namun dinan.
Queme rihi din.
Werde uuillo din so in himile, so sa in erdu.
Prooth unseer emezhic kip uns hiutu.

Ob.

*) Weihe, das ist Heilig, davon Weihnachten, das ist heilige Nacht.

Oblaz uns sculdi unseero, so uuir oblazen uns sculdiker.
Enti ni junsih firletti in khorunka.
Uz erlosi unsih fona ubili.

Dasselbe Gebet lautete in der Sprache der Angelsachsen also:

Fäder ure, thu the eart heofenum. Si thiu nama gehalgod. To becume thin rice. Gewurthe thiu willa on eorthan siwa swa on heofenum. Urne däghwamlican hlaf syle us to däg. And forgyf us ure gyltas, swa swa we forgyfa the urum gyltendum. And ne geläddе, thu us on castnunge, ac alys us of yfell.

Die Sprache der Deutschen war zu der damaligen Zeit nicht nur rauh und ohne sonderlichen Wohlklang, sondern auch arm an Worten und Redensarten zur Bezeichnung verschiedener Begriffe, Erfindungen, Künste, Handwerker und dergleichen, die sie erst im Auslande kennen lernten, und nun auch mit den Namen der Ausländer belegten. Indessen ist es doch angenehm, in der Sprache unserer Vorfahren die Grundlage unserer jetzigen deutschen Mundarten zu erblicken, auch manchen starken Ausdruck und verschiedene wohlausgesonnene Zusammensetzungen darinn zu finden. So nannten z. B. die Gothen, mit denen auch die Vandalen Eine Sprache hatten, die Welt Monaseds, das heißt,

den

den Menschensitz. Stolz hieß bey ihnen Hauhhartei oder Hochherzigkeit. Ihr arman ist unser erbarmen; taihun das jetzige zehen; Mannisk unser Mensch. Wie die fränkische Sprache damals beschaffen gewesen sey, sieht man unter andern aus einigen eigenthümlichen Namen in derselben, die bis auf unsere Zeiten üblich geblieben sind. Helprich hieß darinn eine mächtige Hülfe; Richard ein mächtiger Rath; Rainhart ein glatter oder feiner Rath; Witmann, ein weißer Mensch und dergleichen mehr.

21.

Schriftliche Gesetze. Richteramt. Beschreibungen der Ordalien oder Gottesurtheile.

Ein neuer Schritt zur Kultur, den die Deutschen um diese Zeit gethan, war die Abfassung schriftlicher Gesetze, die freylich erst möglich geworden war, seitdem sie mit der Annahme des Christenthums auch die Schreibekunst kennen gelernt hatten. Mehrere Jahrhunderte lang richteten sie sich blos nach gewissen Gewohnheitsrechten, die nur durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzt wurden, und daher leicht in Vergessenheit gerathen oder verfälscht werden konnten. Solche mündlich fortgepflanzten Rechte genügten indessen Völkern, die

wenig

wenig Eigenthum besassen, und deren bürgerliche Einrichtung überhaupt höchst unvollkommen war. Jetzt aber, da sich mit ihren Besitzungen auch ihre Bedürfnisse, Streithändel, Verhältnisse gegen andere Mitbürger und dergleichen vergrössert hatten, schien es nöthig, die Gesetze zu erweitern, und in eine schriftliche Sammlung zu bringen. Sie liessen den Römern, die ihnen gehorchen mußten, ihre alten Gesetze, und nahmen sogar einige wenige von denselben an. Und so kamen um die Mitte des fünften Jahrhunderts verschiedene deutsche Gesetzsammlungen zu Stande, die sich grösstentheils bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Sie sind aber nicht in der Sprache unseres Vaterlandes, sondern in der lateinischen Sprache abgefaßt. Dieß kommt daher, weil die Abfassung derselben römischen Gelehrten aufgetragen wurde, und weil man es für unmöglich hielt, alle deutschen Wörter mit den gewöhnlichen deutschen Buchstaben zu schreiben. Um der Deutlichkeit willen wurde indessen doch verschiedenes deutsch ausgedrückt.

Die neuen Gesetzsammlungen fanden allgemeinen Beyfall. Und wie wäre das auch anders zu vermuthen gewesen, da die darinn enthaltenen Gesetze in den gewöhnlichen Volksversammlungen entworfen worden waren, und der geringste freye Mann im Staate, so gut wie der König, seine

Mei-

Meinung ungescheut darüber gesagt hatte, und mithin keines darinn aufgenommen worden war, das nicht unmittelbar auf die Sicherheit der Personen und des Eigenthums der Staatsglieder abgezweckt hätte?

Auffallend ist die Aehnlichkeit, die man in diesen altdeutschen Gesetzsammlungen antrift, ob sie schon aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Nationen herrühren. Ueberall herrschte ein gesunder Verstand, und zugleich eine Einfalt, Kürze und Klarheit, die ihr hohes Alter verrathen. Freylich aber sieht man an jenen Gesetzen mehr als zu deutlich, daß sie für Leute gegeben waren, die nur den ersten Schritt zum gesellschaftlichen Leben gethan hatten, und noch an dem Rande desselben standen. Größtentheils enthalten sie nur die ersten Grundsätze der gemeinen Sicherheit, und passen auf einen Zustand, wo Sicherheit und Freyheit sich oft in Gefahr befinden. Diebstahl, Schaden auf dem Felde oder im Garten, Mädchenraub, Einbruch, Mordbrennerey, Verwundung, Bezauberung, Todschlag, Nothzucht, Beschimpfung durch Worte, waren die vornehmsten Gegenstände dieser Gesetze. Fast alle möglichen Fälle der Gewaltthätigkeiten sind sehr genau angegeben, alle Wunden berechnet, alle Glieder gezählt und jedes zu einem besondern Anschlag gebracht, so daß keine Ausflucht statt finden konnte, und nichts von der Willkühr und Laune des Richters abhieng.

Das

Das Gesetz bestimmte, wie es gehalten werden sollte, wenn Blut vergossen worden, wenn der verletzte Theil nur blau geworden, wenn ein Bein herausgesehen, wenn ein Bein gebrochen, wie es mit Stechen, Hauen, Schlagen zu halten, wie, wenn ein Auge, Ohr, Finger ꝛc. ꝛc. verletzt worden. Diese Art der Gesetzgebung war ohne Zweifel eine Folge der noch ziemlich rohen und unbändigen Freyheit der Nation. Um sie an Gerichte zu gewöhnen, mußte dem Richter so wenig als möglich zu thun übrig bleiben, die Gesetze hingegen mußten alles entscheiden; und um einer zu sehr an Gewaltthätigkeiten gewöhnten Nation Einhalt zu thun, mußten alle Fälle aufs genaueste ausgedrückt werden, damit alle Ausflüchte auf einmal abgeschnitten wurden.

Jedes Verbrechen konnte, wie in den ältesten Zeiten, mit Gelde gelöset werden; nur wurden jetzt die Strafen, nachdem die Nation reicher geworden war, etwas höher angesetzt. Selbst für Mordthaten wurde ein Ersatz an Geld gegeben. Wenn also jemand dem andern ein Aug ausstieß, bezahlte er dafür bey den Franken drey und sechzig Goldgulden, und wenn ein freyer Mann einen Franken umbrachte, gab er deren zwey hundert; wenn er ihn aber in einen Brunnen gestürzt hatte, sechs hundert. Wer nicht zahlen konnte verlor die Freyheit darüber, und wurde dem Beleidigten oder seinem Anverwandten als Knecht ausgeliefert, die ihn entweder zu ihren

Dien-

Diensten brauchen, oder weiter verkaufen konnten. Obgleich die Verbrechen mit Geld gelöset werden konnten, so konnte der Reiche darum doch nicht thun was er wollte, denn jedermann war bewafnet und zur Privatrache berechtigt. Das letztere scheint ein stärkerer Damm gegen alle muthwilligen Beleidigungen gewesen zu seyn, als die Gesetze selb st. Aus eben der Ursache scheint es auch, die Deutschen haben den Diebstahl mehr verabscheut, als eine Mordthat. Die Diebstähle wurden an wehrlosen Dingen verübt, und auch ein Feiger konnte leicht gereitzt werden, sich daran zu vergreifen, da ihre zahlreichen Heerden, die in den Wäldern und Haiden umherirrten, und ihre Geräthschaften bey ihren schlecht gebauten Häusern unmöglich so genau verwahrt werden konnten. Bey den Alemannen wurde für den Todschlag eines Frauenzimmers doppelt so viel, als für jenen einer Mannsperson, bezahlt; weil die Weibspersonen nicht wehrhaft waren, und durch ein größeres Wehrgeld gesichert werden mußten.

Ehre macht es unsern Vorfahren, daß sie das alte Gastrecht beybehielten. Wir haben noch Gesetze der Burgunder und Baiern, wornach es ein Hauptverbrechen war, einen fremden Gast von der Thüre abzuweisen.

Da die deutschen Gesetze sehr einfach, deutlich und bestimmt waren, so brauchte man zu Richtern keine Gelehrten, sondern nur Männer von Redlich-

keit und Erfahrung. Gewönlich versahen das Richteramt die Grafen, die einen gewissen Gau unter sich, und ihre Beysitzer hatten. Die Gerichte oder Wahlstätten waren meistens auf offenem Felde, und die Richterstühle mußten so gestellt werden, daß sie von der ganzen Versammlung gesehen werden konnten. Jeder freye Mann hatte das Recht, den Verhandlungen beyzuwohnen, und alle Gerichte mußten öffentlich gehalten werden. Wenn der Angeklagte leugnete, so bediente man sich der Zeugen und des Eides. Freylich aber wurden die verschiedenen Aussagen der Zeugen nicht mit einander verglichen: auch wurde der Grad der Glaubwürdigkeit, den jeder von ihnen hatte, nicht abgemessen. Eine so feine Rechtsform darf man bey rohen Völkern nicht suchen. Der Beweis durch den Eid war von so großem Gewichte, daß der Beklagte, der ihn ablegte, sogleich losgesprochen wurde. Aber dieses uneingeschränkte Zutrauen auf die Treue der Schwörenden, gab in der Folge zu öftern Meineiden Gelegenheit, die auch durch die ernsthaftesten und feyerlichsten Gebräuche, unter denen der Eid nachher abgelegt werden mußte, nicht verhütet werden konnten. Zwar suchte man dem Unheil dadurch abzuhelfen, daß man Eidhelfer einführte, die zugleich mit dem Beklagten schwören und seinen Eid bekräftigen mußten. Ihre Anzahl belief sich in wichtigen Fällen über hundert. Der Schwörende legte bey Ab-

legung des Eides seine Hand auf ein Kästchen von Reliquien von Heiligen, und die Eidhelfer legten ihre Hände auf die seinige. Aber man fand öfters daß die Absicht nicht erreicht wurde. Ja gerade durch die Vervielfältigung verloren die Eide allmählich alle Kraft und Würde.

Es war nicht ganz leicht, in dieser Verlegenheit einen Ausweg zu finden. Die Unbeholfenheit der Richter machte es oft sehr schwierig, von einem Angeklagten ein eigenes Geständniß herauszubringen. Man legte ihm dieselbe Frage ein paarmal nach einander vor, und wenn er im Leugnen beharrte, so war der Richter mit seinem Scharfsinn am Ende. Doch nun verfiel man auf ein Mittel, das untrüglich zu seyn schien. Der schwache Verstand und der starke Glaube dieser rohen Völker wähnte, Gott müßte bey der Handhabung der Gerechtigkeit Wunder thun. Man erfand die sogenannten Ordalien oder Gottesurtheile, wobey die Entscheidung der Sache gleichsam dem Ausspruche der Gottheit, die niemand hintergehen könnte, und die den Unschuldigen zu retten immer bereit wäre, überlassen wurde. Diese Ordalien sind sehr alt, und sie stammen vermuthlich aus dem grauen Alterthume her. Auf ihren deutschen Ursprung deutet schon der Name hin, der dem Worte Urtheil entspricht. Sie haben sich viele Jahrhunderte hindurch erhalten,

und

und bis auf unsere Zeiten sind noch Ueberbleibsel von ihnen gekommen.

Es gab verschiedene Arten von Ordalien. Die älteste und gewöhnlichste Art war der gerichtliche Zweykampf. Er wurde nicht blos den Partheyen, sondern zuweilen sogar den Zeugen vom Richter zuerkannt. Ein Ritter erhielt eine sechs wochentliche Frist zur Zubereitung dazu, ein anderer aber blos vierzehn Nächte. Der Kampf selbst geschah in Gegenwart der Richter, und zwar blos des Vormittags. Die Fechtenden mußten nicht unter ein und zwanzig und über sechzig Jahre alt, und männlichen Geschlechts seyn. Doch erlaubte man zuweilen auch einem Weibe, ihre Unschuld zu verfechten. In diesem Falle aber mußte sich der männliche Gegner nicht nur gefallen lassen, den Streit bis an die Hälfte des Körpers in die Erde gegraben zu übernehmen, sondern er erhielt auch statt der gewöhnlichen Waffen blos einen Kolben. Die Waffen des Weibes hingegen bestanden in einem Tuche, worinn ein Stein geknüpft war, und womit sie ihrem Gegner zuweilen so derb zusetzte, daß dieser sich überwunden geben oder befürchten mußte, gar den Tod zu finden. Gelang es aber dem letztern, jene zu besiegen, so begnügte er sich zuweilen nicht einmal mit dem Vortheil, der ihm aus diesem Siege zufloß, sondern er rächte sich auch noch dadurch an seiner Widersacherinn, daß er sie auf den Kopf stellte,

und

und dem Gelächter der Zuschauer preis gab. Auch durfte kein Geringerer einen Edlern zum Kampfe herausfordern, so wie auch strenge darauf gesehen wurde, daß keiner der Streitenden beym Anfange des Streites einen Vortheil vor dem andern hatte. Daher pflegte der Richter, bevor der Kampf begann, nicht nur eine genaue Vergleichung und Untersuchung der Waffen anzustellen, sondern er theilte auch gewissenhaft Licht und Sonne zwischen den streitenden Partheyen. Die letztern aber, die vorher eingesegnet und förmlich zum Tode vorbereitet wurden, gelobten sich wechselseitig, einander ehrlich zu begraben, im Fall einer von ihnen bleiben sollte, weswegen man auch spaterhin sogar eine Bahre in die zum Kampfe bestimmten Schranken setzte. Sie mußten (wenigstens in den ältern Zeiten) barfuß und ohne alle Bedeckung des Hauptes fechten, und hatten zur Vertheidigung ihres Lebens nichts, als ein Schwerdt und einen Schild, welcher noch dazu blos von Holz seyn mußte. In der Folge aber, wo die Duellanten nicht blos zu Pferde, sondern auch ganz geharnischt erschienen, war die Lanze das vorzüglichste Waffenstück, wodurch man seine oder eines dritten (z. B. einer Dame) Unschuld an den Tag zu legen suchte. Wer den andern überwand, trug nicht nur die mit dem Sieg verknüpfte Ehre davon, sondern er hatte auch den Proceß gewonnen, und erwiesen, was er erweisen sollte; folglich verlor die

Fa-

Familie des unglücklichen Gegners (der vielleicht aus Mangel an Leibesstärke oder aus Unkunde in den Waffenübungen unterlag) nicht nur ihren Ernährer, sondern auch, wenn der Gegenstand des Processes, den Besitz von beweglichen oder unbeweglichen Gütern betraf, die Mittel, sich selbst zu erhalten. Wer den Zweikampf ausschlug, war überführt, und eben so ein Weib, unter deren Verwandten sich keiner fand, der sie werth achtete, ihre Ehre oder Unschuld mit dem Degen zu vertheidigen.

Die Deutschen hatten an solchen gerichtlichen Zweikämpfen ein sehr großes Wohlgefallen, und fanden sich häufig als Zuschauer bey denselben ein. Was den Römern ihre Fechterspiele, Thierhetzen und Wettrennen waren, das waren den Deutschen ihre Zweikämpfe, ja sie mußten in ihren Augen noch weit höhere Wichtigkeit haben, weil dabey die Entscheidung einer merkwürdigen Rechtssache ihre ganze Aufmerksamkeit rege machte. Sie sahen nicht ein, daß die Entscheidung eines Gefechtes oft nur von einem Zufall, oft von der Behendigkeit und Stärke des Körpers abhienge, und also für die Unschuld und für das Verbrechen keinen Beweis geben könne. Aber bey einer Nation, wo alles Soldat war, wo der ganze Vorzug und Ruhm des Mannes von seiner eigenen Herzhaftigkeit und Tapferkeit abhieng, und jedermann bereit war, das mit dem Degen zu be-

behaupten, was er gesprochen hatte, darf uns eine solche militairische Gerichtsform nicht auffallen. Wer tapfer war, konnte, nach ihren Grundsätzen, kein Schurke seyn. Sie glaubten, die Feigheit setze andere Laster voraus, sie beweise, daß man kein Ehrgefühl habe, daß man die Verachtung anderer nicht fürchte, kurz daß man den Grundsätzen der Nationalerziehung nicht treu geblieben wäre. In manchen Fällen konnte das wohl wahr seyn, aber bey weitem nicht in allen. Inzwischen dauerte dieser unglückliche Gebrauch Jahrhunderte lang fort, ja zur Schande unserer Zeiten, werden noch jetzt zuweilen Privatstreitigkeiten durch den Zweikampf beygelegt.

Andere gewöhnliche Arten von Gottesurtheilen waren die Feuerprobe oder das glühende Eisen, der Kesselfang oder das siedende Wasser, das Wasserurthel, das Brodurthel und das Kreuzurthel.

Bey der Feuerprobe mußte der Beschuldigte ein glühendes Eisen auf eine Strecke von neun Fuß in der Hand wegtragen. Hierauf wurde ihm die Hand in ein Säckchen gewickelt und versiegelt. Zeigte sich nach drey Tagen kein Brandschaden, so ward er für unschuldig erklärt. Die Feuerprobe wurde, wie die meisten Ordalien, in der Kirche oder im Vorhofe von der Geistlichkeit vorgenommen, und war mit mancherlei heiligen Gebräuchen begleitet.

Bey dem Kesselfang mußte der Beklagte mit der

Hand in einen Kessel mit kochendem Wasser fahren, und einen darinn liegenden Stein oder Ring auffassen. Alsdann wurde eben so, wie bey der Feuerprobe verfahren. Die Wasserprobe bestand darinn, daß der Beschuldigte, an Händen und Füssen gebunden, in ein großes Gefäß voll kalten Wassers geworfen wurde. Sank er unter, so erklärte man ihn für unschuldig; schwamm er, so wurd' er für schuldig gehalten, weil ihn das Wasser nicht aufgenommen hatte. Bey dem Brodurthel wurde dem Beklagten ein Stückchen geweihtes Brod oder Käse in den Mund gegeben, und der Priester rief dabey Gott an, daß ihm, wenn er falsch geschworen, oder abgeläugnet hätte, der Bissen im Halse stecken bleiben sollte. Bey dem Kreuzurthel mußte sich der Angeklagte eine gewisse Zeit lang mit ausgebreiteten Armen vor ein Kreutz stellen. Wenn er vor Ablauf der bestimmten Zeit müde wurde, so hatte er den Streithandel verloren.

Dergleichen Proben wurden nicht in allen Fällen an dem Beklagten selbst vorgenommen, sondern er sandte öfters einen Stellvertreter. Man konnte sich auch mit dem Kläger zuvor abfinden, oder sich loskaufen. Freylich waren die Ordalien eine höchst unvernünftige und zum Theil grausame Anstalt, die eine tiefe Barbarey und den abscheulichsten Aberglauben bey der Nation voraussetzten, bey der sie eingeführt waren; zu geschweigen, daß diese Beweis-

art

art durchaus unsicher war, zumal da, durch den Gebrauch natürlicher Mittel, viel Betrügerey dabey vorgieng. Wenn man sich aber in jenes Zeitalter zurück setzt, oder auch bedenkt, daß noch in unsern Zeiten der glaubige Pöbel in einigen Gegenden sich durch wunderthätige Reliquien und Beschwörungen heilen läßt, so darf man sich über jene Thorheiten der alten Deutschen nicht wundern. Sie schrieben, von den ältesten Zeiten her, dem Feuer und dem Wasser eine göttliche Kraft zu: ja, sie verehrten, wie die meisten Barbaren, das Feuer als eine Gottheit. Daher glaubten sie, daß die Gottheit den Unschuldigen auch im Feuer erhalten würde. Zudem härteten die alten Deutschen ihre Glieder durch schwere und anhaltende Arbeiten so sehr ab, daß sie der Hitze des Eisens und des Wassers leichter widerstehen konnten. Und vielleicht hatten diese dabey den Grundsatz, daß der, dessen Hände das siedende Wasser ertragen könnten, auch arbeitsam und tapfer, folglich kein niederträchtiger Mensch seyn müsse.

22.

Veränderungen in der Staatsverfassung. Allodien. Lehne. Schädliche Folgen der letztern.

Seitdem die deutschen Völkerschaften sich in verschiedenen Ländern des römischen Reichs feste Wohnsitze erworben hatten, veränderte sich mit ihren Sitten allmählich auch die Staatsverfassung. Sie lernten einsehen, daß man der allgemeinen Sicherheit etwas von der persönlichen Freyheit aufopfern müsse.

Von alten Zeiten her, war bey den deutschen Völkerschaften jeder Landbesitzer ein völlig freyer und unabhängiger Mann. Er gehorchte seinen Anführern im Kriege, aber im Frieden that er, was ihm beliebte, und ließ sich durch kein Gesetz einschränken. Die Könige waren damals im Grunde nichts mehr als Heerführer. Persönliche Talente und Thaten bestimmten die Gränzen ihrer Gewalt. Inzwischen fand doch Erblichkeit der Würde in einer Familie statt, aber ohne daß die Nation sich gerade an den nächsten Abkömmling eines verstorbenen Fürsten gebunden hätte. Unterthan hieß nicht der freygebohrne Nationale, sondern der durch Waffengewalt überwundene Fremde, welcher nach der Strenge des damaligen Kriegsrechts, Leben und was man ihm sonst ließ, als freywillige Wohlthat annahm. Der freygebohrne deutsche Mann würde jedem den Hals

ge-

gebrochen haben, der ihn hätte Unterthan nennen wollen. Er zahlte damals keine Abgaben, als welche blos von Unterthanen erhoben wurden. Er focht in keinem Kriege, als welchen er durch seine Stimme in der allgemeinen Volksversammlung mit beschlossen hatte, und unterwarf sich keinem richterlichen Spruche, ausser dem von seines gleichen. Die Könige zogen ihre Einkünfte blos aus ihren Privatländereyen (Domainen), und aus freywilligen Geschenken, die der Adel bey feierlichen Gelegenheiten für sie zusammen brachte. Dieser Adel theilte sich in den niedern und höhern. Zu dem letztern gehörten Fürsten, Herzoge, Grafen; zu jenem der grösste Theil der freyen Männer, die nur ein paar Leibeigene in ihrem Dienste haben konnten. Die letztern trieben alle Gewerbe. Zuweilen ward einem die Freyheit geschenkt. Bürgerstand kommt in dieser Zeit noch gar nicht vor; was nicht Leibeigen war gieng auf die Jagd und in Krieg. Die Eroberungen, welche man mit gewafneter Hand machte, wurden getheilt. Der Grad bewiesener Tapferkeit entschied wahrscheinlich auch hier die Grösse der Portionen, so wie nach ihm überhaupt die Achtung bey dem Volke sich richtete. Diese gemeinsame Theilung setzte einen jeden in die Nothwendigkeit, das ihm zugefallene Grundstück zu vertheidigen. Folglich behielt er die Waffen in Händen, die er bisher getragen hatte, und er brauchte sie bey einem Kriege nicht

als Söldner, sondern bey eigener Kost; nicht für den König, sondern weil es die Erhaltung seines Privateigenthums und seiner Familie erforderte. Dergleichen eigenthümliche Güter, Allodien genannt, waren völlig frey und unabhängig; die Besitzer waren deswegen durchaus zu keiner persönlichen Dienstleistung oder Abgabe verbunden, sondern sie konnten ganz nach ihrem eigenen Gefallen darüber gebieten.

Allmählich gelang es doch auch den Königen, sich eine grössere Gewalt zu verschaffen, aber erst seit der Zeit, da man sich in fremden Ländern niedergelassen hatte. In Deutschland selbst kannte man nicht einmal den Eid der Treue, der dem Fürsten geleistet worden wäre. Man war weit mehr dem Staat und dem Vaterland, als dem Fürsten ergeben. Niemand war verbunden, ihm unbedingt in den Krieg zu folgen, ausser denjenigen, die sich aus freyer Willkühr an ihn anschlossen, und sein Gefolge ausmachten. In den eroberten Ländern änderte sich aber alles dieses. Das Volk mußte den Eid der Treue ablegen, und die Fürsten suchten ihr Gefolge immer mehr zu vergrößern und fester in ihr Interesse zu ziehen. Dieses Gefolge, diente dem König gleichsam als ein stehendes Heer gegen die Nation selbst, wenn sie schwierig wurde, und gegen Auswärtige, wenn sich die Nation nicht sogleich zum Krieg verstehen wollte. Um diejenigen zu be-

lob-

lohnen, welche die Person des Fürsten umgaben und sein Interesse beförderten, gab man ihnen verschiedene Hofämter, deren Namen theils von dem römischen Kaiserhofe nachgeahmt, theils von Küche und Keller, von Essenauftragen und Weineinschenken hergenommen waren. Daher rühren die Truchsessen, die Erzmundschenken, die Erzkämmerer, Kellermeister, Forstmeister und dergleichen. Kriegsanführer wurden Herzoge genannt; die ein Richteramt verwalteten, hießen Grauen oder Grafen, von ihren ehrwürdigen Greisenhäuptern. Mit diesen Würden belehnte der König seine Getreuen, und-fügte zu jeder derselben die Nutznießung eines königlichen Eigenthums, eines Zolles, einer Jagdfreyheit, eines Kammerguts, auch wohl bey Herzogen und Grafen eines großen Länderbezirks oder Fürstenthums hinzu. Lag dieses an der Gränze oder Mark, so hieß es ein Markgrafthum, befand sich in seinem Umkreise eine königliche Burg (palatium), so hieß es eine Pfalzgrafschaft.

Die Güter, welche der König unter sein Gefolge austheilte, hießen Lehne oder geliehene Güter, im Gegensatz der Alode oder des Eigenthums. Die Besitzer eines königlichen Lehengutes waren verbunden, dem Könige im Krieg zu folgen, auch dann, wenn dieser Krieg eine persönliche Angelegenheit des Regenten, nicht Sache der Nation war.

war. Bey verschiedenen Anlässen, die gemeiniglich geleistete oder noch zu leistende Dienste zum Grunde hatten, ward der Genuß solcher Güter auf Lebenszeit ausgedehnt. Starb aber der Lehnmann, so fiel seine Würde und das damit verbundene Nutzungsgut wieder an den König zurück, der nun wieder einen andern damit belieh. Der Besitzer eines Lehenguts hieß Vasall, d. i. Gesell.

Eigentlich gehörte das Land also dem Könige, und es war nur unter die Großen vertheilt, um diese dadurch zu Kriegs- und Hofdiensten zu jeder Zeit zu verpflichten. Nach dem Beyspiel des Königs fiengen aber in der Folge auch die Großen an, ihren treuen Anhängern Lehengüter zu übertragen, und sie dadurch zu allerley Diensten, besonders im Kriege, zu verbinden. Der eine bekam einen Weiler, der andere eine Mühle, dieser eine Fischerey, jener eine Jagdgerechtigkeit, die er oft wieder von seinen Leibeigenen bewirthschaften ließ, indeß er sich selbst lieber in dem zahlreichen Gefolge des Lehnsherrn herumtummelte. Starb er, so fiel sein Lehen augenblicklich dem Herrn wieder zu, und Weib und Kinder mochten sehen, wo sie blieben. So ward allmählich alles Lehen, und wer noch Allode oder freyes Eigenthum hatte, vertauschte es gerne gegen ein entlehntes Gut (feudum), weil er dadurch in den Schutz eines mächtigen Obern kam, unter dem er sicherer lebte.

Für

Für die deutsche Nationalfreyheit konnte wohl nichts schädlicher seyn, als diese Verfassung. Die Großen verkauften sich an die Könige, und das Volk an die Großen. Es redete nicht mehr durch sich, dachte nicht mehr durch sich, und that nichts mehr durch sich, wie in seinen vorigen Wohnungen, sondern mußte sich von den Großen nach ihrem Belieben führen lassen. Wer frey seyn wollte, für den war weder bey dem Könige, noch bey den Großen Gnade zu hoffen. Diese allein entschieden das allgemeine Interesse des Staats, und der Antheil, den das Volk an der Gesetzgebung gehabt hatte, verschwand gänzlich. So wurde der alte deutsche Nationalgeist, der nichts als Freyheit und Unabhängigkeit athmete, unterdrückt, und die Knechtschaft trat an seine Stelle. Die Großen schienen anfangs blos für den König, und für die Erweiterung seines Ansehens zu arbeiten. In der That waren sie, als ein stehendes Kriegsheer, die Werkzeuge, deren sich der König bediente, um die Freyheit der Nation zu unterdrücken. Aber zuletzt waren diese Vasallen so mächtig, daß sie dem König selbst Gesetze vorschrieben. Auf allerley Wegen wußten sie es dahin zu bringen, daß sie nicht nur den Besitz der Lehen auf Lebenszeit, sondern auch die Erblichkeit derselben erhielten, und sie gewissermassen in Eigenthum verwandelten. So wur-

den sie allmählich unumschränkte Herren, übten eine eigene Landeshoheit aus, und bekümmerten sich wenig um den König. Sie brauchten oft ihre Leute zu Befehdungen ihrer Nachbarn, und führten unter einander selbst Krieg. Das gemeine Volk auf dem Lande, und die Bürger in den Städten blieben ein trauriger Gegenstand der Räubereyen der Lehnsmiliz, von welcher oft große Schaaren im Lande herumschwärmten.

Zuweilen trat wohl ein König auf, der es versuchte, dem Unwesen zu steuren, und der Gewalt seiner Vasallen Grenzen zu setzen. Daraus entstanden aber gewöhnlich Zwistigkeiten und Kriege, wobey der König von seinen Vorrechten insgemein noch mehr verlor, so wie sich auf der andern Seite das Ansehen der Vasallen erweiterte. Bey dieser Verfassung mochte der König Gesetze geben, wie er wollte: sie wurden nicht befolgt, denn der König hatte nicht Macht genug, sie zu vollstrecken. Die unbewafnete Unschuld fand keinen Schutz in den Gerichtshöfen; für Künste und Wissenschaften blieb keine Zeit übrig, und der Handel, welcher auf Polizirung, mildere Denkart, Sitten und geselligen Umgang so entschiedene wohlthätige Folgen hat, konnte bey der allgemeinen Unsicherheit unmöglich in die Höhe kommen. Erst wie es den

Städ-

Städten mit Unterstützung der Fürsten gelang, von der Herrschaft einzelner großer Herren, denen sie mit unterworfen waren, sich zu befreyen, in Gemeinheiten zusammen zu treten, und auf den Reichstägen als ein besonderer Stand zu erscheinen, fiel jene Tyranney des Lehnregiments, die Völker fiengen an sich zu erholen, und die Staaten Ansehen und Macht zu erhalten.

Anzeige

von neuen Verlags-Werken.

Johann Lathams allgemeine Uebersicht der Vögel. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Dr. Johann Matthäus Bechstein, Herzoglich S. Meiningischen Cammer- und Forstrath ꝛc. Vierten Bandes 1ter und 2ter Theil. Mit vielen ausgemahlten Kupfern. Auch unter dem Titel: Kurze Uebersicht aller Vögel nach ihren Kennzeichen der Art, nebst mehrern Zusätzen und Berichtigungen zu Lathams allgemeiner Uebersicht der Vögel, von Dr. Johann Matthäus Bechstein.

Die Zeitumstände sind daran Schuld, daß dieses Werk nicht früher fortgesetzt und erschienen ist, obgleich Recensenten und mehrere Freunde der Vögelkunde den Herrn Verfasser, so wie mich den Verleger daran erinnert haben. Nicht nur den Besitzern der vorhergehenden Theile des Lathamschen Werks werden diese beyden neuen Theile, in welchen sie mit einem Blick jeden Vogel unterscheiden lernen, und zugleich ein vollständiges, von dem Herrn von Rademacher zu Cassel gefertigtes Re-

gister

giſter erhalten, willkommen ſeyn, ſondern auch denen, die daſſelbe nicht haben, indem in Einem Bande allen Liebhabern der Ornithologie die kürzeſte Ueberſicht der Vögel nach ihren Kennzeichen der Art (Differentia ſpecifica) gegeben wird. Um die Deutſchen in einem einzigen Werke mit allen neu entdeckten Vögeln bekannt zu machen, ſind auch zugleich aus den koſtbaren Prachtwerken eines Vaillants, Audeberts ꝛc. die vorzüglichſten, die man noch in keinem deutſchen Buche findet, abgebildet, und es wird damit fortgefahren. Wer aber nur die kurze Ueberſicht aller Vögel haben will, der kann ſie auch ohne Kupfer, und wie geſagt in einem einzigen Band erhalten. Der Preiß ſoll ſo billig als möglich ſeyn.

A. G. Schneider und Weigels
Kunſt- Buch- und Landkartenhandlung
zu Nürnberg.

Neue Topographie von Sachſen.

Die angekündigte hiſtoriſch-ſtatiſtiſche, geographiſche und topographiſche Beſchreibung der königl. und herzogl. ſächſ. Häuſer und Lande überhaupt und der Sachſ. Coburg-Meiningiſchen Lande inſonderheit, mit Inhalt und Regiſter 460 Seiten, von Herrn E. J. Walch, Superintendent zu Salzungen, iſt nun zu Nürnberg

berg erschienen, und für 1 Thlr. 16 gl. sächs. oder 3 fl. rhn. zu haben.

Dieses interessante Werk enthält nicht nur alle Produkte, Fabriken, Ortschaften, alle Merkwürdigkeiten und den Handel, sondern auch die Verhältnisse der herzoglichen Häuser Coburg-Saalfeld, Gotha, Weimar, Eisenach, Henneberg, Hildburghausen, unter sich, ihre Besitzungen und Verfassung bis auf den heutigen Tag, daher dasselbe jedem Geschichtsforscher, Statistiker und Geographen sehr willkommen seyn wird, um so mehr, als es eine beträchtliche Lücke in diesem Fache der Litteratur ausfüllt.

Ferner ist eine Landkarte des Königreichs Sachsen, worauf die herzoglich sächsischen Länder von Meiningen, Coburg und Henneberg mit abgebildet sind, von D. F. Sotzmann, für 12 gl. oder 54 Kr. zu haben, in der

Kunst- und Buchhandlung
A. G. Schneiders und
Weigels zu Nürnberg.

Anzeige von Kunstsachen.

Preislers, J. M. und Ihle Anweisung zur gründlichen Zeichnungskunst für junge Leute und Liebhaber nach Originalzeichnungen in Kupfer gestochen, 12 Hefte Fol. 11 fl.

Diese

Diese Anweisung enthält Umrisse und ausschattirte Figuren des menschlichen Körpers, und verschiedene akademische Stellungen, Landschaften, Thiere, Blumen, zum Nachzeichnen in 70 Blättern Fol. sämmtlich von der Hand dieser berühmten Meister gezeichnet.

Ferner Poussin und Laireſſe Zeichnungsbücher mit Kupfern, Leonhard da Vinci und Laireſſe groſſes Mahlerbuch, durch Kupfertafeln erklärt, desgleichen

Kupferstiche zum Nachzeichnen und Illuminiren nach der Regel der Kunst gezeichnet. Wovon ein Verzeichniß ausgegeben wird, in A. G. Schneider und Weigels Kunst- und Buchhandlung am Josephsplatz.

Neue Verlags-Bücher zur Jubilate Messe 1811.

A new Collection of Commercial-Letters, 8. 12 gr. oder 54 kr.

— — — — of Familiar-Letters, 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Baur, Sam. interessante Sitten- und Charakter-Gemälde aus der deutschen Geschichte, für die Jugend, 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Bech-

Bechsteins, J. M. kurze Uebersicht aller Vögel nach ihren Kennzeichen der Art, mit Zusätzen und Berichtigungen, gr. 4. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr. ohne Kupfer s. Latham.

— — — dessen getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, 8r Band, 7s bis 10s Heft, illuminirt, mit Register, jedes Heft 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

— — — der 8te Band in 10 Heften complett, illuminirt, kostet 6 Thlr. 16 gr. oder 12 fl. 12 kr.

Calender auf fünf Jahre, von 1811 bis 1815. 8.

Desseins, neue, für Frauenzimmer, zur künstlichen Strickerey, 2 Hefte in 30 Blättern, illum. 4. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Gütle, J. C. Beschreibung und Abbildung einer neuen Elektrisirmaschine. Ein Nachtrag zu seiner Beschreibung verschiedener Elektrisirmaschinen, mit 1 Kupf. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Lathams, Joh. Uebersicht der Vögel, 4n Bandes erster oder 7ter Theil, mit 44 illuminirten Kupf. gr. 4. 5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr. Ist mit obigem Bechstein einerley.

Schulbuch, kleines, zum Lesen und Denken, mit Kupfern, N. A. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Walchs, C. Jul. Topographie von Sachsen, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

13
2
20
28
30
43
49
52
79
101
131

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Interessante Sitten- und Charaktergemählde aus der teutschen Geschichte zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

Nürnberg 1811

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.2208
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11097188-3